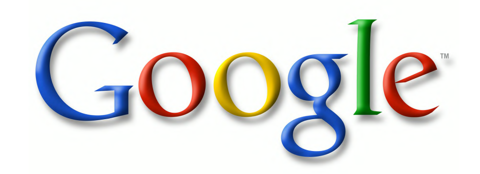
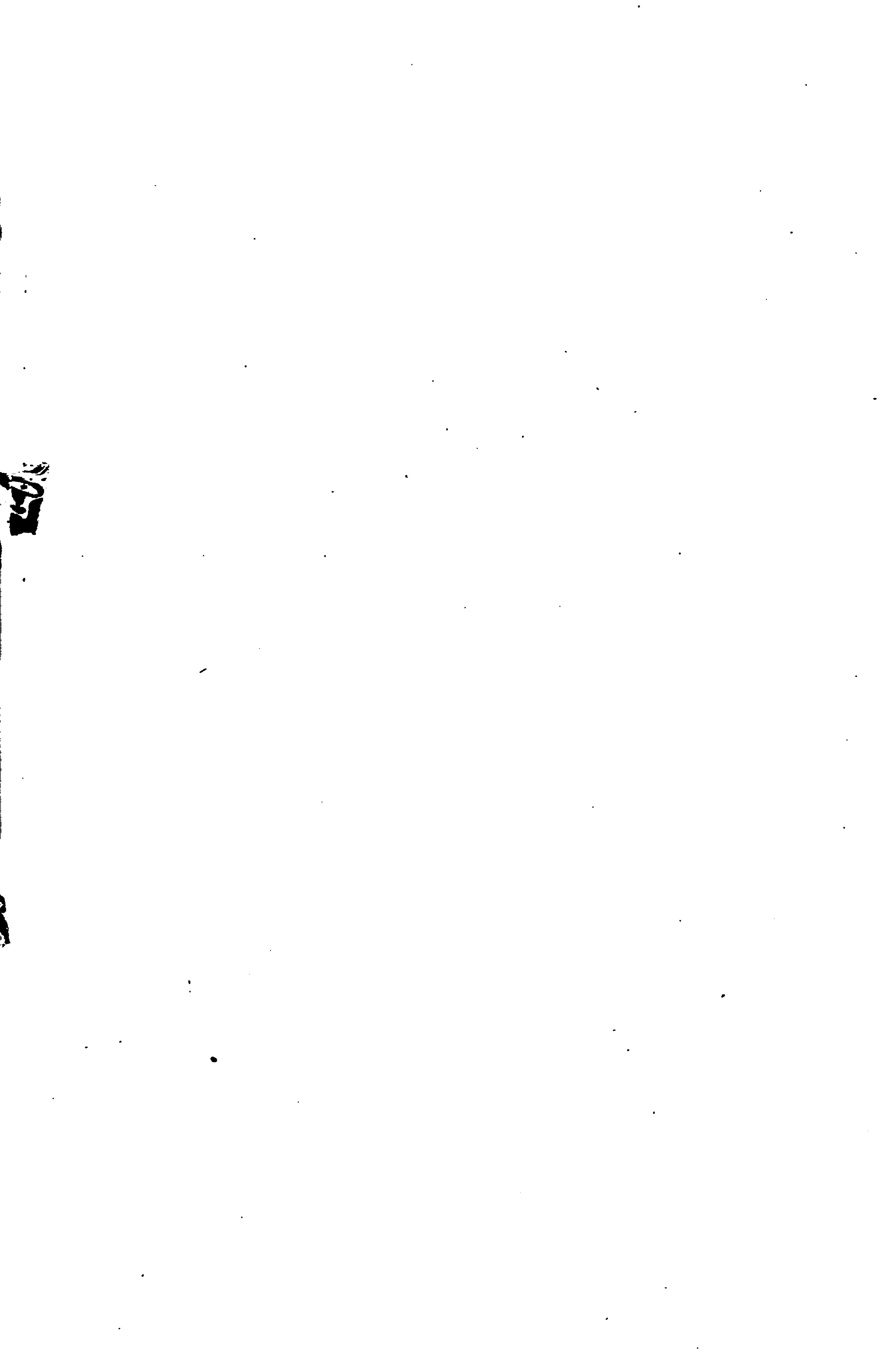
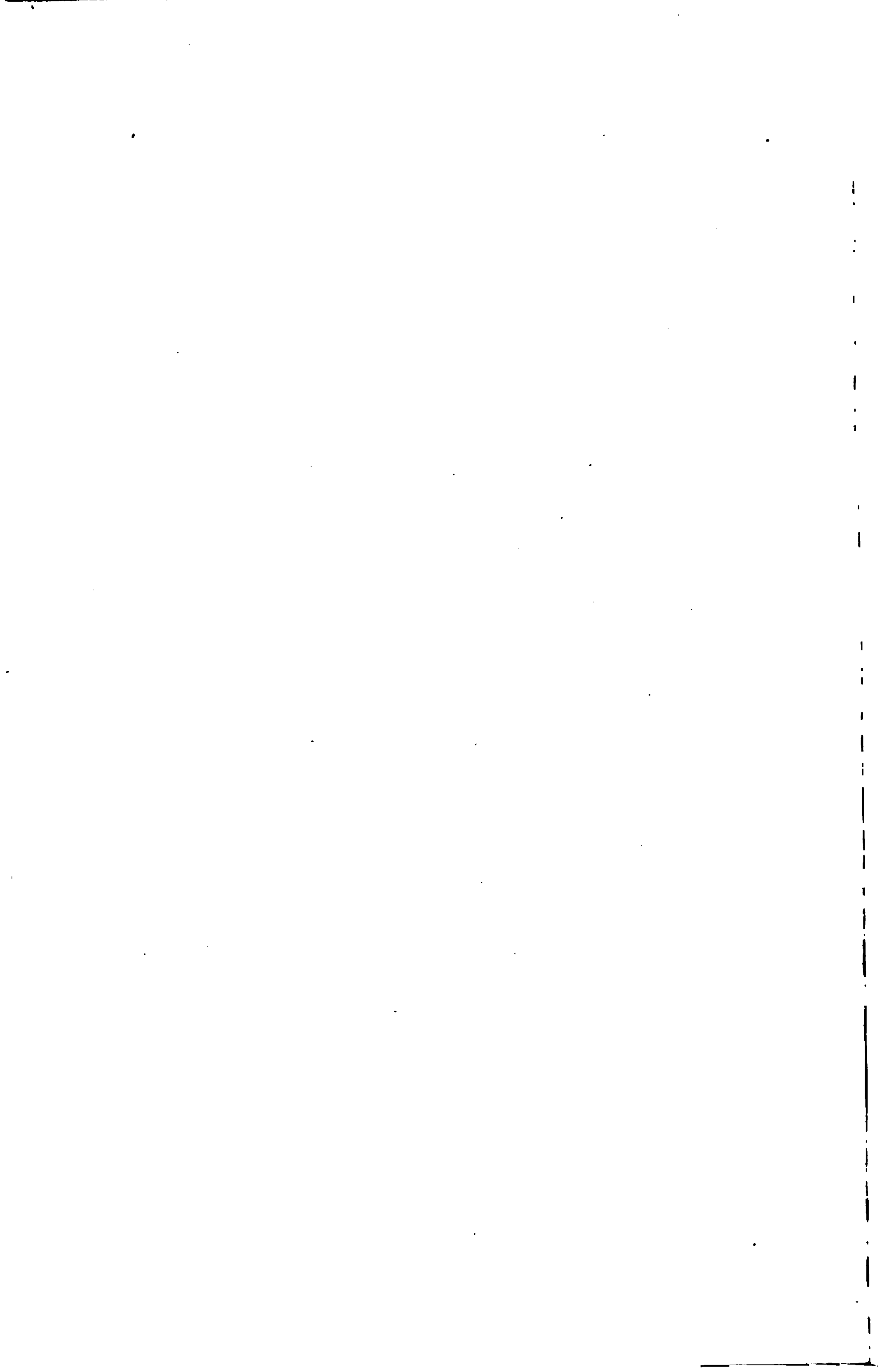
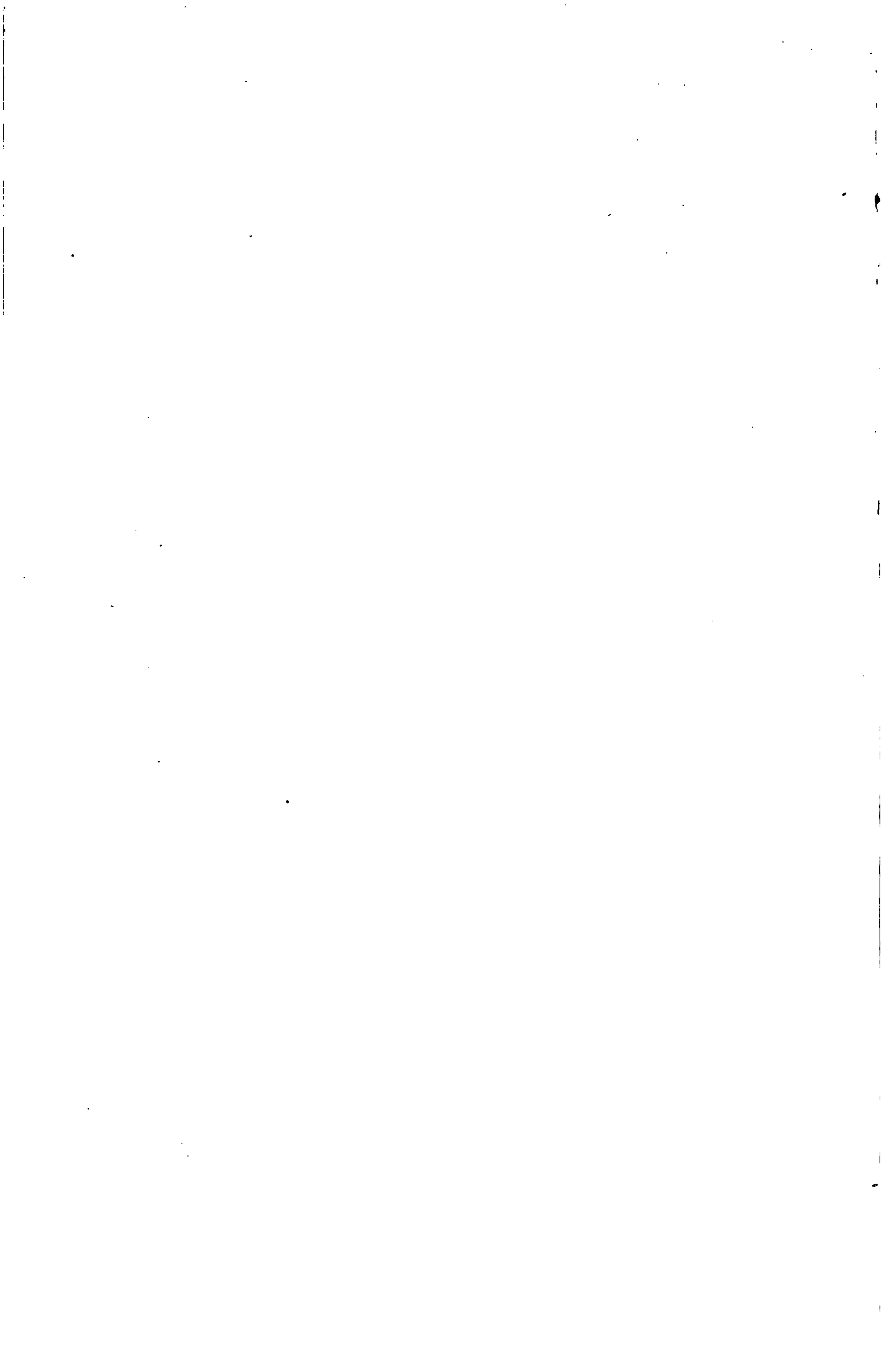








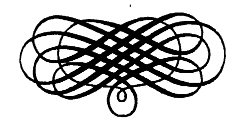




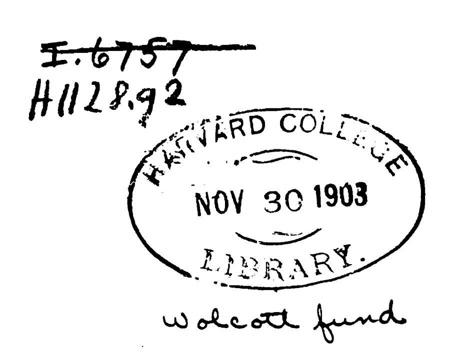
Essays aus neuerer Geschichte

von

Karl Theodor Heigel,
Professor der Geschichte an der Universität München.



1892.
München, Stuttgart, Leipzig.
C. C. Buchner Verlag.



Druck von Dr. M. Huttler, Konrad Fischer, München.



Vorwort.

Zum vierten Mal trete ich mit einer Sammlung historischer Aufsätze in die Öffentlichkeit. Möge das neue Bändchen ebenso freundliche Aufnahme finden, wie seine Vorgänger!

Ich biete den Gewinn redlicher Arbeit. Doch nicht an den Gelehrten, für den es ja Pflicht wie Genuß ist, selbst aus den Quellen zu schöpfen, habe ich bei meiner Darstellung von Menschen und Ereignissen gedacht, sondern an jene Gebildeten, die in freien Stunden zu einem Buche greifen, um sich zugleich zu erholen und zu unterrichten, und am liebsten zu einem Buche, das nicht Erdichtetes, sondern Geschehenes, kurz, aber anschaulich, ohne streng wissenschaftliche Erörterungen, dennoch vertrauenswürdig berichtet.

Wenn aber ein Eingeweihter das Buch zur Hand nehmen sollte, wird er sich überzeugen, daß es nicht Allbekanntes enthält, und daß ich das Mitgeteilte nicht „von zweiter Hand" empfangen habe. Man kann in der Geschichte auch eine Kunst erblicken — zu dieser Anschauung bekennt sich der Verfasser — und das ästhetische Interesse sehr hoch stellen, ohne doch das wissenschaftliche zu beeinträchtigen. —

Freilich, das Ganze ist bunt wie eine Stiftmalerei. Metternich und der bayrische Hiesel, — Voltaire und die gestrengen Staatskünstler von Münster und Osnabrück, — Philipp Egalité

und Franz von Kobell! — Doch warum sollten Kleine und Große, Staatsmänner und Staatsfeinde, französische und bajuwarische Schöngeister in einer Sammlung historischer Essays nicht ebenso gut zusammengestellt werden dürfen, wie in einer Gemäldesammlung niederländische Zechbrüder und römische Vestalinnen, in einer Blumenlese Klopstock und Béranger? Und ein Merkmal ist den Gestalten gemeinsam, jede ist eine feste Persönlichkeit und jede doch kennzeichnend für die Gesellschaft, aus der sie im guten oder schlechten Sinne hervortraten.

Die meisten Aufsätze sind schon in Zeitschriften veröffentlicht gewesen. Indeß — der Schriftsteller kommt doch erst zu seinem Recht, wenn er für sich allein betrachtet wird! Ob es sich aber verlohnte, das Zerstreute zu sammeln, das Vergessene nochmals in Erinnerung zu bringen, möge der Leser beurteilen.

München, im Juni 1892.

Der Verfasser.

Inhalts-Uebersicht.





Metternich.

Als einmal — erzählt Macaulay — im Salon der Lady Holland Metternich mit Mazarin verglichen wurde, erhob der anwesende Talleyrand lebhaften Einspruch. Das dürfe, das könne man nicht! Vor allem: der Kardinal habe wohl getäuscht, doch nie gelogen; Herr von Metternich dagegen lüge immer und täusche nie!

Das war das Wort eines Nebenbuhlers, und zwar eines Nebenbuhlers, der in Verlogenheit und Heuchelei ein Künstler ersten Ranges war und die Verwertung dieser beiden Talente sicherlich für die wahre Staatskunst hielt, wenn auch gerade er nur das Wohl der Völker und die Gerechtigkeit als erste Pflicht der Herrschenden im Munde führte. Für das Urteil Talleyrands maßgebend war immer und einzig der Erfolg. Doch auch in dieser Beziehung hatte er keinen Grund, geringschätzig von seinem Kollegen zu sprechen. Der österreichische Kanzler hat länger denn drei Jahrzehnte hindurch in einer Zeit, die an bedeutenden Köpfen keineswegs arm war, die Staats- und Welthändel geleitet, und seine Grundsätze sind diese lange Zeit Maß und Richtschnur für alle kontinentalen Regierungen gewesen. Er war eine Macht. Dazu gehört nicht nur Charakter, sondern auch Talent. Kein Historiker wird heute noch jenes andere Wort eines anderen Nebenbuhlers und Berufsgenossen, das ebenso kurze wie kurz-

sichtige Urteil Lord Hollands über Metternich gelten lassen: eine große Mittelmäßigkeit!

Da war denn doch die Bemerkung Talleyrands ungleich witziger und in gewissem Sinne auch sehr viel richtiger. —

Was ist die Aufgabe des Staatsmannes?

Man braucht nicht mit de Maistre der Politik alle Moral und alles menschliche Empfinden abzusprechen und die Gerechtigkeit einer Regierung mit der Keuschheit eines Eunuchen zu vergleichen. Aber alles in allem ist die Aufgabe eines Staatenlenkers die Behandlung der Machtfragen im Nutzen und zum Vorteil seines Staates. Interessenpolitik ist das entsprechende Fremdwort. Wenn der größte Staatsmann unseres Jahrhunderts in seiner gegenwärtigen Muße sich entschlösse, Macchiavellis Buch vom Fürsten einer zeitgemäßen Bearbeitung und Umarbeitung zu unterziehen, würde er den bekannten Satz, daß ein Fürst je nach Umständen Fuchs oder Löwe sein müsse, wahrscheinlich stehen lassen. Um Frankreich vor dem Untergange zu retten, setzte Mazarin die Moral beiseite und das Recht außer Kraft. König Friedrich II. von Preußen stellte die Sicherheit und das Ansehen seines Staates über alles; um Preußen zu einer selbständigen Macht zu erheben, handelte er einzig nach den Geboten der Klugheit und erntete nach dem Recht des Starken.

Aber nun vergleiche man die Schriften Mazarins und Friedrichs mit denjenigen Talleyrands und Metternichs! Sowohl der Italiener, wie Preußens König beschönigen und bemänteln nichts, sondern erzählen mit wahrhaft jugendlicher Rückhaltlosigkeit: wir handelten so, weil die Wohlfahrt des Staates es verlangte. Sie sind Realpolitiker in That und Wort. Talleyrand dagegen — seine Memoiren liefern dafür einen neuen Beweis! — kann nur leugnen oder prahlen, und Metternich nun gar schlägt den Ton des edelmütigsten Tugendpredigers an. Friedrich will Preußen vergrößern und bekennt es frei. Metternich ist auch nicht blöde, einzusacken, aber wenn man ihn hört, that er es nicht seinem Kaiser und seinem Staate zuliebe, sondern — im Interesse der göttlichen Weltordnung. Er handelt wie Philipp

von Macedonien, aber er spricht wie ein Platoniker. Friedrich sagt: „Die schwierige Lage, in der sich mein junger Staat befand, zwang mich zu solchen Umtrieben!“ Metternich dagegen erklärt alle seine Handlungen aus seiner Persönlichkeit, die er für die Vorsehung Europas hält. Und ihm wurde niemals vor seiner Gottähnlichkeit bange! Ein Mann, der lieber ergattert als erobert, der nach einem unfehlbaren Princip alles entwickelt und mit seinem Princip alles entschuldigt, mag eine Zeit lang über erschöpfte und eingeschüchterte Geister herrschen. Doch auf die Dauer können die Völker Kraft und Größe nicht entbehren. Und wenn der Große, der Heros, nicht erscheint, fühlen sich die Massen als Helden. Dann stürzen die Götzen!

Welcher Haß im Volke gegen die Metternich'sche Weltordnung sich angesammelt hatte, zeigte sich, als der erste Straßenauflauf in Wien genügte, das „große System“, dem Österreich immerhin seine Führerrolle verdankte, hinwegzufegen. In den zahlreichen Flugschriften, welche jene Bewegung hervorrief, wird Metternich nur mit Verwünschungen genannt; für alles Unheil, das im neunzehnten Jahrhundert den Völkern beschert worden war, wurde Metternich verantwortlich gemacht. Ebenso unerbittlich wurde von Hormayr, Varnhagen, Wirth, Hagen, Adolf Schmidt, Zimmermann u. a. mit dem Metternich'schen Regiment Abrechnung gehalten. Es dauerte Jahre, bevor Stimmen zu seinen gunsten in der Öffentlichkeit laut werden durften; ein Umschwung der öffentlichen Meinung fand auch niemals statt, obwohl im Lauf der Jahre sogar von Geschichtsforschern norddeutschen Stammes und freisinniger Richtung so manches zur Verteidigung und zum Lobe Metternichs gesagt wurde. Die Freude, mit der die Nachricht, daß die Familie des Staatsmannes hinterlassene Denkwürdigkeiten veröffentlichen wolle, von allen begrüßt wurde, ist ein Zeugnis für den Gerechtigkeitssinn und die Versöhnlichkeit der Deutschen.

Das mit so großer Spannung erwartete Werk liegt nunmehr in acht Bänden abgeschlossen vor uns. Schon die Gesamtüberschrift „Aus Metternichs nachgelassenen Papieren“ deutet an, daß das

Ganze kein einheitliches, wohlgerundetes Werk bildet. In der That sind es nur lose aneinander gereihte Aufzeichnungen des Staatsmannes über sein Leben und Wirken mit einem Anhang von Briefen und Aktenstücken, welche die im Text berichteten Thatsachen erhärten und erläutern sollen. Von welchem Gesichtspunkte aus der Herausgeber, der Sohn des Kanzlers, die geschichtliche Persönlichkeit Metternichs betrachtet, spricht das Vorwort deutlich aus: „Die legitime Monarchie, aufgebaut auf der historisch gegliederten Gesellschaft und beseelt vom Geist des Christentums, das war Metternichs politisches Ideal; auf dieser Grundlage alle Monarchien zu vereinigen, betrachtete er als die höchste Aufgabe seines Lebens."

Diese Auffassung des siècle de Metternich ist beim Sohne begreiflich. Sehen wir nun zu, inwiefern sie vor dem unparteiischen Leser und Forschen durch die „nachgelassenen Papiere" gerechtfertigt wird.

Da ist vor allem eins festzustellen. Die Aufzeichnungen sind vom Kanzler nicht etwa unmittelbar nach den jeweiligen Ereignissen gemacht worden. Das älteste Schriftstück ist der Aufsatz „Zur Geschichte der Allianzen von 1813 und 1814" und erst im Jahre 1829 geschrieben, und zwar mit der Absicht auf Veröffentlichung geschrieben. Das wichtigste Stück bilden die „Materialien zur Geschichte meines öffentlichen Lebens", die nur bis zum Jahre 1810 heraufreichen, die aber erst 1844 niedergeschrieben sind, also zu einer Zeit, da Metternich schon seit 44 Jahren im Staatsdienst stand, im 36. Jahre leitender Minister war. Das letzte Stück der Selbstbiographie ist der „Leitfaden zur Erklärung meiner Denk- und Handlungsweise", der vollends erst 1852 niedergeschrieben wurde, also zu einer Zeit, da er als abgesetzter Minister menschlicherweise das Alte nicht ohne Selbstgefälligkeit darstellen und das Neue nicht ohne Verbitterung beurteilen konnte.

Mit anderen Worten, gerade diejenige Zeit, da Metternich im Zenith seiner Macht stand und den größten Einfluß auf die Geschicke Europas übte, wurde erst so viel später von ihm

schriftlich dargestellt, daß wir zum Zweifel an der Unparteilichkeit der Schilderung berechtigt sind. Der Besiegte will Geschichte schreiben, aber unter der Feder wird es eine Verteidigung.

Menschlich erklärlich, aber auch unbestreitbar klar ist es — schon Rogge und Bailleu haben darauf aufmerksam gemacht —, daß der Metternich, der in den Denkwürdigkeiten zu uns spricht, ein anderer ist als der Metternich, der diese Depeschen an seinen Kaiser und jene Briefe an Familienangehörige und vertraute Freunde verfaßte; ja, eben die Schriftstücke, die zur Bekräftigung und Beleuchtung des Textes dienen sollen, werden zuweilen zum klarsten Beweis, daß der historische Metternich von ganz anderen Grundsätzen und Absichten geleitet wurde, als uns der Memoirenschreiber Metternich glauben machen will.

Mit der ganzen Gattung der historischen Litteratur, der sie angehören, teilen die Memoiren Metternichs den Mangel an Genauigkeit und Gründlichkeit. Dies von Fall zu Fall nachzuweisen, kann ich mir hier nicht gestatten; ich muß mich auf einzelne Beispiele beschränken, daß die Quelle Metternichs, sein Gedächtnis, nicht immer zuverlässig gewesen ist.

Leider indes können wir aus Metternichs eigenen Aktenstücken, wie aus anderen glaubwürdigen Zeugnissen beweisen, daß er es in seiner Selbstbiographie mit der Wahrheit überhaupt nicht genau nahm. Er schiebt seine Persönlichkeit mit einer Selbstgefälligkeit, die stellenweise geradezu unerträglich wirkt, in den Vordergrund aller Dinge; er erfindet, um das Erfolglose zu beschönigen und das Ungerechte zu bemänteln, er verschweigt, was nicht verschwiegen werden durfte, kurz, seine Aufzeichnungen leiden an Schwächen, die mindestens ebenso schwer wiegen, wie die glänzenden Vorzüge.

Dies gilt insbesondere von der Schilderung der Jugendzeit. Klemens Graf Metternich, geboren am 15. Mai 1773, aus einem alten rheinischen Edelgeschlecht, dessen Mitglieder seit dem sechzehnten Jahrhundert an mehreren katholischen Höfen Oberdeutschlands einflußreiche Hof- und Staatsämter bekleideten, war

Ganze kein einheitliches, wohlgerundetes Werk bildet. In der That sind es nur lose aneinander gereihte Aufzeichnungen des Staatsmannes über sein Leben und Wirken mit einem Anhang von Briefen und Aktenstücken, welche die im Text berichteten Thatsachen erhärten und erläutern sollen. Von welchem Gesichtspunkte aus der Herausgeber, der Sohn des Kanzlers, die geschichtliche Persönlichkeit Metternichs betrachtet, spricht das Vorwort deutlich aus: „Die legitime Monarchie, aufgebaut auf der historisch gegliederten Gesellschaft und beseelt vom Geist des Christentums, das war Metternichs politisches Ideal; auf dieser Grundlage alle Monarchien zu vereinigen, betrachtete er als die höchste Aufgabe seines Lebens."

Diese Auffassung des siècle de Metternich ist beim Sohne begreiflich. Sehen wir nun zu, inwiefern sie vor dem unparteiischen Leser und Forschen durch die „nachgelassenen Papiere" gerechtfertigt wird.

Da ist vor allem eins festzustellen. Die Aufzeichnungen sind vom Kanzler nicht etwa unmittelbar nach den jeweiligen Ereignissen gemacht worden. Das älteste Schriftstück ist der Aufsatz „Zur Geschichte der Allianzen von 1813 und 1814" und erst im Jahre 1829 geschrieben, und zwar mit der Absicht auf Veröffentlichung geschrieben. Das wichtigste Stück bilden die „Materialien zur Geschichte meines öffentlichen Lebens", die nur bis zum Jahre 1810 heraufreichen, die aber erst 1844 niedergeschrieben sind, also zu einer Zeit, da Metternich schon seit 44 Jahren im Staatsdienst stand, im 36. Jahre leitender Minister war. Das letzte Stück der Selbstbiographie ist der „Leitfaden zur Erklärung meiner Denk- und Handlungsweise", der vollends erst 1852 niedergeschrieben wurde, also zu einer Zeit, da er als abgesetzter Minister menschlicherweise das Alte nicht ohne Selbstgefälligkeit darstellen und das Neue nicht ohne Verbitterung beurteilen konnte.

Mit anderen Worten, gerade diejenige Zeit, da Metternich im Zenith seiner Macht stand und den größten Einfluß auf die Geschicke Europas übte, wurde erst so viel später von ihm

schriftlich dargestellt, daß wir zum Zweifel an der Unparteilichkeit der Schildernng berechtigt sind. Der Besiegte will Geschichte schreiben, aber unter der Feder wird es eine Verteidigung.

Menschlich erklärlich, aber auch unbestreitbar klar ist es — schon Rogge und Bailleu haben darauf aufmerksam gemacht —, daß der Metternich, der in den Denkwürdigkeiten zu uns spricht, ein anderer ist als der Metternich, der diese Depeschen an seinen Kaiser und jene Briefe an Familienangehörige und vertraute Freunde verfaßte; ja, eben die Schriftstücke, die zur Bekräftigung und Beleuchtung des Textes dienen sollen, werden zuweilen zum klarsten Beweis, daß der historische Metternich von ganz anderen Grundsätzen und Absichten geleitet wurde, als uns der Memoirenschreiber Metternich glauben machen will.

Mit der ganzen Gattung der historischen Litteratur, der sie angehören, teilen die Memoiren Metternichs den Mangel an Genauigkeit und Gründlichkeit. Dies von Fall zu Fall nachzuweisen, kann ich mir hier nicht gestatten; ich muß mich auf einzelne Beispiele beschränken, daß die Quelle Metternichs, sein Gedächtnis, nicht immer zuverlässig gewesen ist.

Leider indes können wir aus Metternichs eigenen Aktenstücken, wie aus anderen glaubwürdigen Zeugnissen beweisen, daß er es in seiner Selbstbiographie mit der Wahrheit überhaupt nicht genau nahm. Er schiebt seine Persönlichkeit mit einer Selbstgefälligkeit, die stellenweise geradezu unerträglich wirkt, in den Vordergrund aller Dinge; er erfindet, um das Erfolglose zu beschönigen und das Ungerechte zu bemänteln, er verschweigt, was nicht verschwiegen werden durfte, kurz, seine Aufzeichnungen leiden an Schwächen, die mindestens ebenso schwer wiegen, wie die glänzenden Vorzüge.

Dies gilt insbesondere von der Schilderung der Jugendzeit. Klemens Graf Metternich, geboren am 15. Mai 1773, aus einem alten rheinischen Edelgeschlecht, dessen Mitglieder seit dem sechzehnten Jahrhundert an mehreren katholischen Höfen Oberdeutschlands einflußreiche Hof- und Staatsämter bekleideten, war

der älteste Sohn des Grafen Franz Georg von Metternich, der zuerst in kurtrierschen, später in kaiserlichen Diensten rege diplomatische Thätigkeit entfaltete. Den ersten Unterricht genoß Klemens im Elternhause. In den Memoiren wird versichert, er sei gegen Willen und Neigung in die staatsmännische Laufbahn gedrängt worden; er würde sich am liebsten sein Leben lang mit Naturwissenschaften beschäftigt haben; nur die Aussicht, in wahrhaft christlichem Sinne als Diplomat wirken zu können, habe ihn bewogen, seinem Hange zur stillen Gelehrtenthätigkeit zu entsagen. Doch alles, was sonst aus der Jugendzeit des angeblichen Bücherwurmes bekannt ist, widerspricht dieser Darstellung. An den Höfen der geistlichen Kurfürsten, an denen sein Vater als Gesandter lebte, herrschten sehr freie Sitten, und der kaiserliche Gesandte stand im Rufe, von dieser Freiheit vollen Gebrauch zu machen. In solcher Umgebung und mit solchem Beispiel vor Augen wird man kein Bücherwurm. Aber möglicherweise wurde er während der Straßburger Universitätsjahre ein anderer. Dem widerspricht seine erste, unmittelbar nach seinem Abzuge von der Hochschule veröffentlichte litterarische Arbeit, die Flugschrift „Über die Notwendigkeit allgemeiner Volksbewaffnung“. Das ist nicht die Sprache eines den Welthändeln abgewandten und abgeneigten Geistes! Die Spitze ist allerdings gegen Frankreich, doch nur Frankreich, das revolutionäre Frankreich, lehrte ihn so die Klinge führen.

Der jugendliche Verfasser spricht zwar zum Schutze der alten Staatseinrichtungen, doch die Waffen, die er empfiehlt, würden vom späteren Kanzler barsch zurückgewiesen worden sein. Der Sturm und Drang jener Jahre hatte auch den Grafensohn erfaßt, sein Aufruf zu allgemeiner Volksbewaffnung war auch nur ein Widerhall des Ça ira.

Nach längerem Aufenthalt in England in sein Vaterland zurückgekehrt, vermählte sich Metternich mit der Enkelin des Fürsten Kaunitz. Um sich die mächtige Gönnerschaft zu sichern, sagen die Mißtrauischen. Das kann man behaupten, nicht beweisen. Er hatte selbst alles Zeug zum Erfolg; er besaß die

sämtlichen Eigenschaften zu einem staatlichen Geschäftsträger damaligen Stiles, verhältnismäßig ausgezeichnete Eigenschaften: körperliche und geistige Geschmeidigkeit, mehr Verstand als Einbildungskraft, das richtige Äußere und das rechte Gewissen.

„Bis an die Schwelle des Greisenalters" — so schildert Freiherr von Hormayr den Kanzler, an dem er sich für die Festungshaft in Muncacs in unedler Weise durch gehässige biographische Beiträge zu rächen suchte — „war er in Wuchs und Gestalt, Blick und Bewegung eine anmutige Erscheinung. Seine Statur war die des Mittelschlags und zeigte durchweg Ebenmaß, die hohe, gewölbte Stirn, die hellen, blauen Augen voll Milde, die nur mäßig gebogene Nase, die schönfarbigen, so reichen als weichen, sorgfältig geordneten Haare bildeten ein zaubervolles Ganze. Nur um den höchst einladenden Mund spielte ein halb lächelnder, sybaritischer, zugleich listiger und lüsterner Zug, der einem Antinous oder einem Lieblingsfaun des Persius oder Juvenal hätte angehören können." Es fehlte ihm auch nicht an jenem Zauber, der die Frauenherzen gewinnt und nicht selten den Diplomaten ihre Geschäfte erleichtert. Er war lebhaft, ohne jemals leidenschaftlich zu werden, er konnte mitteilsam erscheinen, ohne etwas mitzuteilen.

Mit solchen Anlagen läßt sich aber der Hang zu stiller Gelehrtenthätigkeit schwer vereinigt denken; auch der junge Metternich wird „das reizende Bild eines großen, erhabenen Ruhmes verfolgt haben", wenn auch nicht, wie Tacitus von Gnäus Agricola behauptet: „mit Heftigkeit ohne Vorsicht", sondern mit Vorsicht ohne Heftigkeit.

Schon mit 24 Jahren wurde Metternich mit einer diplomatischen Aufgabe betraut; er vertrat auf dem Rastatter Kongreß den westfälischen Grafenverband. Seine ganze Arbeit bestand freilich nur darin, am Platze zu sein. Aber der Platz war ihm nützlich. Denn da in jenem Kongreßstädtchen die höchsten Würdenträger aller Großmächte versammelt waren, hatte er zur Muße auch die Gelegenheit, vorteilhafte Beziehungen anzuknüpfen. Außerdem ging er mit seinem ebenfalls anwesenden Vater in die

Wette galanten Abenteuern nach. Einen „abgründlich leichtsinnigen Lebemann“ nennt ihn Stadion, einen „ministre papillon“ Graf Nostiz. Das stimmt wenig zu dem Bild, das in den Memoiren von dem gesinnungstüchtigen, christlichen Jüngling entworfen wird.

Fürst Kaunitz empfahl dem Kaiser den Gatten seiner Enkelin der „ein perfekter Kavalier“, „ein aimabler Mensch von niedlichster Verve“ sei, zu einem Gesandtschaftsposten. 1801 erfolgte denn auch die Ernennung Metternichs zum Gesandten in Dresden.

Die Aufgabe war, über russischen und französischen Einfluß am sächsischen Hofe sich zu unterrichten. Daß Metternich gleichzeitig der Fürstin Bagration und der Herzogin von Sagan huldigte, geschah wahrscheinlich im Interesse des Dienstes — von Amtswegen. In den Denkwürdigkeiten aber versichert uns Metternich gravitätisch, daß ihm von Anfang an die „leichtfertigen Usancen“ der Staatsmänner ein Greuel gewesen seien und daß er schon in Dresden begonnen habe, eine neue Staatskunst nach streng sittlichen Grundsätzen zu schaffen.

Wichtiger und schwieriger wurden seine Aufgaben, als er 1803 zum Gesandten in Berlin befördert wurde. Es handelte sich darum, die freundlichen Beziehungen Preußens zu Frankreich zu lockern und es für ein Bündnis mit Österreich und Rußland zu gewinnen. Das ist dem Grafen Metternich bekanntlich nicht gelungen. Der Verfasser der Denkwürdigkeiten, der sich inzwischen gewöhnt hatte, sich als fleischgewordene Staatsweisheit zu betrachten, gibt dem Zaren schuld. Das Drohen und Drängen Alexanders habe den im Ehrenpunkte sehr empfindlichen König von Preußen abgehalten, mit Frankreich zu brechen; Metternich habe das Mißlingen unter diesen Umständen vorausgesehen.

Vergleichen wir nun damit die Depeschen Metternichs an seinen Hof. Sie zeigen uns den jungen Diplomaten in voller Übereinstimmung mit den russischen Staatsmännern. Er hält genau wie sie dem ängstlichen Friedrich Wilhelm gegenüber ein strammes, drohendes Auftreten für das richtige Mittel. Und

als trotz allem Poltern der Zweck nicht erreicht wird, schiebt er die Schuld nicht auf die Methode, sondern auf den russischen Kollegen Alopäus, weil dieser noch lange nicht schneidig genug vorgegangen sei.

Doch wollen auch wir nicht vergeßlich sein. Eben in jenen Berichten aus Berlin erscheint Metternich als ein ebenso scharfsichtiger, wie unermüdlich thätiger Staatsdiener. Klarer als irgend ein anderer Politiker erkannte er den Niedergang des Staates Friedrichs des Großen; namentlich die Wehrkraft des gefürchteten Soldatenvolkes, erklärt er, sei so wenig mehr die alte, daß der nächste Krieg für Preußen nur Niederlage bringen könne.

Nach kurzem Aufenthalt in Petersburg kam Metternich im August 1806 nach Paris. Den „unparteiischen Zuschauer" will er — nach den Memoiren — dort gemacht haben. Auch für diese Behauptung erbringen aber die Depeschen, die uns über den Verkehr zwischen den Kabinetten von Wien und Paris genau unterrichteten, keineswegs den Beweis. Metternich war damals von der Unüberwindlichkeit Napoleons fester denn je überzeugt. Die lockenden Anträge des Imperators, der einen Kreuzzug gegen die Türken vorschlug und reichen Ländergewinn für Österreich in Aussicht stellte, gewannen ihn ganz und gar, er erklärte sich rückhaltlos für das Zusammengehen mit Frankreich! Die Brutalität Napoleons gegen Spanien erpreßte ihm zwar einen Weheruf über das versumpfte Europa, das sich solche Vergewaltigung durch einen genialen Abenteurer und Emporkömmling gefallen lassen müsse, aber dieser Zorn bewog ihn nicht, dem Plane gemeinsamen Handelns in der orientalischen Frage zu entsagen.

Wenn schließlich doch in Wien die Überzeugung siegte, daß dem Eroberungsgelüste des Korsen ein Damm gesetzt werden müsse, so war nicht Metternich, wie man später aus vereinzelten Entrüstungsphrasen herauslesen wollte, sondern Stadion die Seele des Widerstandes.

Auch als der Krieg von 1809 für Österreich nach dem Ehrentag von Aspern die Niederlage von Wagram brachte, war es in erster Reihe Metternich, der in der Unterredung mit Kaiser Franz zu Ernstbrunn zu raschem Friedensschluß mit dem Unwiderstehlichen riet. An dieser Thatsache wird dadurch nichts geändert, daß er „Lavieren, Ausweichen und Schmeicheln“ nur als zeitweiliges Mittel zum Zweck „bis zum Tage der allgemeinen Abrechnung“ empfiehlt.

Grimmig kann sein Zorn über Napoleon und die napoleonische Zwingherrschaft nicht gewesen sein, sonst würde er sich bei der Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Luise anders verhalten haben. Nach Metternichs Darstellung wäre der Plan französischen Ursprungs gewesen und zuerst vom Grafen Laborde, der schon bei den Friedensverhandlungen in Wien vertrauliche Winke habe fallen lassen, in Worte gekleidet worden; Napoleon selbst habe dann auf einem Maskenball die Gräfin Metternich zur Vertrauten seiner Wünsche gemacht; im unmittelbaren Auftrag Napoleons habe Metternich die Verhandlungen in Wien weitergeführt bis zur Unterzeichnung des Ehevertrags, wobei jedoch von vornherein auf ausdrückliches Verlangen des kaiserlichen Brautvaters am Princip festgehalten worden sei, daß keine Bedingung von der einen oder anderen Seite gestellt werden dürfe. „Es giebt Opfer, die durch nichts, was einem Handel nahe kommt, befleckt werden dürfen!“

Allein auch hier verwechselt Metternich die Rolle, die er später gern gespielt haben möchte, mit derjenigen, die er wirklich gespielt hat. In Welschingers jüngst erschienener Monographie über die zweite Heirat Napoleons wird der Nachweis geliefert, daß gerade Metternich in der Heiratsgeschichte als erster Versucher an den Kaiser herantrat. Im Sinn und Auftrag Metternichs, der inzwischen im Oktober 1809 als Minister des kaiserlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten an Stadions Stelle getreten war, übernahm Floret, der Sekretär der österreichischen Gesandtschaft, das heikle Geschäft eines Ehestifters. Er sprach in vertraulicher Weise sein Bedauern darüber aus,

daß Napoleon eine russische Prinzessin — denn auch nach der Scheidung von Josephine dachte Napoleon nur an die Schwester des Zaren — und nicht lieber die Tochter des Kaisers mit seiner Hand beglücken wolle: erst diese Andeutung, die an Durchsichtigkeit nichts zu wünschen übrig ließ, gab den Wünschen und Plänen Napoleons eine andere Richtung. Wer sich gründlichen Ekel an der hohen Politik von damals holen will, lese bei Welschinger die Geschichte der Unterhandlungen zwischen Paris und Wien, die zur Verbindung des Emporkömmlings mit der Tochter des Hauses Habsburg führten und die erhabenen Worte Metternichs: „Es giebt Opfer, die durch nichts, was einem Handel nahe kommt, befleckt werden dürfen!" wunderlich erläutern. Kaiser Franz hegte gründlichen Haß gegen Napoleon, doch größer noch war seine Furcht. Die Furcht erniedrigt alle. Der Kaiser glaubte die Freundschaft des Übermächtigen mit der Hand einer Tochter nicht zu teuer erkauft. Napoleon war des Ehebundes aus doppelten Gründen froh; derselbe schmeichelte seiner Eitelkeit und war oder schien wenigstens ihm ein politischer Meisterzug! Wer aber etwa Josephine, das arme Opfer von Furcht und Ehrbegierde, bedauern möchte, lese in Metternichs Memoiren den bezüglichen Abschnitt nach; man traut seinen Augen nicht, wenn man liest, daß in diesen Werbegeschäften im Palast des Botschafters die eben erst vom „angebeteten" Napoleon geschiedene Josephine die wichtigste Rolle spielte. „In der Politik giebt es kein sentiment" — nach dieser Parole verkuppelten die trauernde Exkaiserin und der über Europas Erniedrigung grollende Botschafter die Tochter des Habsburgers mit dem „Oger von Ajaccio".

Die Vermählung mit Marie Luise, sagten wir, deuchte Napoleon ein politisches Meisterstück. In Wirklichkeit war sie es nicht. An den Hochzeitsfackeln entzündeten sich die Fackeln des russischen Krieges. Der Zar konnte die Zurücksetzung seiner Schwester nimmer verzeihen. Der Anfang der Legitimität für den großen Revolutionär war auch der Anfang vom Ende.

Wenn wir den Memoiren Glauben schenken, hat niemand den Sturz Napoleons so planmäßig vorbereitet wie Metternich. Um diesen Sieg will er sich selbst besiegt und alle Kraft daran gesetzt haben, Österreich mit dem „astuciösen“ Preußen zu befreunden, da die Rettung Deutschlands nur durch dieses Bündnis möglich gewesen sei. „Die vertrauensvollste Verständigung fand während des russischen Feldzugs zwischen den Kabinetten von Wien und Berlin statt.“ So schrieb Metternich im Jahre 1852: die Akten aus der napoleonischen Zeit bis kurz vor der Katastrophe — voran Metternichs eigene Berichte, Gutachten u. s. w. — strafen ihn Lügen. Von der Vergrößerung Österreichs auf Kosten Preußens handeln sie. Das hoffte, das verlangte man vom Eidam des Kaisers, solange man überzeugt war, daß er Rußland bezwingen und dann das mit Rußland liebäugelnde Preußen züchtigen werde. Wenn Österreich sich an diesem Rachezug beteiligt, wird es erhalten, was der siebenjährige Krieg ihm genommen und der bayrische Erbfolgekrieg nicht gebracht hat! Von der Entschädigung für die Kriegskosten mit Schlesien, mit Bayern bis an den Inn, mit Illyrien und mit den Donaufürstentümern ist die Rede, niemals von Deutschland, niemals

Nicht der Sturz, sondern der Sieg Napoleons war damals Metternichs heißester Wunsch. Für den Zorn und die Hoffnungen der Stein, Scharnhorst und Gneisenau hatte er ein paar nichtige Fremdwörter: er spöttelte über unfruchtbaren „Idealismus“ oder warnte vor gefährlichem „Impressionalismus“. Stein war für ihn „ein Erzrevolutionär“, trotz aller Königstreue „le véritable perturbateur du repos public de l’Allemagne et de l’Europe“.

Metternich hatte, wie so viele Staatsmänner, doch nur für die Schwächen ein scharfes Auge. Der Niedergang Preußens war ihm nicht verborgen geblieben, für den gewaltigen Aufschwung nach dem Unglücksjahr 1806 war er blind. Und so befand man sich denn bezüglich der Zertrümmerung Preußens zu Wien und Paris in erwünschter Übereinstimmung. Aber der Krieg nahm eine Wende, an die der Kanzler nicht gedacht hatte.

Es kann dem Staatsmann in keiner Weise ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß er der Wandlung aller politischen Verhältnisse Rechnung trug. Allein die rasche Fassung Metternichs muß uns nur nicht glauben machen, daß er nicht überrascht gewesen sei.

Ob Metternich nach dem Ausgange des fürchterlichen Wintermärchens sofort Österreichs Teilnahme am Krieg gegen Frankreich gewünscht habe, läßt sich nicht feststellen. In den Memoiren wird es behauptet. Dafür spricht die Entschiedenheit, mit der Österreich die Forderung Napoleons, dem Bündnisvertrag vom 14. März 1812 thatkräftige Folge zu leisten, zurückwies. Andererseits wissen wir, daß Metternich Vermittelungsversuche anstellte. Aber am blinden Trotz Napoleons scheiterten sie. Um so eifriger bemühten sich die Verbündeten, Österreichs Waffenhilfe zu gewinnen. Die außerordentliche Wärme der Werbung beweist, wie wenig man Österreichs sicher war. Allerdings, nachdem einmal der Bund der Ostmächte geschlossen, der Vertrag zu Reichenbach am 27. Juni 1813 unterzeichnet war, blieb Metternich unbeugsam und fest für den Krieg. Umsonst versuchte ihn Napoleon in der zehnstündigen Unterredung zu Dresden, die so berühmt wurde, obwohl sie ohne Einfluß auf den Gang der Ereignisse, ebenso ohne Wirkung, wie ohne Würde war, in gewohnter Weise abwechselnd durch Vorwürfe und Schmeicheleien, Drohungen und Versprechungen kirre zu machen. Der Kaiser spielte jetzt den geheimnisvollen Cäsar, jetzt den freimütigen kleinen Korporal, — er wurde so grob, seine Heirat mit Marie Luise eine Albernheit zu nennen und Metternich der Käuflichkeit zu zeihen, — der andere blieb der zugeknöpfte Diplomat in tadelloser Haltung, eine anmutige Freundlichkeit in den Mienen. Napoleon hatte in jenen Tagen behauptet, daß der „siebengescheite Metternich, der die Politik mit der Intrigue verwechsele, alle Welt zu lenken glaube, während alle Welt ihn lenke.“ In diesem Fall bewährte sich das Witzwort nicht, und als er den Kanzler mit der gewohnten Zuversichtlichkeit entließ: „Ihr werdet ja doch nicht so weit

gehen, mir den Krieg zu erklären!" schoß er wiederum fehl, denn die Verbündeten ließen mit der Kriegserklärung nicht auf sich warten.

Noch einmal, mitten im Entscheidungskampf, während die Kanonen das Wort führten, trat Metternich mit einem großen Friedensplan hervor. Wie er selber sagt, infolge der Zwistigkeiten mit dem Zaren. Um die Frage: ob die Revolution oder das legitime Recht bei glücklichem Ausgange die Frucht des Sieges ernten solle, habe es sich gehandelt. Alexander, der phantastische, von seiner revolutionären Umgebung, den Pozzo di Borgo und Capodistria mißleitete Zar, habe den Franzosen das Recht einräumen wollen, ihre künftige Staatsform selbst zu bestimmen, er — Metternich — dagegen unerschütterlich auf der Wiedereinsetzung der Bourbonen auf den Thron ihrer Väter bestanden.

So die Memoiren. Abermals im Gegensatz zu den geschichtlichen Quellen, zu den mit den Ereignissen gleichzeitigen Schriftstücken seiner eigenen Hand. In der Denkschrift, die er allerdings infolge von Irrungen mit dem Zaren an seinen Kaiser richtete, heißt es, daß der siegreiche, siegestrunkene Zar sich voraussichtlich mit der Beschränkung Frankreichs auf seine natürlichen Grenzen nicht begnügen, sondern selbst auf Beute, auf Land Anspruch erheben werde. Österreich laufe also Gefahr, nicht nur Schlesien nicht zu gewinnen, sondern auch Galizien zu verlieren. Darum sei es rätlich, mit dem gedemütigten Napoleon in Friedensunterhandlungen zu treten. Wenn er sich mit den natürlichen Grenzen begnügt, gut! so schließe man den Frieden mit ihm; wenn er sich weigert, zwinge man Frankreich durch Waffengewalt, Frieden zu machen, aber überlasse dann den Franzosen, sich den Herren zu bestellen nach eigener Wahl.

Nun wissen wir, warum Caulaincourt nochmals als Unterhändler empfangen wurde und warum die kriegerische Beteiligung Österreichs so lässig und lau war, daß Blücher und alle Freunde einer frischen, schneidigen Aktion in helle Verzweiflung gerieten. Alexander war entschlossen, den Feldzug nur mit dem Einmarsch

in Paris abzuschließen, Metternich that alles, um den Krieg in die Länge zu ziehen; der preußische Staatskanzler Hardenberg stimmte mit Metternich überein, während die preußischen Heerführer die Zauderpolitik verwünschten, — in diesen Gegensätzen, die man vergeblich durch Kompromisse auszugleichen suchte, bewegt sich die Geschichte des Jahres 1814.

Hätte nicht Napoleon selbst, der Verblendete, die wiederholten Friedensanträge der deutschen Staatsmänner zurückgewiesen, würde es am allerwenigsten Metternich eingefallen sein, der Legitimität zuliebe die Entthronung des Kaisers zu betreiben. Nein, erst als Alexander sich geneigt zeigte, dem Hause Bernadotte den französischen Thron einzuräumen, entschied sich Metternich für die Wiedereinsetzung der Bourbonen.

Wir sagen ohne Ungerechtigkeit: die Waffentüchtigkeit der Verbündeten siegte im Jahre 1814 trotz Metternich. Aber das große Talent, mit dem Erfolg zu rechnen und vom Werk, das andere vollbracht haben, den Ruhm für sich zu ernten, muß ihm unbestritten bleiben. Und diesen zweiten Größen, die als die ersten sich gebaren, ergeht es wie den Gewohnheitslügnern: sie finden immer Gläubige und glauben zuletzt selbst daran.

Ja, Metternich stand damals auf der Höhe und galt als der Erste, als die Staatskünstler aus aller Herren Länder, wie sie selbst sich ausdrückten, zur juste répartition des forces, — wie der zornige Blücher sagte, zu ihrem „Ludermachwerk“ in Wien zusammentraten. Bei diesen Verhandlungen am grünen Tisch und in den Boudoirs einflußreicher Damen und Dämchen, bei diesen großen Hoffesten und kleinen Liebesmahlen war Metternich so ganz in seinem Elemente.

An Verstandesschärfe und Verschlagenheit war ihm nur einer überlegen, Talleyrand, doch dieser krankte an seinem Ruf und gelangte nur langsam zu Ansehen und Einfluß, Metternich dagegen hatte von Anfang an das Siegerlächeln.

Seine bedeutendsten Erfolge hatte Metternich dem Schlagwort «conservation» zu danken. Man kann sich vorstellen, mit welchem Behagen jene Gesellschaft dem so lang nicht mehr

gehörten alten Lied vom „heiligen, unverbrüchlichen Recht der Legitimität“ gelauscht hat. Das in den Memoiren so oft gerühmte „große System“ läßt sich in wenige Worte fassen: „Die Revolution und Napoleon sind für uns nicht dagewesen, es bleibt alles beim alten! Wer anders spricht, ist ein Jakobiner!“

Das „große System!“ Es ließ sich immer und unter allen Umständen mit dem Nutzen Österreichs verquicken. Auch das soll dem österreichischen Staatsmann nicht zum Vorwurf gereichen, nur verlange man nicht von uns, daß wir mit dem alten Metternich an einen jungen Idealisten Metternich glauben!

Und für die Verdienste und Mängel seiner vielumfassenden Thätigkeit ist Metternich allein verantwortlich; denn im Gegensatz zum selbstherrlichen Alexander und zum mißtrauischen Friedrich Wilhelm verließ sich Kaiser Franz in allen Fragen der auswärtigen Politik rückhaltlos auf seinen Kanzler. Metternich durfte Hohes wagen; daß sein kaiserlicher Herr ihn nicht im Stiche lassen werde, war er sicher. Nur in die inneren österreichischen Angelegenheiten durfte sich Metternich nicht mischen; er selbst sagte später im Exil, er habe zeitweise Europa, nie aber Österreich beherrscht!

Auch in der deutschen Frage stimmten Kaiser und Minister überein.

Nach dem Unglückstag von Austerlitz hatte Franz II. auf die deutsche Kaiserkrone Verzicht leisten müssen. 1815 wünschte die große Mehrheit der deutschen Vaterlandsfreunde dem Hause Habsburg diese Würde neuerdings zugewandt. Weshalb zauderten der Kaiser und sein Minister, den Wunsch zu begünstigen? Wenn Österreich so zu sagen offiziell an die Spitze Deutschlands getreten wäre, hätte sich die Aufnahme freiheitlicher Institutionen in die neue Reichsverfassung kaum vermeiden lassen, wie es die Steinschen Anträge beweisen. Und was man den deutschen Staaten gewährte, hätte man den österreichischen Kronländern nicht vorenthalten können. Von den revolutionären Einrichtungen der vormaligen Rheinbundstaaten war ja zu Metternichs Bedauern immer noch genug lebendig,

um gute Sitten zu verderben. Dieser Grund war wenigstens nicht der letzte, der zum Verzicht auf die deutsche Krone bewog, wenn auch nach Metternichs nachgelassenen Papieren nur die Achtung vor den souveränen Rechten der Kleinfürsten Gesetz und Richtschnur gegeben haben soll. Wenn Napoleon, sagt Metternich, das Princip der Revolution, des Krieges, der Eroberung war, so ist der Wiener Kongreß das Princip der Rechtmäßigkeit, des Friedens, der Erhaltung.

Entspricht aber diese Behauptung der Wahrheit? Freilich, solange der Kampf und die Gefahr dauerten, fehlte in keinem Aufruf die Versicherung, daß man nur um die Rechte und Freiheiten, um die Unabhängigkeit der Völker Krieg führe. Allein der Erfolg wirkt von jeher nachteilig auf das Gedächtnis. Die fünf Großmächte, die zu Wien mit Land und Leuten einen schwunghaften Handel trieben, gaben an Begierde und Willkür ihrem Erzfeinde nichts nach. Um das Meisterwerk Metternichs nach seinem Werte zu würdigen, betrachte man die Karte von 1815. Es ist nicht möglich, hier alle Sünden am Blut und an den Überlieferungen und Gefühlen der Volksstämme aufzuzählen. Jene Staatsbildner waren beinahe immer zugleich ungerecht und unklug. Finnland mußte bei Rußland bleiben, Norwegen bei Schweden; das seit hundert Jahren mit Preußen verbundene Neuenburg wurde der republikanischen Schweiz angehängt; Belgien und Holland, zwei in Sitte, Sprache und Religion voneinander verschiedene Völkerschaften, wurden zusammengeschweißt, die Lombardei und Venetien fielen an Österreich, obwohl niemand, auch nicht Metternich, glauben konnte, daß sie jemals mit dieser Herrschaft sich befreunden würden. Die durch die Teilungen Polens geschaffenen Schwierigkeiten wurden durch die neue Regelung nicht gehoben, sondern verschärft. Und so fehlt es denn auch in der Folge in den „Friedensjahren", auf welche sich Metternich so viel zu gute thut, selten an Unruhen und Aufständen, bald in Polen, bald in Neuenburg, bald in der Lombardei, bald in den Niederlanden.

Nicht gerechter und einsichtiger verfuhr man bei der Ordnung der inneren Staatszustände. Damals rief der große Rechtsgelehrte Anselm von Feuerbach den Fürsten die schöne Mahnung zu: „Höret auf, die Herren eines willenlosen Maschinenwerkes, genannt absoluter Staat, sein zu wollen; zieht es vor, geliebte Regenten dankbarer, weil denkender Völker zu sein!“ Aber wie weit entfernt waren die Gewalthaber in Wien, solche Zugeständnisse den Völkern zu machen! Die versprochenen Verfassungen wurden nicht gegeben, und wo sich ein Volk schon einer solchen erfreute, wurde sie ihm wieder entzogen oder doch verkümmert. Das ist die Hauptarbeit der „Friedensepoche“ von 1815 bis 1848.

Wörter haben ihre Schicksale wie Bücher. Wenn man heutzutage den Liberalismus nennt, zucken sehr viele Deutsche die Schultern. Sie dünkt er wirklich, wie Metternich sich einmal ausdrückt, „nichts als ein Nonsens, eine leere Nuß, ein hohler Wortlaut.“ Metternich war es mit dieser Verachtung nicht ernst. Gegen einen Nonsens kämpft man nicht dreißig Jahre lang mit kaltem, unermüdlichem Zorn, mit dem Aufgebot von Fürsten und Soldaten, Richtern und Polizisten, Sbirren und Spähern. Vergessen wir nicht, die Liberalen Metternichs waren diejenigen, welche anstrebten, was wir heute besitzen. Gegen die Zukunft kämpfte er; der leiseste Flug der Zeit entrüstete ihn; er führte stets das „historische“ Recht im Munde; er hatte einen ungeheuren Respekt vor der Geschichte und doch nicht das geringste Verständnis, denn eine Weltgeschichte, die bei Metternich stehen bleiben soll — das ist Nonsens! Daß ihm bei aller Klugheit der große Blick, der weitsichtige, fehlte, bewies er auch durch sein Verhalten bei Errichtung des Zollvereins. Seine Feindseligkeit gegen das Unternehmen kann man aus seiner Abneigung gegen alles Preußische begreifen, aber daß er von der politischen Bedeutung und Tragweite dieser Schöpfung erweislichermaßen keine Ahnung hatte, läßt sich nur aus der Enge seines Gesichtskreises erklären.

Der Herausgeber der nachgelassenen Papiere, der Sohn, sieht natürlich die Wirksamkeit des Kanzlers in einem anderen, die Verdienste in einem unvergänglichen Lichte. Das ist berechtigte Pietät. Wir aber sind ebenso berechtigt, Behauptungen zurückzuweisen, die mit glaubwürdigeren Quellen, ja mit den gleichzeitigen Schriftstücken Metternichs selbst nicht in Einklang zu bringen sind.

Die größte Wohlthat des neunzehnten Jahrhunderts, versichern Metternich Vater und Sohn, empfing Europa aus den Händen des Kanzlers: den langen Frieden!

Friede, das heißt, das Zusammengehen der Regierungen der Großmächte unbeschadet der unblutigen Fehden, die niemals aufhörten, dank der damaligen Staatskunst niemals aufhören konnten. Mit welchen Mitteln er diese schwächliche Einigkeit erhielt, erfahren wir sowohl aus dem Text, wie aus den urkundlichen Beilagen. Den König von Preußen belehrte er mit an sich bewundernswerter Dialektik, daß die Stimme des Volkes der erste Schrei der Revolution sei, daß „das lose Gefüge des preußischen Staates an dem Tage, an dem es eine Volksvertretung erhielte, in sieben bis acht völlig getrennte Volkshaufen auseinander fallen“ werde, daß es des Königs erste Herrscherpflicht sei, im Bunde mit dem Kaiser von Österreich und anderen wohlgesinnten Fürsten die Verschwörung gegen göttliche Einrichtungen zu unterdrücken. Gegen die Hochschulen, die „Freistätten der revolutionären Propaganda“, gegen die Turnschulen, wo schon der Knabe unter „moralisch-revolutionäre Zucht“ gestellt werde, gegen die „Inkarnation des Umsturzgeistes“, die Burschenschaft, namentlich aber gegen das „Völkergift“, die freie Presse, richteten sich die von Metternich diktierten Karlsbader Beschlüsse, die Wiener Konferenzen, die Verabredungen von Troppau und Laibach. Am leichtesten ward es ihm, Kaiser Franz, der — nach Metternichs eigenem Wort — „vom Himmel selbst wie für ihn geschaffen war“, von der Trefflichkeit seiner Waffen und Riegel zu überzeugen. Am längsten widerstand ihm Alexander; schließlich ließ auch er sich

durch den Kanzler überzeugen, daß die Dynastien in Gefahr seien. Kaiser Franz nannte diese Wandlung des Zaren den schönsten Sieg, den sein Minister im Kampf ums Recht davongetragen.

Allein trotz aller dieser sogenannten Erfolge stellte sich der Widerstand gegen den vorwärts drängenden Zeitgeist immer deutlicher als eine Sisyphusarbeit heraus. Metternich selbst sah zeitweise die Vergeblichkeit seiner Bemühungen ein. „Tagtäglich frage ich mich", schreibt er am 20. Dezember 1823, „warum die Vorsehung mich entweder zu früh oder zu spät auf die Welt kommen ließ. Es ist für einen Staatsmann doch ein trauriges Los, ewig inmitten allgemeiner Stürme sich herumschlagen zu müssen." Napoleon war eine greifbare, augenfällige Gefahr gewesen; mit der Furcht vor einem Gespenst, so rot man es schildern mochte, ließ sich die heilige Allianz nicht lebendig erhalten. Dem Nachfolger Alexanders, dem starrköpfigen Nikolaus, gefielen zwar die Ansichten Metternichs über den unbotmäßigen Neuerungsgeist, er nannte Metternich seinen „Chef", den „bewährtesten Staatsmann aller Zeiten", aber er wollte trotzdem von der Führung des Staatsmannes nichts wissen, sondern nur seinem eigenen Kopfe folgen. Und in Preußen blitzte immer wieder da und dort der Gedanke auf, durch freiheitliche Zugeständnisse eine Anwartschaft auf die Hegemonie in Deutschland zu erwerben. Und wie lästig durchkreuzte vollends die englische Politik, seit der gefügige Castlereagh durch Selbstmord geendigt hatte, die Wege des Wiener Kabinetts!

Da — endlich wieder ein Sonnenstrahl! Karl X. von Frankreich zeigte, daß er sich seine unveräußerlichen Rechte durch eine papierne Verfassung nicht wolle verkümmern lassen, und ernannte Polignac, einen Mann, der, wie Metternich am 13. August 1829 seinem Kaiser meldet, „ganz unserer Gesinnung angehört", zu seinem Minister.

Hoffnungen, die über Nacht zerrannen! Die Barrikadenkämpfe in den Julitagen 1830 errangen „Macbeth Bourgeois" den französischen Thron, und der „Leichenzug der alten Monarchie"

brachte Karl X. nach England. Held und Sieger war der von Metternich bitter gehaßte Lafayette.

Das so kunstvoll und kostspielig aufrecht erhaltene Princip der legitimen Staatsordnung war mit eins bedroht. Welchen Eindruck das Pariser Ereignis in Wien machte, beweist die Thatsache, daß Metternich seinen Kaiser in nicht weniger als sieben Vorträgen darüber zu belehren hatte. Es muß etwas geschehen! Die für alle gemeinsame Gefahr muß gemeinsam abgewendet werden! Metternich wäre nicht Metternich und sein getreuer Famulus Gentz wäre nicht Gentz gewesen, wenn sie nicht getrachtet hätten, die Märtyrer ihrer Principien, Polignac und Bourbonnaye, zu retten oder doch zu rächen. Ein „Kongreß" sollte beraten, wie man der „Meuterei" in Frankreich ein rasches Ende setzte — an „Kongresse" knüpften sich ja bei Metternich die angenehmsten Erinnerungen! Aber die fatalen Engländer warnten davor, indem sie daran erinnerten, daß die Konferenz zu Pillnitz im August 1791 der Ausgangspunkt der unheilvollen Revolutionskriege geworden war. Dies machte Eindruck auf Friedrich Wilhelm, der ja die Metternichsche Politik bisher gerade deshalb so bewundert hatte, weil er ihr die Kraft zutraute, den Weltfrieden zu erhalten. Und auch Metternich verstand sich zuletzt zur Anerkennung des Orleans. Das Warum begreift sich leichter, wenn man in den glaubwürdigen, sachlichen Berichten des Russen Tettenborn über die österreichischen Heereszustände liest, daß siebzigjährige Hauptleute nicht selten seien, daß es mindestens zwei Monate brauchen werde, um die Bespannung für die Geschütze zu beschaffen u. s. w. „Wir sind gezwungen", schrieb Gentz an Tettenborn, „die Erhaltung Louis Philippes sogar zu wünschen, car après lui le déluge. Nehmen Sie hinzu, daß der Stand der Dinge ein ganz anderer ist als im Jahre 1815, daß keine der großen Mächte gerüstet ist, und Sie werden sich nicht wundern, wenn le maintien de la paix von allen Seiten als das große Losungswort erschallt."

Und wieder wandten sich die Ereignisse zum besten der Guten, d. h. Metternichs und der Seinen. Der vermeintliche

Freund Lafayettes, Ludwig Philipp, den man in Wien im ersten Zorn den „Pöbelkönig" genannt hatte, beeilte sich, den Kanzler offen seiner Verehrung und insgeheim seiner Übereinstimmung mit den „konservativen" Grundsätzen zu versichern. Die Volksaufstände, die nach der Julirevolution von da und dort gemeldet wurden, waren ungefährlich an sich und wertvoll als Erläuterungen zu den Metternichschen Axiomen. Die Furcht vor der Revolution und vor der lästigen Einmischung des lärmenden Palmerston in die inneren festländischen Angelegenheiten führte nach der Zusammenkunft der Monarchen der Ostmächte zu Münchengrätz zum Berliner Vertrag vom 15. Oktober 1833, der eine Erneuerung der heiligen Allianz von 1815 bedeutet.

Da Paris wieder der Mittelpunkt der politischen Bewegung in Europa wurde, ist es von besonderer Wichtigkeit, daß wir im Nachlaß den vollständigen Briefwechsel des Kanzlers mit dem Gesandten in Paris, Grafen Apponyi, vor uns haben. Dagegen kann man bei aller Höflichkeit einem anderen Beitrage zu den nachgelassenen Papieren, den umfangreichen Auszügen aus dem Tagebuch der Fürstin Melanie Metternich, nur bedingungsweise bedeutenden Wert beimessen.

Im Januar 1831 vermählte sich der siebenundfünfzigjährige Fürst in dritter Ehe mit der fünfundzwanzigjährigen Gräfin Melanie Zichy-Ferraris. Es war die glücklichste Verbindung für beide Teile. Die von der Wiener Gesellschaft gefeierte, „reizende" Dame blickte bewundernd auf zu dem allgewaltigen Staatsmann; in ihren Grundsätzen, ihren Ansichten über Schwarz und Weiß, Freund und Feind, waren sie völlig eins, und so ist es denn so erstaunlich nicht, daß er sie zur Vertrauten seiner amtlichen Thätigkeit machte. Sie durfte ihm bei seinen diplomatischen Schachzügen über die Schulter sehen, aber — urkundlichen Wert besitzt das Tagebuch der Fürstin Melanie dennoch nicht. Sie hört, wie man in Süddeutschland zu sagen pflegt, sehr häufig läuten, aber nicht die Uhr schlagen. Es sind nicht geradezu Märchen, aber Erzählungen, Mitteilungen einer

vornehmen Österreicherin von damals, die über ernste Staatsfragen lieber spricht als denkt und uns mehr unterhält als unterrichtet. Der Kaiser kommt oft ins Haus und sagt ihr Schmeicheleien über ihren guten Geschmack und ihre schönen Diamanten und versichert ihr ein über das andere Mal, daß ihr Klemens unentbehrlich und der größte Staatsmann aller Zeiten sei. Das ist für Fürstin Melanie doch die Hauptsache von der Weltgeschichte.

Auch wir würden die Diplomatin „reizend" finden, wenn wir nur einmal in den Tagebuchblättern einen — wenn auch nur schüchternen — Weheruf über gewisse Ereignisse träfen, die zu jener Zeit außerhalb des fürstlichen Palastes, der Hofburg und des k. k. Praters sich abspielten.

Man schlage doch einmal in den Denkwürdigkeiten Settembrini's und anderer italienischer Patrioten nach, wie die Getreuen Metternichs, seine „Hände", wie er selbst sagte, die Maßregelung der Anhänger der giovine Italia verstanden. Gegen diese Tragödien ist Fritz Reuters Festungstid eine Idylle. Eine wehmütige allerdings, ein Gefangener bleibt auch bei Punsch und Kartenspiel ein Gefangener. Doch in den italienischen Kerkern gab es für politische Häftlinge nur eine lichtlose Zelle, ein Streulager, Wasser und Brot und Ketten, harte Ketten!

Doch weder der Hunger, noch die entsetzlicheren Seelenqualen, die Ungewißheit über das eigene Schicksal und der Jammer um Weib und Kinder vermochten den standhaften Sinn jener Männer zu brechen; heute befreit, setzten sie morgen das unterbrochene Werk der Verschwörung fort, und das ganze österreichische Italien, sowie die auf Österreichs Waffen und Metternichs Autorität sich stützenden italienischen Fürstentümer wurden durch unterirdische Arbeit so unterwühlt, daß der Zusammenbruch unvermeidlich war.

Aber auf die kosmopolitisch-republikanische Bewegung der dreißiger Jahre folgte die national-monarchische der vierziger, auf italienischem Boden verbindet sich der König von Sardinien mit den Freunden eines geeinigten Italiens, Cavour tritt in den

Vordergrund, Mazzini zurück. Und eine ähnliche Erscheinung sehen wir in Deutschland. Friedrich Wilhelm IV. ist zwar kein Anhänger moderner Ideen, aber zu geistvoll, um sich in allen Punkten nach dem Metternichschen Hexenhammer zu richten. So wird seine Regierung die Brücke zur neuen Zeit.

Doch Metternich blieb trotz aller Sturmzeichen der alte Doktrinär, der nur im Beharren das Heil der Gesellschaft sieht. Die Auflehnung der Polen gegen die russischen Brutalitäten ist ihm nur eine „demokratische Hetze"; auch Fürstin Melanie ist sehr ungehalten über die Warschauer Vorgänge, die ihrem Klemens so viel Zeit wegnehmen. Das Leben in Wien wäre so reizend, der Kaiser so gnädig, der Prater so lustig, „wenn man sich nicht mit Polen quälen müßte."

Die Fürstentage in Teplitz galten als neuer Beweis von der Kraft und Tiefe des „großen Systems", und als Metternich 1840 dem kriegslustigen Thiers eine neue Quadrupelallianz entgegenstellte, wurde dieser geschickte Zug von den Seinen als das erhabenste Werk aller Staatskunst gepriesen.

Wie war's nur möglich, daß die Welt, die einen solchen Minister besaß, kein Paradies war? Er selbst hatte eine Erklärung dafür. „Wenn die Welt seit 1813 viel zu leiden gehabt", schreibt er, „so liegt das großenteils an dem Widerstande, den damals Kaiser Alexander der Weisheit (sic!) meiner ihm unterbreiteten Pläne entgegensetzte. Ich würde sie ihm in der gleichen Situation auch heute vorlegen. Damals hielten wir den Stier bei den Hörnern; jetzt handelt es sich um keinen Stier, sondern um Gespenster, die schwerer zu packen sind." Aber ihm wurde auch noch die Genugthuung zu teil, daß ihm Alexanders Nachfolger näher trat. Ein Zar Nikolaus, der schon vom Scheitel bis zur Sohle ehern auf die Weltbühne trat, wird kein Schüler, aber er wurde der Gönner des Staatsmannes. „Erhalten Sie sich uns", sagte er in Teplitz zu ihm, „Sie sind unser Schlußstein; solange sich die Gewölbe nicht über den Schlußstein beklagen, ist alles wohlgefügt, und das Gebäude bricht nicht zusammen."

Und doch war der Einsturz näher, als die Einsichtigsten und Vorsichtigsten wähnten.

Die deutsch-nationale Bewegung hatte sich unaufhaltsam ausgebreitet. Wir wollen nicht sagen, daß ihre Grundgedanken schon gemeinsames Bewußtsein des ganzen Volkes geworden waren, aber ihre Herrschaft erstreckte sich bereits über ein gewaltiges Gebiet. Die Macht der neuen Ideen wurde so groß, daß ihr selbst Metternich Zugeständnisse machen mußte. So wagte er nicht, den hannöverischen Verfassungsbruch öffentlich zu billigen, wenn er auch mit dem Herzen auf seiten des kühnen Absolutisten Ernst August stand. So riet er dem Papst, den Groll der Opposition durch einige leichtwiegende Zugeständnisse zu beschwichtigen. In Österreich selbst freilich wurde solche Nachgiebigkeit nicht für nötig gehalten; da blieb man in der Hauptsache und im Nebensächlichen beim alten. Jede Neuerung, hieß es, bringt Unruhe und Unsegen. Alles Bestehende ist gut.

Von hohem Interesse sind die zwischen Friedrich Wilhelm IV. und Metternich gewechselten Briefe. Der König überschüttet den Staatsmann mit Artigkeiten und Versicherungen seiner Bewunderung und treuen Zuneigung. Um die Frage der Volksvertretung in Preußen dreht sich der Inhalt. Metternich warnt den Monarchen: „Ihr hochseliger Vater hatte unrecht, das Wort Reichsstände auszusprechen: er hatte recht, sie in fünfundzwanzig Jahren nicht einzuführen. Er hat aber nicht allein dem gewagten Worte keine Folge gegeben, sondern auf dem Sterbebette Eurer Majestät die Pflicht auferlegt, dasselbe Ihrerseits zu erfüllen. Der zuerst Berechtigte hat sich also eines Besseren besonnen, an dem Besseren hängt das Bestehen oder Aufhören der preußischen Monarchie.“ Im großen und ganzen gibt der König dem Ratgeber recht, allein dieser läßt sich durch das Beifallsmurmeln seines Zuhörers über dessen innerste Zweifel nicht täuschen. Er drückt sich darüber mehr hofmännisch als staatsmännisch folgendermaßen aus: „Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich einen Unterschied mache zwischen dem,

was der König heute noch will, und dem, was er morgen thun wird."

Die Einberufung des vereinigten Landtags im Februar 1847 bewies, daß sein Verdacht begründet war. Die Tragweite dieses Ereignisses wird vom Kanzler keinen Augenblick unterschätzt. Der Abfall Preußens zur Verfassungs-Staatsform darf kein Beispiel werden! In Paris und an den deutschen Höfen führt er über die Umsturzgelüste desselben Fürsten, den er eben mit den herzlichsten Beteuerungen bis an den Himmel erhoben hatte, bitterste Klage. Preußen, so warnt er, wolle mit Hilfe des Liberalismus die kleinen Staaten unter seine Oberherrschaft bringen. Er ruft die Hilfe des Herrn Guizot gegen diese ehrgeizigen Pläne an; die preußischen Gelüste brächten für Österreich und Frankreich die gleichen Gefahren und wiesen sie auf gegenseitige Unterstützung an. In dieser Einsicht, wie zum Schutze der bedrohten Mittel- und Kleinstaaten beschwört er Frankreich, im deutschen Nachbarstaat „das föderative Princip und nur das föderative Princip und keine festere Centralisierung zu dulden."

So konspirierte der Leiter der deutschen Präsidialmacht mit dem Ausland, während die Vertreter Österreichs und Preußens in Frankfurt sich in Freundschaftsversicherungen überboten und Metternich selbst dem König und seinen Ministern gegen den „ostpreußischen Radikalismus" und den „rheinischen Gallikanismus" die Unterstützung Österreichs anbot.

Metternichs Groll gegen die Nationalitätsschwärmer nahm von Tag zu Tag zu, wurde geradezu Fanatismus — die aufgeregte Sprache der Briefe beweist es. Und deutlicher noch redet von seinem maßlosen Grimm die Ueberfüllung aller Festungen und Strafhäuser mit Staatsverbrechern, d. h. Männern, welche einfach „wegen Hanges zu gesetzwidrigen Handlungen" ohne Anklage und Richterspruch in die Kasematten gesteckt worden waren.

Trotzdem sprang der elektrische Funke von einem Volke zum anderen. Metternich mußte erleben, daß in Italien, von

dem er noch im April 1847 geurteilt hatte: „Ein Zusammenfließen ist nur im Sinne einer Republik denkbar, denn der italienische Fürst lebt nicht, unter dessen Scepter sich alle italienischen Gebiete stellen würden“, daß in Italien Karl Albert von Sardinien die Fahne der Nationalität aufpflanzte, — daß Kossuth und die Bewegungspartei in Ungarn offen gegen das System Metternichs und die österreichische Herrschaft sich auflehnten. „Klemens“ schreibt Melanie in ihr Tagebuch, „ist durch die ungarischen Angelegenheiten sehr peinlich in Anspruch genommen; er sieht sie in recht trübem Lichte; er hat mit so bösen Leuten zu thun, daß ich überzeugt bin, er beurteilt dies unglückliche Land zu hart. Es zählt freilich manche sehr exaltierte Köpfe und schlechte Subjekte, allein im Grunde ist es ein gutes Land, wo es treffliche und edle Charaktere giebt, die man sehr gut benutzen könnte, wenn man sie nur recht zu nehmen wüßte. Die dortigen Angelegenheiten versetzen mich oft in eine sehr schwermütige Stimmung.“

Metternich sollte noch peinlicher in Anspruch genommen werden. Seine Hoffnung, die Regierung könne im Notfall jederzeit die revolutionäre Bewegung bemeistern, indem sie die Bauern gegen die „Herren“ ausspiele, erwies sich als trügerisch. Und nicht nur in Ungarn drängte es zur Katastrophe. Der von Metternich unterstützte Schweizer Sonderbund erlitt durch die Einmischung des „unverschämtesten aller Staatsmänner“, Lord Palmerston, eine schmähliche Niederlage — das Gefüge des Wiener Kongresses wankte an allen Ecken und Enden!

Da gab der Barrikadensturm zu Paris im Februar 1848 das Zeichen, und Entsetzen erfaßte alle festländischen Regierungen. „Man wird verrückt“, schreibt Fürstin Melanie, „wenn man die Zeitungen liest mit den Einzelheiten über die französische Republik; man könnte sich in das Jahr 1793 zurückdenken. Es ist, als wäre die Hölle losgelassen, und Gott allein kann dieser entsetzlichen Flut einen Damm setzen.“ Sie vereint sich mit anderen Damen ihres Kreises zu Andachtsübungen: der Himmel soll helfen, selbst ihr Klemens vermag es nicht mehr. Aber

schon erfährt sie die ersten Demütigungen. Eine Esterhazy läßt die Bemerkung fallen, sie müsse Kerzen zur morgenden Illumination kaufen, weil ein großes Ereignis eintreten werde, und wendet sich dann fragend an die Fürstin: „Ist es wahr, daß Ihr morgen weggeht?“

Fort mit Metternich! In diesem Rufe vereinigten sich mit einemmal alle Mißvergnügten und Behäbigen, Junge und Alte, Bürger und Studenten und Arbeiter, und alle Stämme, die Deutsch-Österreicher wie die Czechen und Magyaren. In der Entfernung des fünfundsiebzigjährigen Staatskanzlers sah man die Bürgschaft, daß alles besser werde. Ihn machte jedermann für den Niedergang des Staates, wie für das eigene Mißgeschick verantwortlich. Der erste Staatsmann war an der Lotterei des letzten Bureaudieners schuld. Nicht die Gerechtigkeit führt bei gewaltsamen Erhebungen das große Wort.

Auch in den Hofkreisen faßte die Ueberzeugung, daß man nur das System zu ändern und den Träger zu beseitigen brauche, um alles wieder zu heilen, überraschend schnell Wurzel. Inwieweit die sehr kluge, still geschäftige Erzherzogin Sophie am Sturz des Ministers beteiligt war, läßt sich aus den offenbar in usum aulæ regiæ zugerichteten Briefen und Tagebuchauszügen nicht entnehmen.

Am 13. März brach der Sturm los. Die Stände wandern gemeinsam auf die Hofburg, um zeitgemäße Zugeständnisse zu erwirken. In den Straßen werden Kossuths Feuerreden verlesen, die Bürger, die Studenten waffnen sich, eine wild johlende Rotte stürmt den Palast Metternichs, während dieser in der Hofburg, wie er erklärt, für sein Princip: Recta tueri! Schutz dem guten Recht! den letzten entscheidenden Kampf mutig, in würdiger Haltung kämpft. Doch seine wenigen Freunde hören ihn zerstreut, ängstlich, seine Feinde — ihrer waren über Nacht eine Legion geworden — mit Ungeduld und drohender Miene, mit höhnischen, lärmenden Zwischenrufen. Er konnte nicht mehr daran zweifeln: auch die hohen und höchsten Herren, denen er

fünfzig Jahre lang als Hirt des Staates und als Hort des Friedens gegolten hatte, gaben ihn auf!

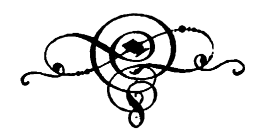
Als er zuletzt erklärte, daß er von seinem Posten zurücktrete, belohnte ihn ob seiner Großmut ein Beifallsturm, der für ihn demütigender war als das Zischen der Menge, die sich vor der Hofburg drängte.

In Hast und Stille mußte der Geächtete mit seiner Familie die Stadt verlassen, wo er ein halbes Jahrhundert lang mit allen Auszeichnungen überschüttet worden war — das vom Sohne angelegte Verzeichnis der Orden und Ehrenämter nimmt sechzehn Druckseiten in Anspruch —, „wo ihm nichts zum Herrschen gefehlt als die wirkliche Herrschaft selbst" (Machiavelli). Gern glauben wir's der Fürstin Melanie: „Das waren harte Tage! Ich kann gar nicht sagen, was ich an diesem Tage an Undank und Schlechtigkeit erfuhr. Ich habe nie viel von den Menschen gehalten, aber ich gestehe, daß ich sie mir nicht so niedrig vorgestellt hatte. Wie die Ratten ein untergehendes Schiff verlassen, wurden wir von vielen beängstigten Freunden geflohen. Alle Welt freute sich darüber, daß Klemens in der öffentlichen Meinung Europas herabgesetzt war." „Ich aber", fährt sie fort, „halte ihn für größer denn je. Man wird sehen, was kommen wird." Unverzagt hält sie, im Unglück nicht mehr die reizende Dame, sondern ein echtes, ein edles Weib, am Glauben fest, daß ihr Gatte trotz alledem glorreich als Triumphator in die Stadt zurückkehren werde, aus der ihn der Undank unwürdiger Freunde und die Wut erbitterter Feinde vertrieben hatten. Sein Leben ist gefährdet, wenn er erkannt wird; er muß mit der Gattin unter falschem Namen entfliehen. „Der Mann, der immer seine Gewohnheiten, seine Bequemlichkeiten hatte, für den ich gestern noch jede Erkältung, jede Zugluft zu vermeiden suchte, war in seinem fünfundsiebzigsten Lebensjahre obdachlos . . . Wir hatten doch so viele Freunde und fliehen nun allein, ganz allein . . .!"

Die Unbilden der Reise waren nicht von langer Dauer und das Martyrium in London ganz erträglich, aber die von der

Gattin so sicher gehoffte und so sehnlich gewünschte Zurückberufung an den verlassenen Posten erfolgte nicht mehr, obwohl die Herrschenden nach dem Sturm nochmals Metternichsche Pfade wandelten. Im Exil starb die treue Gattin. Bald darauf durfte der Tiefgebeugte in seinen Palast am Rennweg zurückkehren, wo er bis zu seinem Tode (11. Juni 1859) unbelästigt wohnte. Es fehlte ihm nicht an Ehren und Freunden und Schmeichlern — nur das höchste Gut, für ihn das höchste Gut, gab ihm niemand wieder: Macht!

Man wäre versucht, den vereinsamten, verbitterten, ohnmächtigen Greis innig zu bedauern — da erinnern wir uns der hundert und hundert Jünglinge, Männer und Greise, die in den Kasematten der österreichischen und italienischen Festungen froren und hungerten, verschmachteten und verzweifelten. Nichts konnte ihre Ketten lösen als die Schicksalswende des Mächtigen. Wir stellen uns vor, wie die Kunde von seinem Fall die Kerkerthüren sprengte, die ohne das niemals sich geöffnet hätten. Wir sehen die Erlösten heraustreten ans heitere Licht, das sie jahre-, manch einer jahrzehntelang entbehrt hatten. Das Bewußtsein der Freiheit erweitert ihnen die vergrämte Brust; sie breiten die Arme aus und sprechen glückselig das Wort, das unter seiner ehernen Regierung ihre Schuld und ihr Fluch gewesen, das Wort, das man im Wörterschatze Metternichs trotz seiner Hingebung an den Staat und ans Kaiserhaus vergeblich sucht: „Mein Vaterland!“





Das westfälische Friedenswerk
von 1643 bis 1648.

Wer eine gedrängte Darstellung des westfälischen Friedenswerkes geben will, läuft Gefahr, entweder unklar oder weitschweifig zu werden. Es ist schwer, aus dem ungeheuren Aktenmaterial diejenigen Stücke herauszufinden, welche die entscheidenden waren und als solche die allgemeine Aufmerksamkeit verdienen. Nur allzu leicht kann der Erzähler über dem Wust von kleinen und kleinlichen Geschäften, womit die Herren Gesandten in Münster und Osnabrück die Zeit tot schlugen, und welche gewissenhaft in einer langen Reihe Folianten der Nachwelt überliefert wurden, die großen, leitenden Gesichtspunkte aus den Augen verlieren.

Die Wichtigkeit des Friedens braucht nicht erörtert zu werden, war ja doch die Akte von 1648 die Grundlage der deutschen Reichsverfassung, wie sie sich bis in die Tage der Napoleonischen Siege erhielt.

Versuchen wir nun die durcheinander laufenden Fäden zu entwirren, die von Staat zu Staat und in den beiden westfälischen Städten von Haus zu Haus angeknüpften Beziehungen zu prüfen, die Thätigkeit der maßgebenden Persönlichkeiten und den Einfluß der Ereignisse an den einzelnen Höfen und auf den Schlachtfeldern gerecht zu beurteilen.

Am 14. Oktober alten oder 24. neuen Stils wurden die Verträge unterzeichnet, die den Waffengängen fast aller europäischen Kriegsvölker auf deutschem Boden ein Ende setzten. Ein Krieg von solcher Dauer mußte in seinen Zwecken und Mitteln ausarten. Die heroischen Züge standen zu den Greueln, die das Hin und Her der Truppen und der Wechsel des Schlachtenglücks in alle Provinzen trug, in keinem Verhältnis. Ganz Deutschland glich zuletzt einer zerstampften Flur.

Trotzdem hatte nicht Mitleid mit dem schwer bedrängten Volk die Machthaber zur Entscheidung „des großen Prozesses zwischen Katholiken und Protestanten" (Ranke) gedrängt, sondern nur die allgemeine Erschöpfung der Streitkräfte und der Geister.

„Der Krieg hatte so lange gedauert", wird im französischen Hauptwerk über den westfälischen Frieden, den „Négociations secrètes touchant la paix de Munster et d'Osnabrug", offen erklärt, „daß man ihn mehr aus Ermattung aufgab, als aus Beweggründen der Gerechtigkeit; nachdem man viele Jahre hindurch die Schwerter gegeneinander zu Angriff oder Abwehr erhoben, mit Eisen und Feuer sich bekämpft hatte, war man zu Verhandlungen, zu Kämpfen der Feder und der Zunge übergegangen; aber auch diese hatten die Streitenden so ermüdet, daß sie endlich heimkehrten, ohne ihre Geschäfte zu wirklichem Abschluß geführt zu haben."

Mehr als fünf Jahre waren verflossen, seit der kaiserliche Gesandte Dr. Johannes Crane auf dem Rathaus zu Münster die Bischofsstadt für die Dauer der Friedensverhandlungen als neutralen Platz erklärt hatte.

Das geschah am 27. Mai 1643. Im Oktober trafen endlich einmal die spanischen Gesandten ein, im April 1644 die Franzosen; erst im Dezember dieses Jahres wurde den Reichsständen der Zutritt zum Kongreß gestattet.

Wie wenig ernst es die beteiligten Mächte meinten, war schon daraus zu entnehmen, daß erst nach 16 Monaten die Vollmachten zu allseitiger Zufriedenheit abgeändert vorlagen, so daß nunmehr zur Haupthandlung geschritten werden konnte.

Ohne die vorurteilsfreie Vermittelung des päpstlichen Nuntius Chigi wäre es überhaupt nicht dazu gekommen. Die Hoffart der Spanier, die berechnete Langsamkeit der Kaiserlichen, die Eitelkeit der Franzosen, die Gewaltthätigkeit der Schweden, die Eifersucht der Großen, die Großmannssucht der Kleinen gaben den Verhandlungen immer neue, immer schädliche Wendungen. Nicht in Förderung, sondern in Verschleppung des Friedenswerkes erwiesen sich die Vertreter der europäischen Regierungen erfinderisch. Und den „gelehrten" Sparren hatten, wie es für das 17. Jahrhundert charakteristisch ist, die Herren in der Allonge insgesamt. Der Franzose Servien wirft dem als Meister diplomatischer Kunst, als „Docteur en malice" geltenden St. Avaux vor, der Kollege habe allzeit lieber den Vorteil seines Königs gefährden, als eine mühsam gedrechselte „klassische", aber keineswegs klassisch klare Redewendung opfern wollen. Auch über des schwedischen Gesandten Salvius Gelehrtendünkel spottet der Kanzler Oxenstierna, derselbe wisse wenig anders zu schreiben „und discurire mit einem Haufen ratiunculis, als lese er Terentium oder Plautum für Schulknaben, um seine große Wissenschaft zu zeigen".

Ebenso einig waren alle in Münster und Osnabrück Versammelten im Bestreben, durch Entfaltung von Prunk und Pracht einander den Rang abzulaufen. „Ich will klar machen", schrieb d'Avaux an die Königin von Frankreich, „von welcher Art auch die geringsten Diener Eurer Majestät sind und daß der Krieg uns nicht arm gemacht hat". Die Franzosen führten so viele Diener und Gardisten mit sich, daß sogar eine Gefahr für die Freiheit der Beratungen darin erblickt wurde und die kaiserlichen Gesandten den Rat von Münster angingen, die Kompletierung und tadellose Ausrüstung der Stadtmiliz jederzeit im Auge zu behalten. Infolge des übermütigen und gewaltthätigen Benehmens der Franzosen, wozu sie sich durch die Überlegenheit ihrer Waffen auf dem Kriegsschauplatz ermutigt fühlten, kam es nicht selten zu ärgerlichen Auftritten. Unmittelbar nach dem Einzug der Botschafter in Münster spielte sich

eine Scene ab, die zu der kurz zuvor entfalteten feierlichen Grandezza in possierlichem Gegensatz stand. Die Diener des Grafen Servien wollten nicht dulden, daß Latrinenräumer nächtlicherweile mit ihren Karren durch die Straße zögen, wo der Gesandte seine Behausung hatte, und schlugen, ohne erst Erklärungen zu geben oder zu fordern, auf die Überraschten los. Die Stadtwache wollte der Balgerei steuern, allein die Franzosen widersetzten sich auch gegen diese; immer mehr Münsteraner mischten sich in den Streit, und endlich mußten die Franzosen, nachdem sie weidlich durchgebleut worden waren, das Feld räumen. Der Gesandte richtete deshalb an den Stadtrat eine geharnischte Beschwerde und berichtete über den Gassenskandal prahlerisch wie über eine gewonnene Schlacht nach Versailles. „Die Leute in diesem Lande sind roh", bemerkt er dabei, „und gegen Frankreich durchweg übel gesinnt; es war deshalb nötig, ihnen einmal die Köpfe zu waschen und sie bonos mores zu lehren, damit sie wenigstens Respekt haben, wenn sie nun doch einmal freundschaftliche Gefühle für uns niemals hegen werden". Dagegen schließt ein deutscher Berichterstatter seine Erzählung folgendermaßen: „Jedoch weil es schien, daß die Franzosen selbst zu sothanem Unfug die meiste Veranlassung gegeben hatten, so bestand die satisfaction darin, daß der Abdecker und seine assistenten eine Zeit lang mit Gefängniß bestraft wurden; denen Franzosen aber konnten die empfangenen Schläge nicht wieder abgenommen werden".

Ein Hemmnis der Verhandlungen war auch das feindselige Verhältnis, in welchem sogar die Gesandten einer und derselben Nation zu einander standen. Gegen d'Avaux, von welchem Königin Anna so fest wie er selbst überzeugt war, daß ein Politiker seinesgleichen noch nicht dagewesen sei, intrigierte unablässig der zweite Botschafter, Graf Servien, der als Vertrauter Mazarins über Ziele und Absichten des Ministeriums gewöhnlich besser unterrichtet war, als sein Amtsgenosse. In ähnlicher Weise bestand Eifersucht und Fehde zwischen dem ersten, zweiten und dritten Botschafter Seiner katholischen

Majestät, Don Zappada, dem Repräsentation als erste und höchste Pflicht galt, Don Saavedra, dem „gelehrten Politiker“, und de Brun, der sich in Münster als Original aufspielte, nie anders als in verschlissenen Kleidern ging und in einer schadhaften Kutsche fuhr und über das Gebaren der rechtgläubigen wie der ketzerischen Kollegen vom grünen Tisch grimmige Satiren schrieb. Und wiederum hegte der erste schwedische Gesandte, Oxenstierna, der Sohn des allmächtigen Kanzlers, Groll und Mißtrauen gegen Adler Salvius, der, geschmeidigen Geistes und von erstaunlicher Arbeitskraft, immer der „Klarheit“ und der „Offenheit“ das Wort redete, um unter der Maske des Biedermanns bequemer seine geheimen Pläne zu fördern. Zwischen den kaiserlichen Gesandten bestand zwar besseres Einvernehmen, aber um so gefährlicher für die friedliche Lösung der politischen Irrungen war der Übereifer, den Graf Ludwig von Nassau, wie seine bürgerlichen Amtsgenossen Volmar und Crane, an den Tag legten. Alle drei waren Protestanten gewesen und zum Katholizismus übergetreten; nun suchten sie nach Renegatenart die Reinlichkeit ihrer Beweggründe zum Abfall und ihre gegenwärtige Rechtgläubigkeit durch hartnäckige Verteidigung der alten Machtstellung des Katholizismus darzuthun.

Die eigentliche Entscheidung hing natürlich vom Kriege ab, der mit allen seinen Schrecken im Süden und im Norden Deutschlands fortdauerte. Je nachdem das Glück die Waffen des Kaisers oder der verbündeten Gegner begünstigte, veränderte sich sofort die Physiognomie der Versammlungen in den westfälischen Städten. Wenn Torstenson oder Wrangel in katholischen Landen siegreich vordrang, wurden die kaiserlichen Gesandten geschmeidig, und die Geschäfte nahmen einen rascheren Gang; je nachdem der Kurfürst von Bayern, dessen Politik bald durch religiöse, bald durch politische Interessen beeinflußt war, dem kaiserlichen oder dem französischen Hofe sich näherte, waren die Vertreter dieser Mächte zu Zugeständnissen bereit oder unnahbar. Die religiösen Gegensätze bestanden in alter Schroffheit fort; häufig war jedoch der Schutz religiöser Inter-

essen nur ein Vorwand, während es in Wahrheit auf materiellen Gewinn abgesehen war. Kardinal Mazarin gab in der geheimen Korrespondenz mit den Kaiserlichen immer wieder dem Herzenswunsche Ausdruck, es möchten doch endlich die im wahren Glauben vereinten Brüder auch brüderlich zusammenstehen, aber wenn einmal um der katholischen Sache willen ein Opfer geheischt wurde, zog er sich hinter die Erklärung zurück, sein Gewissen verbiete ihm, den Schweden die beschworene Bundestreue zu brechen. Nicht anders war es bestellt mit der „Rettung der deutschen Freiheit", in deren Namen Frankreich die deutschen Fürsten um sich zu scharen suchte. Was in den Schriftstücken Mazarins und in den wohlgesetzten Ansprachen der Botschafter als „Bürgschaften für gemeinsame Sicherheit der Souveräne" bezeichnet wurde, war nichts anderes als Erhebung Frankreichs zur Schutzmacht aller Gegner des Kaisertums. Die deutschen Fürsten durchschauten wohl die Maske, ließen sich aber um des eigenen Vorteils willen die Täuschung gefallen.

Immer zahlreichere Reichsstände schickten ihre Vertreter nach Westfalen, auch die Nachbarmächte wollten bei dem wichtigen Friedenswerk vertreten sein, allein je mehr Diplomaten sich im Mauerring der neutralen Städte drängten, desto häufiger kam es zu störenden Zwischenfällen.

Jede einzelne Frage wurde mit der berühmten „deutschen Gründlichkeit" durchberaten, jedes Für und Wider in Erwägung gezogen — den Ausschlag aber gab lediglich die Gunst der fremden Sieger. Dabei läßt sich die Beobachtung machen, daß nicht selten absichtlich Nebendinge und Äußerlichkeiten ungemein eifrig betrieben und aufs Genaueste festgestellt wurden, während in den Hauptpunkten eine gewisse Unklarheit bestehen blieb, offenbar aus keinem anderen Grunde, als daß im geeigneten Augenblick Thore oder Thürlein für verschiedenartige Deutungen geöffnet werden könnten.

Allein auch davon abgesehen wurde Vielem, der Anschauung des Zeitalters entsprechend, eine Bedeutung zugemessen, die uns heute unbegreiflich erscheint.

Rang- und Ceremoniellfragen wurden mit peinlichster Umständlichkeit behandelt. Der Doge von Venedig beanspruchte den Vorrang vor den Kurfürsten, die letzteren wollten kaum eine Gleichberechtigung anerkennen. Die Gesandten der Kurfürsten verlangten den Titel Excellenz, aber sowohl der Kaiser als der Reichsfürstenstand wollten von solchem Vorrecht nichts hören. Nicht geringen Anstoß erregte es, als der erste kurbrandenburgische Botschafter bei feierlicher Auffahrt seine Mitgesandten vorausfahren ließ, während die kaiserlichen Gesandten nach dem Rang geordnet zu fahren pflegten; Berge von Akten wurden wegen dieser unberechtigten Abweichung von deutschem Brauch aufgetürmt, während auf den Schlachtfeldern das Blut der Söhne Deutschlands in Strömen floß.

Es wäre übrigens eine ungerechte Beschuldigung, wollte man bei Fürsten und Staatsmännern nur kleinliche Selbstsucht und sträflichen Mangel an Gemeinsinn und Vaterlandsliebe voraussetzen. Es machte sogar auch auf die protestantischen Fürsten günstigen Eindruck, daß der Kaiser gerade in dem Augenblick, da die österreichischen Erblande durch Torstenson's Einfall dem Untergang preisgegeben schienen, seine Gesandten anwies, jedes Zugeständnis auf Kosten der Integrität deutschen Gebiets von der Hand zu weisen. Trotz aller Gegensätze und Fehden war der Gedanke der Zusammengehörigkeit nicht ganz erstorben. Mochte auch ein so leidenschaftlicher Gegner des Papismus und der damit verbündeten Casa d'Austria, wie der Deutsch-Schwede Chemnitz, in Lockerung, ja in Lösung des Verbandes der Reichsglieder sein Ideal erblicken, so war doch diese Stimmung nicht die herrschende in den deutschen Landen. Den Franzosen und Schweden entging es nicht, wie gern der deutsche Bundesgenosse von den Fremden sich abgewendet und für Kaiser und Reich seine Kräfte eingesetzt haben würde. „Wir müssen daran festhalten", schrieb der französische Botschafter d'Avaux am 14. Januar 1645 an Kardinal Mazarin, „daß die Neigung der deutschen Fürsten bedeutend abweicht von derjenigen der Fürsten Italiens. Denn diese, einsichtsvoll und wohlberaten, wünschen

und billigen alles, was dazu beitragen kann, ihre Unabhängigkeit zu befestigen, und deshalb sind sie froh, daß Frankreich einige Plätze in Italien behält, um ihnen im Fall der Not die schützende Hand zu reichen. Aber diese Deutschen sind viel inniger durchdrungen von Liebe zum Vaterland; sie empfinden es als unerträgliche Pein, daß Fremdlinge das Reich zerstückeln, und ziehen, einer der deutschen Klimas würdigen Politik getreu, den Bestand eines Körpers, dessen Glieder sie sind, einer Zerteilung, die jedem einzelnen nur vorteilhaft sein würde, vor. . . Gelegentlich werden wir nicht unterlassen, ihnen begreiflich zu machen, daß sie zu ihrem Heil andere Grundsätze verfolgen müssen, allein es wird schwer halten, sie unseren Wünschen zugänglich zu machen; es wird kaum zu verhindern sein, daß sie nicht lieber uns gezwungen sähen, unsere Eroberungen zurückzugeben, als daß sie diese zu ihrem eigenen Vorteil in unseren Händen wüßten".

Das sind erfreuliche Worte, wie deren aus der traurigen Epoche nach dem großen Kriege nicht häufig zu vernehmen sind, und der Franzose hat sicherlich richtig gesehen. Es fehlte weder in Brandenburg an Männern, die in der Losreißung des Elsaß eine Schmach erblickten, noch wurde es in Bayern mit Befriedigung aufgenommen, daß sich der Schwede an der deutschen Ostseeküste festsetzte. Allein solch dunkler Drang konnte noch nicht zu wirklicher Versöhnung und Verbrüderung führen. Jeder forderte vom anderen den ersten Schritt zur Einlenkung in eine dem gemeinsamen Vaterlande nützliche Politik, und da keiner dazu bereit war, dauerten der Kampf selbstsüchtiger Interessen und die Einmischung und damit die Herrschaft der Fremden fort.

Ein freundlicherer Stern schien über diesem Wirrsal aufzugehen, als in der Person des Grafen Max von Trautmannsdorff ein Vertreter des Kaisers erschien, der die Aussöhnung der Deutschen als erste und wichtigste Pflicht auffaßte und auch in weitgehenden Zugeständnissen der Fürsten untereinander geringeren Nachteil erblickte, als in Abtretung deutschen Bodens

an Fremde. Das Äußere des neuen Gesandten war nicht vorteilhaft; seine hagere Gestalt, sein vergilbtes Antlitz erinnerten an Don Quixote, was von den französischen Witzlingen sofort vermerkt wurde. Allein sein natürlicher Ernst, seine Redegewandtheit, seine immer mit Besonnenheit gepaarte Entschlossenheit machten ihn bald zum Mittelpunkt der Unterhandlungen. Er hielt sich im Gegensatz zu seinen Amtsgenossen lieber an die Schweden, als an die Franzosen; er wußte insbesondere Oxenstierna trefflich zu behandeln, und indem er die schwedische Tapferkeit und Kriegszucht rühmte und immer wieder betonte, daß die Häuser Schweden und Österreich durchaus nicht natürliche Feinde seien, wie etwa die Habsburger und Bourbons, gewann er den weichgestimmten, wackeren Reiterobristen a. D. in vielen Fällen zum Bundesgenossen. Er hielt sich mit Vorliebe in Osnabrück auf und verkehrte freundschaftlich mit den Vertretern der protestantischen Stände, denen er in Bezug auf Amnestie und Verjährung der Besitzverhältnisse die günstigsten Aussichten eröffnete.

Die deutsche Politik Trautmannsdorff's schien festeren Boden zu gewinnen, als die eigentlichen Absichten der „Gönner" der deutschen Protestanten deutlicher hervortraten. Am 7. Januar 1646 überbrachten Oxenstierna und Salvius im Namen der Krone Schweden den kaiserlichen Gesandten in feierlichem Aufzug einen Neujahrsgruß und überreichten ein neues Programm, das die Friedensvorschläge und Forderungen Schwedens enthielt. Darin waren nun nicht bloß Amnestie und Wiedereinsetzung der deutschen Bundesgenossen in den Besitzstand vor dem Kriege, d. h. im Jahre 1618, verlangt, — dies hatte Trautmannsdorff zwar nicht zugestanden, aber wenigstens nicht entschieden zurückgewiesen, — sondern Schweden beanspruchte für sich selbst nichts Geringeres, als Schlesien und ganz Pommern mit Wismar, Bremen und Verden. Während noch Trautmannsdorff, der seinen Augen nicht trauen wollte, das verhängnisvolle Dokument überlas, entfernten sich die Schweden wieder, nicht ohne den Kollegen angenehme Träume gewünscht

zu haben. Bald darauf erschienen die Franzosen, die „als schuldige Genugthuung" bescheidener nicht zu fordern wußten, als den österreichischen Besitz im Ober- und Unterelsaß als Eigentum, über die dortigen Reichsstädte aber das jus superioritatis, wie es ein Römischer Kaiser von des Reichs wegen inne habe, ferner die nicht zum Elsaß gehörigen Festungen Breisach und Philippsburg; gleichsam zum Ersatz erklärten sie sich bereit, Sitz und Stimme auf dem deutschen Reichstag gleich anderen Reichsständen zu führen. Das Reich sollte es noch als Glück betrachten, daß so mächtige Könige sich dazu herbeiließen, Lehen aus den Händen des Kaisers entgegenzunehmen, offenbar nur, damit sie sich um so leichter in alle Reichshändel einmischen konnten.

Die überspannten Forderungen der angeblichen Freunde deutscher Einheit bewirkten auf einen Augenblick etwas Überraschendes: die Fürsten im Norden und im Süden des Reichs fühlten sich in der gemeinsamen Entrüstung über die Anmaßung des Fremden eins. Nie war bisher so kräftige, so voll tönende Sprache in den Sitzungen der deutschen Gesandten gehört worden! Und ihre Beschwerden und Verwahrungen kamen noch deutlicher, noch leidenschaftlicher in den Organen der öffentlichen Meinung, in Flugschriften und Zeitungen zum Ausdruck. Durch so schimpfliche Zugeständnisse würden die Deutschen selbst das Eisen zu ihren Fesseln schmieden! Pommern an Schweden überlassen, heiße den Schweden zum unbeschränkten Gebieter des Baltischen Meeres machen! Und der Gallier als Herr so vieler mächtiger Ströme werde ganz gewiß nicht im Elsaß still sitzen! Der Kurfürst von Brandenburg erklärte, daß er niemals auf Pommern verzichten werde, und richtete einen feierlichen Appell an die deutschen Fürsten, sie möchten nicht zulassen, daß der brandenburgische Kurstaat von der Baltischen See gänzlich abgeschnitten werde.

Allein zu einträchtigem *Handeln* konnten sich die feindlichen Brüder auch diesmal nicht aufraffen. Mit schönen Reden allein sei nicht zu helfen, erklärte Trautmannsdorff, und der bayrische

Gesandte verglich spöttisch das deutsche Reich einem Manne, dem alle Nerven entzwei geschnitten sind, — wie sollte der sich eines starken Gegners erwehren?

Die Eintracht dauerte denn auch nicht lange. Während die Protestanten für Amnestie und Restitution das Normaljahr 1618 forderten, wollten die Katholiken am Jahr 1630 festgehalten wissen. Ja, nicht einmal in den Lagern der einzelnen Religionsgesellschaften war man darüber einig, welche Opfer gebracht, welche Principien nicht preisgegeben werden dürften. Während die Wiener Hoftheologen versicherten, daß der Kaiser ohne Schädigung der Kirche und seines Seelenheiles nötigenfalls die Abtretung geistlicher Güter bewilligen dürfe, wurde im Münchner Jesuitenkollegium derartige Nachgiebigkeit als schweres Verbrechen gegen die Kirche erklärt und demgemäß von Kurfürst Maximilian die Zustimmung zu solchem Ausgleich hartnäckig verweigert.

Endlich — am 12. Juli 1646 — kam man dank der staatsmännischen Kunst Trautmannsdorffs überein, das Jahr 1624 als Normaljahr für die Machtverhältnisse der Kirche und den Besitz geistlicher Güter anzusehen. Damit war wenigstens ein fester Stützpunkt für weiteren Ausgleich der streitenden Parteien gewonnen.

Ohne Entlohnung durch Land und Leute war weder Schwede noch Franzose zur Räumung der deutschen Lande zu bewegen, darüber konnte man nicht im Zweifel sein; es handelte sich nur noch darum, von den hohen Preisen möglichst viel abzumarkten Eine schwierige Aufgabe, da einerseits die schwedischen Waffen noch immer vom Glück begünstigt waren, andererseits Frankreich am Kurfürsten Maximilian von Bayern einen nützlichen Ver bündeten gewonnen hatte. An demselben Manne, der früher so standhaft die Verbindung mit Frankreich abgelehnt hatte. Wie ging das zu? Bayern hatte infolge der Gesinnungstüchtigkeit seines Fürsten während des langen Krieges schrecklicher als alle anderen Staaten gelitten. Trotzdem besorgte Maximilian

nicht ganz ohne Grund, daß ihn der Kaiser und Spanien beim Friedensschluß opfern würden. Das war die Furcht, und andererseits lockte die Hoffnung, mit Frankreichs Hilfe die Machtstellung, welche Bayern im deutschen Süden zur Zeit einnahm, für immer sichern zu können und bei der bevorstehenden Teilung der Kriegsbeute größeren Gewinn zu ziehen. Nur so läßt sich erklären, daß sowohl Bayerns Vertreter in Münster, als der bayrische Gesandte in Wien die Vorstellungen und Forderungen der Franzosen so warm unterstützten. Während die Kaiserin und der spanische Gesandte den Kaiser bestürmten, daß er die viel zu hoch geschraubten französischen Bedingungen verwerfe, ließ der Bayer darlegen, wie unklug es sei, gegen den Strom zu schwimmen; man dürfe um der Unteilbarkeit des Reiches willen Frankreich nicht länger trotzen, man müsse den Frieden erkaufen um jeden Preis: also den Frieden gegen das Elsaß.

Von offenen und heimlichen Verbündeten unterstützt, beharrte Frankreich natürlich auf allen seinen Forderungen. Nachgiebigkeit zieme dem, der den Frieden nötig hat, erklärten die Gesandten, Frankreich habe aber keine Veranlassung, den Krieg voreilig abzubrechen.

Eines Tages vernahmen die Kaiserlichen in Münster, daß eine Schar Arbeiter am Hause, das der außerordentliche Gesandte Frankreichs, Herzog von Longueville, bezogen hatte, einen Umbau begonnen habe und daß ein Garten dabei angelegt werde. Mazarin konnte mit der Wirkung dieser seiner List zufrieden sein. Die Deutschen waren nun überzeugt, daß die Franzosen willens seien, noch viele Jahre in Münster zu bleiben. Trautmannsdorff selbst durchschaute zwar den Trug, indes war die Unbefangenheit, die Gleichgültigkeit, die er zur Schau trug, doch nur eine staatsmännische Maske. Die Franzosen wußten, daß er aus Wien Befehl erhalten habe, Frieden zu schließen um jeden Preis, wußten, daß ein Mönch nach Madrid unterwegs sei, um dort die kaiserliche Botschaft zu überbringen: der Kaiser wird und muß Frieden schließen und stellt es Spanien anheim, mit dem Gegner sich zu vergleichen.

Elsaß, auch den Sundgau zu opfern, war Ferdinand bereit; zur Rettung Breisachs sollte wenigstens ein Versuch gemacht werden, denn wer diesen Platz besitze, „des teutschen Landes fürnehmste Vestung", — so war in einer von kaiserlicher Seite verbreiteten Flugschrift versichert — werde nicht bloß über kurz oder lang den Breisgau an sich reißen, sondern auch das kostbarste Kleinod des deutschen Reichs, Straßburg, „daran niemand Vernünfftiger zweifeln soll." „Der Platz ist zur Verteidigung des schwäbischen Kreises unbedingt notwendig", erklärte also Trautmannsdorff, „man kann ja die neuen Forts schleifen und die Brücke, welche die Verbindung mit dem Elsaß vermittelt, abbrechen, aber die Stadt muß in unsrem Besitz bleiben!" „Dann wollen wir noch hundert Jahre Krieg führen!" erwiderte der Franzose. „Nun gut, so werden wir uns unserer Haut wehren!"

Damit schien die Unterhandlung abgebrochen zu sein, allein auch diesmal wußte Mazarin bereits, daß Trautmannsdorff angewiesen sei, im Notfall auch Breisach preiszugeben.

Man darf schwerlich in diesen Fällen einzig an geheime Mitteilungen des bayrischen Kabinetts denken; die Franzosen und Schweden hatten auch in anderen Kreisen Fühlung. Der französische Louisdor und der schwedische Thaler rollten nicht umsonst in Münster und Osnabrück. Ein vertraulicher Brief des Ministers Brienne an die Gesandten vom 11. Dezember 1645 gibt darüber Auskunft. Der Ministerrat habe beschlossen, 100,000 Franken zu zweckmäßiger Verwendung nach Münster zu senden; das sei eine lächerlich geringe Summe, aber es werde schon für weitere Mittel gesorgt werden. Vorerst möge dem brandenburgischen Gesandten, Grafen von Wittgenstein, die Summe von 2000 Thalern zugewendet werden. „Seine Majestät würden mit Vergnügen sehen, daß noch mehr Gesandte von uns Geschenke annehmen."

Unter solchen Verhältnissen war an kräftigen Widerstand gegen den feindlichen Nachbar nicht zu denken. Da immer mehr Reichsstände in den Kaiser drangen, der eisernen Not sich zu

beugen, bewilligte er schließlich — in einem Erlaß vom 26. Mai 1646 — die sämtlichen Forderungen Frankreichs, auch die Übergabe Breisachs.

Allein auch dadurch war keine Einigung erzielt. Nun erhob sich neuer Streit, in welcher Form die Oberhoheit in den zur Abtretung bestimmten Teilen des Elsaß eingeräumt werden sollte. Während im protestantischen Norden der Wunsch überwog, daß das französische Elsaß Reichslehen bleiben möchte, fürchtete der Kaiser, daß durch den Eintritt Frankreichs in den deutschen Lehensverband „ein Pfahl zwischen Haut und Fleisch des Reichskörpers" getrieben werde und wollte lieber volle Souveränität anbieten. Auch in französischen Kreisen waren die Ansichten geteilt. Graf Brienne, der Minister des Auswärtigen, schrieb im Mai 1646 nach Münster, der König ziehe vor, Elsaß als Reichslehen zu übernehmen, und die Gesandten möchten dahin trachten, daß diese Form der Abtretung genehmigt werde. Den deutschen Fürsten könne ja nur erwünscht sein, daß Frankreichs Stimme auf künftigen Reichstagen das Gegengewicht gegen die habsburgische Übermacht bilden werde; dagegen müsse es unfehlbar zu neuen Streitigkeiten und Fehden führen, wenn eine fremde Krone neben reichsunmittelbaren deutschen Fürsten und Städten im Elsaß souveräne Gewalt inne hätte. Natürlich waren in dieser für die Öffentlichkeit bestimmten Erklärung Brienne's gerade diejenigen Gründe, welche in Wahrheit den Eintritt Frankreichs in den Reichsverband wünschenswert erscheinen ließen, nicht enthalten. Diese sind enthüllt in einem an den König gerichteten Memoire der französischen Gesandten in Münster, das sich über Nutzen und Schaden des Beitritts zum Reich ausführlich verbreitet. Wenn Frankreich ein Glied des deutschen Reiches werde, sei die Erhebung des Königs zum Kaiser leichter durchführbar; die Fürsten dürften sich bereitwilliger zu Bündnissen mit Frankreich entschließen; dem französischen Hofe könne nichts entgehen, was auf den deutschen Reichstagen verhandelt werde, und damit sei die Möglichkeit geboten, feindseligen Umtrieben der Habsburger rechtzeitig

entgegenzutreten; Frankreich bleibe der Vorwurf erspart, durch Abreißung des Elsaß zur Zertrümmerung des Reichs beigetragen zu haben. Dagegen seien freilich noch gewichtigere Gründe gegen den Eintritt ins Reich anzuführen. Kein Vorteil wiege den Mißstand auf, daß Frankreichs König als Lehensmann des Reiches nicht mehr völlig selbständiger und unabhängiger Herr seiner Entschließungen sei; die Gunst Frankreichs werde, gleichviel ob es ein Reichslehen besitze oder nicht, von den deutschen Fürsten immer als höchstes Gut angestrebt werden; Gesandte des allerchristlichsten Königs seien auf den deutschen Reichstagen gewiß nicht weniger einflußreich, als Gesandte eines Landgrafen von Oberelsaß, ja, auch die Kaiserkrone sei von der Eigenschaft eines Reichsstandes durchaus nicht abhängig. Wohl habe Karl V. absichtlich die Grafschaft Burgund seinen Nachkommen nicht als souveränen Besitz übergeben, sondern in den Schutz des Reiches gestellt, damit die deutschen Habsburger zur Unterstützung Spaniens einen Vorwand hätten, allein das mächtige Frankreich brauche solche Rücksichten nicht zu nehmen, und mit der Machtstellung eines Königs von Frankreich vertrage sich schlechterdings nicht, daß er Vasall eines anderen Fürsten geheißen werde, ja, sich der Möglichkeit aussetze, mit Acht und Bann belegt zu werden. Deshalb seien die Gesandten zur Überzeugung gelangt, die Würde Frankreichs erheische, daß Elsaß nur als souveräner Besitz übernommen werde. Das Urteil der Gesandten fand auch den Beifall Mazarins. „Auch eine nur nominelle Unterordnung des Königs unter den römischen Kaiser" versicherte er der Königin, „ist im Interesse der Zukunft Frankreichs unzulässig".

So wurde denn schließlich bei Abfassung der Friedensurkunde diejenige Form der Abtretung gewählt, welche ebenso der kaiserlichen, wie der französischen Regierung vorteilhafter dünkte. Mit der merkwürdigen Begründung: „auf daß Friede und Freundschaft zwischen dem römischen Kaiser und dem allerchristlichsten König um so fester bestehen und um so sorglicher die allgemeine Sicherheit gewahrt bleibe", verzichteten der Kaiser

gegen eine Entschädigung von drei Millionen Livres, welche Frankreich dem persönlichen Inhaber des elsässischen Besitzes, Erzherzog Karl Ferdinand, zahlen sollte, für sich und das ganze Haus Österreich, sowie das römische Reich auf alle Rechte, Eigentum, Herrschaft, Besitz und Gerichtsbarkeit, welche bisher dem römischen Reiche und dem Hause Österreich zustanden an die Stadt Breisach, die Landgrafschaft Ober- und Nieder-Elsaß und Sundgau, die Landamannschaft in den zehn im Elsaß gelegenen Reichsstädten, die Dorfschaften und alle anderen Rechte, welche zu besagtem Amt gehören, welche nunmehr alle und jede einzeln an den König und die Krone von Frankreich übergehen sollen. Ferner wurde in unzweideutigen Ausdrücken die volle Souveränität (supremum dominium, jura superioritatis aliaque omnia) über die schon von König Heinrich II. erworbenen Reichslande, die Bistümer Metz, Toul und Verdun „avec leurs districts" — die deutschen Unterhändler konnten keine präzisere Bestimmung durchsetzen — der gallischen Krone unwiderruflich und auf ewige Zeiten überlassen. Auch die dem Reiche zustehenden Eigentums-, Hoheits- und sonstigen Rechte auf die Festung Pinerola in Piemont sollten an Frankreich übergehen.

Bezüglich der letztgenannten Abtretungen war jedes Bedenken ausgeschlossen. Dagegen war es auffällig, daß der Krone Frankreich einerseits nur die „Landgrafschaft" im Ober- und Nieder-Elsaß und Sundgau, andrerseits auch „alle Lehensleute, Landsassen, Unterthanen, Eigenleute, Städte, Festungen, Höfe, Burgen, Wälder, Forste, Gold-, Silber- und andere Metallgruben, Flüsse, Bäche, Weiden, auch alle Rechte, Regalien und Zubehör ohne jeglichen Vorbehalt, mit aller Gerichtsbarkeit, Obrigkeit und voller Souveränität" (cum omnimoda jurisdictione et superioritate supremoque dominio) zugesprochen waren. Gerade dieser Zusatz aber dürfte jeden Zweifel ausschließen, daß die „Landgrafschaft" nicht als ein bloßes Reichsamt, sondern als erbeigentümlicher Herrschaftsbezirk gelten sollte. Im alten landgräflichen Gerichtsgebiet, der größeren Hälfte des

Oberelsaß, des Sundgaues und den unterelsässischen Herrschaften Königsburg und Weilerthal hatte sich längst die Landeshoheit der Habsburger ausgebildet; die Landgrafen waren wie die anderen Reichsfürsten unbeschränkte Territorialherren geworden, und dieses habsburgische Hausgut sollte in gleicher Weise, d. h. als souveräner Besitz der Krone Frankreich überlassen werden.

Anders aber verhielt es sich mit den Rechten, welche fortan den Königen von Frankreich als Landvögten in den zehn elsässischen Reichsstädten — zu welchen das völlig autonome Straßburg nicht gehörte — zustehen sollten. Die Habsburger hatten bisher ein Schutzgeld und andere Einkünfte bezogen, im übrigen aber keineswegs die Rechte regierender Herren ausgeübt. Demnach konnte die Landvogtei nicht wie die Landgrafschaft im Elsaß als fürstlicher Besitz mit landeshoheitlichen Rechten, sondern nur als ein Amt überlassen werden. Daß die Reichsunmittelbarkeit und die Reichszugehörigkeit der zehn Städte nicht aufhören sollte, war noch ausdrücklich in Artikel 87 der Friedensurkunde ausgesprochen: „Der allerchristlichste König soll gehalten sein, nicht allein die Bischöfe von Straßburg und Basel nebst der Stadt Straßburg, sondern auch die übrigen dem Reich unmittelbar untergebenen Stände in Ober- und Niederelsaß, die Äbte von Murbach und Lure, die Äbtissin von Andlau, das Benediktinerkloster in St. Georgenthal, die Pfalzgrafen von Lützelstein, die Grafen und Barone von Hanau, Fleckenstein, Oberstein und des ganzen Elsaß Ritterschaft, desgleichen die genannten zehn Reichsstädte, welche in das Amt Hagenau gehören, in der Freiheit und im Besitz der Reichsunmittelbarkeit zu belassen, dergestalt, daß Ihre Majestät daselbst keinerlei königliche Hoheit beanspruche, sondern sich mit den Rechten begnüge, welche dem Hause Österreich zustanden und durch gegenwärtigen Friedenstraktat an die Krone Frankreich übertragen werden."

Bis hierher lauten die Bestimmungen der Friedensakte klar und bündig, und darnach wäre jeder Zweifel ausgeschlossen gewesen, daß nur der landgrafschaftliche Besitz und nicht die reichs-

unmittelbaren Stände, nur die landvogteilichen Einkünfte und nicht die Reichsstädte im Elsaß unter Frankreichs Scepter kommen sollten. Nun reiht sich aber daran ein Zusatz, der mit dem eben Gesagten in offenem Widerspruch steht: „jedoch soll, wohl verstanden, durch die gegenwärtige Erklärung dem oben eingeräumten vollen Souveräuitätsrecht nichts entzogen sein."

Diese Worte wurden verhängnisvoll für die deutsche Herrschaft im Elsaß. Wie am 9. August 1680 bei den Verhandlungen der Reunionskammer zu Breisach der französische Kronjurist Favier, so erklärte der Jesuit Bougeant in seiner 1744 erschienenen Geschichte des westfälischen Friedens und so erklären noch heute die französischen Historiker, daß durch den westfälischen Frieden g a n z Elsaß an Frankreich abgetreten sei. Aus jenem Zusatz zu Artikel 87 wird gefolgert, daß Frankreich souveräne Rechte nicht bloß über den österreichischen Teil, sondern auch über die Gebiete anderer deutscher Fürsten, Stifter und Städte erlangt habe.

Bezüglich der reichsunmittelbaren Stände beruht die französische Interpretation lediglich auf Willkür, denn jener Zusatz verweist ausdrücklich auf die „o b e n eingeräumte Souveränität" (de eo omni supremi dominii jure, quod supra concessum est), und „oben", d. h. im Artikel 73 ist nur von den österreichischen Besitzungen und Rechten gesprochen. Wenn trotzdem später auf Grund der französischen Auslegung an der deutschen Westmark ein Raub verübt wurde, den das deutsche Volk in späteren Tagen noch schmerzlicher empfand als die Zeitgenossen, so beweist dies nichts anderes, als daß die französischen Juristen und Politiker dem Wahlspruch: Macht geht vor Recht! gemeinsam huldigten.

Schwieriger aber ist die Antwort auf die Frage, ob und in welcher Weise sich die im Artikel 74 zugesprochene und im Artikel 87 in Erinnerung gebrachte Souveränität auf die zehn kaiserlichen Städte im Elsaß erstrecken sollte.

Nach unserem Dafürhalten sind die Worte „cum omnimoda jurisdictione et superioritate supremoque dominio"

auch auf die vorher erwähnte Praefectura provincialis zu beziehen, aber wenn wir dies zugeben, stehen wir vor einer Reihe von weiteren Fragen, deren Lösung kaum gelingen kann. Wie ist es denkbar, daß das Amt eines Vogtes — und nur davon ist die Rede — als souveräner Besitz eingeräumt wird? Wie kann von Souveränität gesprochen werden, wenn im nämlichen Atemzug die Reichsfreiheit der Kommunen bestätigt wird? Wie kann zumal ein Fürst, der gar nicht zum Reiche gehört, Souveränitätsrechte ausüben über deutsche Städte, welche nicht aufhören sollen, reichsunmittelbar zu sein?

Aus so „dunklen und zweifelhaften" Bestimmungen neue Ansprüche abzuleiten, konnte einem rücksichtslosen, beutegierigen Nachbar nicht schwer fallen. Auf jene kritischen Worte sich stützend, forderte Mazarin 1664 die zehn Städte auf, „dem König als ihrem souveränen Herrn den Eid der Treue und des Gehorsams zu leisten". Damit war ja aber die von Frankreich gelobte Respektierung der Reichsunmittelbarkeit der Städte nimmermehr in Einklang zu bringen!

Und wenn auch der Text der Urkunde verschiedene Deutungen zuläßt, so ist doch aus den Verhandlungen, welche zur mitgeteilten Festsetzung führten, nachzuweisen, daß wenigstens die bevollmächtigten Vertreter Frankreichs in Münster an Ausdehnung der Souveränität über die Reichsstädte nicht dachten. Als die kaiserlichen Gesandten verlangten, daß die Reichsunmittelbarkeit der zehn Städte ausdrücklich hervorgehoben werde, gingen die Franzosen darauf ein, jedoch unter der Bedingung, daß auch die souveränen Rechte Frankreichs über die abgetretenen österreichischen Besitzungen nochmals betont werden sollten. Nach der von ihnen selbst vorgeschlagenen Fassung sollte die Erklärung lauten: „Der allerchristlichste König wird gehalten sein, alle Reichsunmittelbaren im Ober- und Niederelsaß in ihrer alten und unbeschränkten Freiheit zu belassen, jedoch soll sich dies auf nichts erstrecken, was vordem zum Hause Österreich gehörte und durch gegenwärtigen Traktat ausdrücklich an die Krone Frankreich

überlassen sein wird, wobei dasjenige berücksichtigt werden muß, was oben vom Souveränitätsrecht gesagt ist.“ Diese Fassung wurde sodann durch neue Verhandlungen in diejenige des Artikels 87 abgeändert; mithin darf doch gewiß gefolgert werden, daß die von den kaiserlichen Gesandten angenommene Formel den Franzosen nicht mehr Rechte einräumen wollte, als diese selbst gefordert hatten: souveränen Besitz der österreichischen Lande und Aemter.

Diese Auffassung wird unterstützt durch einen bisher weder von deutscher, noch von französischer Seite beachteten Ausspruch des besteingeweihten französischen Zeitgenossen, des Ministers des Auswärtigen, Lomenie Grafen von Brienne. In seinen Memoiren äußert er sich über die in Münster getroffenen Abmachungen folgendermaßen: „Es wurde den Gesandten, um uns zu befriedigen, Elsaß angeboten, allein mit so vielen Einschränkungen, daß uns eigentlich nur sehr wenig gegeben wurde. Man warnte dieselben, sie möchten sich doch nicht täuschen lassen durch den prunkenden Namen einer großen Provinz, denn darin hätten verschiedene Fürsten ihre Gebiete, welche von dem Angebot ausgeschlossen wären, wie auch die kaiserlichen Städte und der freie Adel, die ihre Lehen unmittelbar vom Reiche empfingen. Jedoch die Gesandten glaubten nicht darauf bestehen zu sollen, daß das Elsaß uns vollständig abgetreten werde, entweder als souveräner Besitz oder als Lehen, damit nicht, wie sie sagten, die Städte, die im Reiche mächtig sind, beleidigt würden, und wenn diese ihre Freiheit und Souveränität behielten, wäre es weder möglich, noch gerecht, die Freiheit der anderen anzutasten“.

Brienne fährt sodann fort, er halte es mit Rücksicht darauf, daß das Elsaß so viele, von Frankreich unabhängige Gebiete umschloß, für unverantwortlich, daß sich das siegreiche Frankreich damit begnügte. „Der Kardinal, der Serviens Ansicht nicht umstoßen konnte, da er wenig unterrichtet oder wenig auf die Größe Frankreichs bedacht war, erklärte, da er die Mehr-

heit (im Kronrat) auf seiner Seite hatte, daß der König nicht das Elsaß, sondern die Landgrafschaft als Ersatz annehmen würde, und daß er diese in voller Souveränität besitzen wolle, ebenso Breisach mit seinem Gebiet, das zum Breisgau gehört, und Philippsburg unter dem Titel des Schutzes gemäß den viel ausführlicheren Bestimmungen des Traktats, der nur von Servien unterzeichnet und seither vom König bestätigt ist, sowie auch vom Kaiser und den Fürsten des Reichs — des Traktats, demgemäß das Haus Österreich an Seine Majestät abtrat, was ihm im Elsaß als Eigentum zustand."

Noch ein anderes Moment muß in Betracht gezogen werden. Wenn es wirklich in der Absicht des Kaisers gelegen hätte, eine Ausdehnung der souveränen Herrschaft Frankreichs auf reichsunmittelbares Gebiet zuzugeben, so wäre er verpflichtet gewesen, die Einwilligung der deutschen Reichsstände einzuholen; dazu fühlte sich aber weder der Kaiser veranlaßt, noch verlangten die Stände sich einzumischen in eine Angelegenheit, welche nur den Kaiser und die Krone Frankreich anginge.

Endlich ist noch als Thatsache von ausschlaggebender Wichtigkeit anzuführen: die französische Regierung selbst ließ noch geraume Zeit nach dem Friedensschluß die elsässischen Stände in unverkümmertem Genuß ihrer Reichsfreiheit und Selbständigkeit. Als die kaiserlichen Städte auf Abzug der französischen Besatzungen drangen, wurde diesem Verlangen ohne Widerstreben stattgegeben. Der Bürgerschaft von Hagenau wurden zwar Vorstellungen gemacht, wie vorteilhaft es für die Stadt wäre, wenn sie den militärischen Schutz Frankreichs genießen würde, allein das Danaerangebot wurde im August 1650 mit aller Entschiedenheit abgelehnt, worauf sich der Rat von der Nachbargemeinde Straßburg eine Abteilung Söldner zur Abwehr von Feinden und gefährlicheren Freunden erbat.

So blieb denn in Hagenau, wo sich noch in der Motter die Ruine der Inselpfalz Kaiser Friedrichs I. erhob, in Kolmar, das seine neunthorigen Mauern, wie sein Stadtrecht dem Enkel

des Rotbarts verdankte, in all den elsässischen Städten, die sich so tapfer der landesfürstlichen Anfechtungen erwehrt und nicht minder beharrlich das Gefühl der Reichsangehörigkeit gewahrt hatten, vorerst noch alles beim alten. Von den 1110 Ortschaften, welche das Elsaß zählte, kamen nur etwa 428 in unmittelbaren Besitz Frankreichs, aber freilich war das gleiche Schicksal von den Leitern der französischen Politik auch den deutsch gebliebenen Teilen zugedacht.

„Was Elsaß betrifft", schrieb Mazarin schon am 30. Dezember 1647 an Turenne, „so verlasse ich mich darauf, daß Sie dasselbe als ein Land betrachten, welches dem König ganz ebenso gehört wie die Champagne". Es sollte nur abgewartet werden, bis der Aufstand der Fronde gedämpft und der Krieg gegen Spanien beendigt wäre: dann sollten neue Ansprüche geltend gemacht werden, zu deren Aufstellung in der Zweideutigkeit der Friedensbestimmungen eine Handhabe geboten war. „Das Schutzrecht über die zehn Städte" schrieb der französische Bevollmächtigte im Elsaß, Vautorte, im August 1650, anknüpfend an jenen Hagenauer Vorgang, an den Minister, „muß sehr delikat gehandhabt werden, wenn man daraus eines Tages Vorteil ziehen will. Jetzt scheint es am angemessensten zu sein, dasselbe ganz und gar ruhen zu lassen, um die Geister zu beschwichtigen und den Argwohn einzulullen, zumal ja unsere gegenwärtige Lage nicht gestattet, eine Sache in Angriff zu nehmen, die gleich im ersten Anlauf günstigen Erfolg haben muß". Dem klugen Rat entsprechend wurde die Selbständigkeit der Schutzbefohlenen noch eine Zeit lang respektiert. Schon 1656 aber trat Mazarin mit der Forderung auf, daß die Städte französische Besatzungen aufzunehmen, ihre Magazine unter Aufsicht des „Schutzvogtes" zu stellen und die Bestätigung ihrer gewählten Räte und Schöffen in Paris zu erbitten hätten. Die schwer Bedrängten erhoben Klage bei Kaiser und Reich, es wurde ihnen auch Recht gegeben, aber die versprochene Hilfe blieb aus. Und als erst einmal der Bischof von Straßburg als der Erste von den elsässischen Territorialherren dem König von Frankreich den

Treueeid geleistet hatte und das verräterische Beispiel von anderen deutschen Herren nachgeahmt wurde, da war die Einverleibung des ganzen Landes in den Nachbarstaat nur noch eine Frage der Zeit. Deutsche Sprache und Sitte behielten zwar die Oberhand — von den 1648 abgetretenen Gemeinden hat sich in der Folge die französisch redende Bevölkerung kaum auf ein Fünftel belaufen — aber die deutsche Gesinnung verlor sich mehr und mehr in Stadt und Land, so daß ein Memoire, das gelegentlich der Friedensverhandlungen im Haag 1709 die deutschen Fürsten mahnte, die Franche-Comté und nicht das Elsaß vom besiegten Frankreich zurückzufordern, die traurige Thatsache feststellt: „Die Elsässer sind heute französischer gesinnt als die Pariser und werden nie aufhören, mit ihren Herzen auf Seite Frankreichs zu stehen, eine Rückkehr zum deutschen Mutterland aber zu verabscheuen."

In der Reichsstadt Straßburg hatten die Habsburger weder landgräfliche noch vogteiliche Rechte ausgeübt; somit konnte auch die westfälische Friedensakte keinen Anspruch Frankreichs auf dieses älteste Gemeinwesen des deutschen Reiches begründen. Zu allem Überfluß legte noch Artikel 87 dem König die Verpflichtung auf, die Reichsfreiheit der Stadt gleich derjenigen der Bischöfe von Straßburg und Basel unangetastet zu lassen. Trotzdem verrieten schon manche Kennzeichen, daß sich, sobald das Schutzrecht der französischen Krone in den anstoßenden Gebieten in Landeshoheit verwandelt sein würde, auch die natürliche Hauptstadt des Elsaß diesem Verhängnis nicht würde entziehen können.

In keiner Stadt der westlichen Grenzlande hatte im Mittelalter das Deutschtum so feste Wurzel gefaßt wie in Straßburg, kaum eine andere Stadt des Reiches hatte so hervorragenden Anteil am politischen und geistigen Leben der Nation. Die geschichtliche Entwicklung Straßburgs gewährt das reinste Bild deutschen Wesens; mit den deutschen Herrschern unterhielt es nicht selten innige Beziehungen, allzeit stand es treu zu

Kaiser und Reich. In Straßburgs Mauern dichtete Meister Gottfried das hohe Lied der Liebe, hier eroberte Meister Eccard deutschem Wort und Laut das Gebiet des abstrakten Gedankens, hier schuf Erwin von Steinbach das „gleich den Blumen des Mai" gen Himmel strebende Münster, hier hatte das Oberrichteramt der Bruderschaft der deutschen Bauleute seinen Sitz, hier riefen Kaisersberg, Wimpheling, Brant, Fischart durch litterarische Leistungen, Johann Gensfleisch von Guttenberg durch die Wunder seiner Druckerpresse, Martin Bucer durch kühne Beredtsamkeit die Bewunderung der Zeitgenossen wach. Seit vollends die Reichsstadt durch diesen Reformator für die evangelische Lehre gewonnen war, schien sie am festesten von allen Gliedern des Reiches mit den Geschicken des deutschen Volkes verbunden zu sein. Allein der Kampf um die Glaubensfreiheit brach die Einheit und die Kraft der Nation, damit war die westliche Grenze fremden Gelüsten preisgegeben, und die gallische Staatskunst wußte die Ohnmacht des Nachbarreiches trefflich zu nützen. Schon unter Franz I. begann das Buhlen um die Gunst der Reichsstadt an der Ill; seit dieser Zeit war Frankreich immer der liebenswürdige, dienstwillige Freund, immer bereit zum Schutz gegen habsburgische Tyrannei, und die Liebesmüh war nicht verloren.

„Um Straßburg vor allen anderen deutschen Städten auszuzeichnen", wie Chapuzeau um das Jahr 1660 versichert, hielt der allerchristlichste König häufig einen eigenen Vertreter in der Reichsstadt. Auch während im dreißigjährigen Krieg französische Truppen als Feinde im Elsaß hausten, unterhielt Straßburg freundschaftlichen Verkehr mit dem Nachbarstaat. Als Bernhard von Weimar die Öffnung der Rheinbrücke forderte, weigerte sich zwar der Stadtrat aus Furcht vor dem Zorn des Kaisers, dem verräterischen Ansinnen Folge zu leisten; er lieferte aber, als mittels Schiffbrücken der Übergang bewerkstelligt wurde, heimlich das Material zum Brückenbau. Dafür blieb Straßburg von den Drangsalen, welche der Krieg über die anderen deutschen Städte brachte, ziemlich verschont, und auch die französischen Gesandten

in Münster schenkten den Wünschen und Beschwerden der befreundeten Stadt willig Gehör. Freilich wurde den Straßburgern, als es zur Abtretung des österreichischen Elsaß kam, ängstlich zu Mute; sie forderten, da sie ihre Unabhängigkeit und ihre Glaubensfreiheit gefährdet sahen, von Kaiser und Reich, daß ihre Reichsunmittelbarkeit im Friedenstraktat ein für allemal festgestellt werde, aber zugleich ließen sie durch ihren Agenten in Paris erklären, daß diese Forderung nicht etwa Mißtrauen gegen den großmütigsten und gerechtesten König bekunden, sondern nur den händelsüchtigen Anhängern der habsburgischen Partei jeden Anlaß zu ärgerlichem Geschwätz benehmen sollte. Schließlich wurde auch, dem Wunsche der Straßburger entsprechend, die ausdrückliche Bestätigung ihrer Reichsunmittelbarkeit in den Friedensvertrag aufgenommen, so daß nach außen die Stellung der Gemeinde völlig unverändert erschien. Doch förderte der dort residierende Vertreter Frankreichs, Johann Frischmann, ein geborener Franke, mit Glück und Geschick das Wachstum jener Partei, welche auch ihre Vaterstadt unter den mächtigen Schutz des neuen Landvogts von Hagenau gestellt wissen wollte. Als Ludwig XIV. bald nach dem Abschluß des Friedens die Stadt Metz besuchte, entsandte der Straßburger Rat eine Gesandtschaft zur Begrüßung des Monarchen und richtete an den „Schutzherrn der deutschen Freiheit" eine Ergebenheitsadresse, welche den bündigen Beweis lieferte, daß Straßburg diese Freiheit nicht mehr würdigte und nicht mehr verdiente.

Und der Rhein genügte französischer Begehrlichkeit nicht mehr als natürliche Grenze. Nicht bloß wurde auf Auslieferung von Breisach bestanden, sondern noch ein zweites Ausfallthor gegen Deutschland besetzt; durch einen schmählichen Handel mit dem Kurfürsten von Trier wurde Frankreich das Besatzungsrecht in Philippsburg abgetreten, und die kaiserlichen Gesandten in Münster konnten nur mit vieler Mühe die Klausel durchsetzen, daß die französische Besatzung allzeit „auf leidliche Anzahl zu moderieren sei, damit keinem Benachbarten einiger Verdacht erweckt werde."

Auch die vier Waldstädte am Nordrand der Schweiz, Laufenburg, Rheinfelden, Säckingen und Waldshut, waren von Frankreich als „Satisfaktion“ verlangt worden; namentlich der Schweizer Hans von Erlach, durch welchen — ob aus Eifer für die protestantische Sache, ob in eigennütziger Absicht, ist nicht zu entscheiden — die Eroberungen und die Truppen seines Gönners, Bernhard von Weimar, den Franzosen in die Hände gespielt wurden, hatte hohen Wert darauf gelegt, daß diese Plätze, die den Übergang über den Rhein noch besser sicherten als Breisach, an Frankreich ausgeliefert würden. Schließlich aber war von kaiserlicher Seite durchgesetzt worden, daß die Waldstädte gleich dem Breisgau und der Ortenau an den rechtmäßigen Besitzer Erzherzog Ferdinand Karl zurückerstattet wurden. Zugleich ward festgesetzt, es sollten zwischen den Bewohnern der auf beiden Seiten des Rheins gelegenen Gebiete Handel und Zufuhr, insbesondere die Schiffahrt auf dem Rhein, gänzlich freigegeben sein und nur die alten, unter österreichischem Regiment üblichen Zölle beibehalten werden.

Durch Erlach war auch betrieben worden, daß ein Abgeordneter aus der Schweiz in der Person des Bürgermeisters von Basel, Johann Rudolf Wettstein, am Friedenskongreß teilnehmen durfte. Wettstein war eigentlich nur als Vertrauensmann der vier reformierten Kantone zu betrachten und wollte zunächst nichts anderes erreichen, als daß die Exemtion der Stadt Basel von der Kompetenz des Reichskammergerichts anerkannt würde. Da aber jede Schwächung des Reichs in Frankreichs Interesse gelegen war und auch der Kaiser sein Wohlwollen an den Tag legen wollte, erreichten die Schweizer in Münster noch mehr, als sie verlangt hatten.

Wenn auch vor dem großen Kriege der Reichsadler von Schweizer Münzen und Wappen noch nicht gänzlich verschwunden war und das Reichskammergericht noch hie und da Lust zeigte, schweizerische Städte vor sein Forum zu ziehen, so war doch die Eidgenossenschaft schon seit dem Baseler Frieden von 1499 vom

deutschen Reiche so gut wie unabhängig. Während des Krieges war es mehr denn einmal nahe daran, daß sich die im sogenannten goldenen Bunde vereinigten und mit Habsburg verbündeten katholischen Kantone von den evangelischen getrennt oder doch gegen die feindlichen Religionsparteien zu den Waffen gegriffen hätten. Allein das Gefühl der Zusammengehörigkeit war doch schon so stark und die gemeinsame Tagsatzung so einflußreich, daß die Katastrophe nicht eintrat. So widerstrebten denn auch die katholischen Kantone nicht, als der Friedenskongreß die Klage der durch Wettstein vertretenen Stadt dahin beschied, daß Basel gleich den übrigen Kantonen keineswegs den Gerichten des Reichs unterworfen, mithin alle dort anhängig gemachten Prozesse und deren Straffolgen null und nichtig sein sollten. Damit war die völlige Trennung vom Reichsverband ausgesprochen, die Schweiz als selbständiger, unabhängiger Staat anerkannt. —

Die lange Abschweifung war geboten, um die in Münster von den Franzosen verfolgte Politik ins rechte Licht zu setzen.

Erst nach Durchsetzung ihrer Pläne legten die Bevollmächtigten Frankreichs Ernst und guten Willen an den Tag; jetzt erklärten sie sich auch bereit, in versöhnlichem Sinne auf die Schweden einzuwirken, und in der That begaben sie sich deshalb nach Osnabrück.

Während sich der dänische Staat von den Folgen seiner Niederwerfung durch die kaiserliche ligistische Macht nur langsam erholte, erreichte Schweden durch den dreißigjährigen Krieg so ziemlich alles, was Gustav Wasa in kühnen Träumen erhofft, Gustav Adolf als Ziel seiner „deutschen“ Politik angestrebt hatte. Nicht um Eroberung, nur um Verteidigung handle es sich, wenn Schweden deutsches Ostseegebiet für sich verlange, hatte Gustav erklärt, als er nach Vernichtung der Liga zu „billig-mäßiger Satisfaktion“ Abtretung Pommerns für sich heischte. „Pommern und die Ostseeküste“ so erklärte jetzt auch Axel Oxenstierna, „sind gleichsam ein Vorwerk Schwedens.“

Schweden hatte die protestantische Sache gerettet, aber auf diese Hilfe war ein hoher Preis gesetzt, und der allmächtige Kanzler trug kein Bedenken, die durch Bauer und Torstenson erfochtene Übermacht rücksichtslos auszunützen. Über die Absichten der Schweden konnte in Münster und Osnabrück von vorneherein kein Zweifel gehegt werden, denn schon seit dem Erlöschen der einheimischen Dynastie der Greiffe (1637) schalteten die Sieger in Pommern wie legitime Gebieter des Landes und wollten von Anerkennung der brandenburgischen Erbansprüche nichts wissen. Dagegen suchten die deutschen Protestanten nach Kräften zu verhüten, daß sich die selbstsüchtigen Bundesgenossen auf deutschem Boden festsetzten; auch die Bevölkerung Pommerns legte bei jeder Gelegenheit ihre Abneigung gegen die unwillkommenen Eindringlinge an den Tag und war weder durch Drohungen noch Versprechungen von ihrer Überzeugung abzubringen, daß der Kurfürst von Brandenburg als rechtmäßiger Landesherr anzusehen sei.

Den brandenburgischen Kurhut trug seit 1640 Friedrich Wilhelm. Trotz der bestehenden Differenzen strebte er, durch die trostlose Lage seines von Freund und Feind ausgesogenen Staates genötigt, zunächst ein freundschaftlicheres Verhältnis zum gefährlichsten Nachbarn, zu Schweden, an, ja, er bewarb sich, obwohl für den streng gläubigen Calvinisten die Verbindung mit einer freigeistischen „Heroina" wenig Verlockendes haben konnte, ernstlich um die Hand der einzigen Tochter und Nachfolgerin Gustav Adolfs. Allein die Verschiedenheit der Interessen beider Mächte ließ eine aufrichtige, dauerhafte Verbindung nicht zustande kommen. Die hoffnungslose Lage der brandenburgischen Lande gestattete dem jungen Fürsten vorerst nicht, dem Schweden die Führerschaft über das protestantische Deutschland streitig zu machen, aber seine wohlbegründeten Ansprüche auf Pommern wenigstens gedachte er nicht aufzugeben; der Teufel möge ihn holen, soll er erklärt haben, wenn er je darauf verzichte, sein Pommern freizumachen, und müßte er auch den Kurhut daransetzen.

Im August 1645 kam in Osnabrück bei einer Zusammenkunft der brandenburgischen und schwedischen Gesandten der Anspruch auf Pommern zum erstenmal zur Sprache. Auf eine Aeußerung des Brandenburgers Wittgenstein, Schweden werde hoffentlich „die Ehre vor die beste Recompens achten", erwiderte Oxenstierna, seine Königin werde wohl nicht umhin können, eine „annemliche Vergeltung und Ergötzlichkeit" zu fordern, um in Stand gesetzt zu sein, kaiserlichen und katholischen Umtrieben erfolgreich entgegenzutreten, und knüpfte daran die Frage, ob sich der Kurfürst entschließen könnte, die schwedische Erwerbung eines Teiles der pommerischen Lande zu begünstigen? Die Brandenburger „nahmen solches als einen Scherz auf", und auch Oxenstierna gab alsbald dem Gespräch eine harmlose Wendung.

Allein jeder Zweifel schwand, als am 7. Jänner 1646 Oxenstierna und Salvius, wie schon oben erwähnt wurde, ihr „Friedensprogramm", d. h. die Vorschläge zur Regelung der schwedischen Entschädigung überreichten: ganz Pommern mit dem Stift Cammin, die Hafenstadt Wismar, die Stifter Bremen und Verden und überdies die schlesischen Fürstentümer sollten in schwedischen Besitz übergehen. Schlesien, — „pupilla oculi Caesarei", — an das protestantische Schweden ausliefern — nimmermehr! Da möge es doch lieber, wenn es denn ohne Entlohnung durch deutsches Land nicht abginge, die Ostseeküste behalten! In diesem Sinne verhandelten fortan die kaiserlichen Diplomaten. Doch um so energischer suchten Bayern, das, dem Willen und Auftrag Frankreichs entsprechend, die allzu beträchtliche Vergrößerung Schwedens bekämpfte, und Brandenburg, das sich unmöglich von der Seeküste in ihrer ganzen Ausdehnung ausschließen lassen durfte, den Verlust Pommerns abzuwenden. Seit vollends Königin Christine im Frühjahr 1646 das brandenburgische Eheprojekt endgiltig zurückwies — eine für die Zukunft Deutschlands entscheidende Wendung, da ja sonst Brandenburg unzweifelhaft der deutschen Sache entfremdet worden wäre! — und damit die letzte Hoffnung auf Vereinigung der beiderseitigen

Interessen geschwunden war, wollte Friedrich Wilhelm, wie heftig drohend ihm auch der Kaiser die Türkengefahr ausmalen ließ, auf kein Tüpfelchen seiner Ansprüche verzichten. Ebenso beharrlich blieb aber auch Schweden auf seiner Forderung von ganz Pommern bestehen. Kaum hatte einmal der Gesandte Oxenstierna die Möglichkeit einer „Moderation" in Aussicht gestellt, mußte er (6. Juni 1646) die Erklärung abgeben, das Wort sei ihm nur „im Rausche" entfahren und sei durchaus nicht als Ausdruck des Willens seiner Regierung anzusehen. Auf Pommern müsse durchaus bestanden werden, schrieb der Kanzler an seinen Sohn, denn es sei als Contreescarpe der schwedischen Lande zu betrachten. Wismar war an sich als guter Hafenplatz begehrenswert und noch wichtiger zur Verbindung zwischen den an Ost- und Nordsee besetzten Gebieten. Von den Stiftern Bremen und Verden aus waren die Mündungen von Weser und Elbe zu beherrschen; von hier aus waren vielleicht die Hanseaten ebenso von der Nordsee zurückzudrängen, wie es im baltischen Meere schon thatsächlich gelungen war.

Brandenburg konnte zu den überspannten Forderungen Schwedens nicht seine Zustimmung geben. Andererseits war zu befürchten, daß der Kaiser, um nur seine Erblande zu retten und Frankreich in eine Sonderstellung zu drängen, den Schweden die weitreichendsten Zugeständnisse machen werde. So entschloß sich denn Friedrich Wilhelm (Juni 1646), dem Drange der Verhältnisse nachzugeben und „etwas von seinen pommerischen Landen gegen einen genugsamen Äquivalent den Schweden zu überlassen"; er erklärte sich bereit, Vorpommern bis an die Ucker nebst Wolgast abzutreten, niemals aber die Stadt Stettin, lieber wolle er den Kopf verlieren als diese Stadt! Zugleich suchte er, wozu ihm die Vermählung mit der Tochter Wilhelms von Oranien günstige Gelegenheit zu bieten schien, die Hilfe der Generalstaaten gegen das ländergierige Schweden zu erlangen. Als aber auch diese Hoffnung scheiterte, mußte, um Schweden zu versöhnen und mit schwedischer Hilfe wenigstens genügenden Ersatz zu gewinnen, die bisher hartnäckig verteidigte Position

aufgegeben, außer Vorpommern auch Stettin mit der Odermündung angeboten werden. Wirklich kam im Februar 1647 eine „Punktation“ zwischen den beiden Mächten zu stande, und damit schien die Entschädigung Schwedens so ziemlich in Ordnung gebracht zu sein. Allein jeder neue Waffenerfolg auf dem Kriegsschauplatz ließ auch sofort die Ansprüche der schwedischen Krone steigen; die Oxenstierna und Salvius betrachteten sich als unbeschränkte Herren der Lage, insbesondere der Sohn des Kanzlers gebärdete sich, wie d'Avaux spottete, als ob er auf hohem Throne sitze, zu richten über die zwölf Geschlechter Israels. Bald wurde ein Hinausrücken der Grenzen von „Neu-Schweden“, bald der erste Platz auf der Fürstenbank, bald die Errichtung einer neuen Kurwürde für Schweden verlangt, insbesondere aber wurde die von Kaiser und Reich geforderte Geldentschädigung immer höher hinaufgeschraubt. Dadurch erbittert und erschreckt suchten die Kaiserlichen den Brandenburger für gemeinsames Vorgehen gegen Schweden günstig zu stimmen, allein Friedrich Wilhelm glaubte den Versprechungen des von papistischen und spanischen Einflüssen abhängigen Wiener Hofes nicht vertrauen zu dürfen. „Halte dafür“, heißt es in einem eigenhändig ausgearbeiteten Gutachten, „daß es besser sei, mit denen in Verbündnuß zu stehen, welche e i n e s Glaubens, obzwar einige Streitigkeiten sein, welche aber nicht hinderlich an der Seligkeit sein, denn alleine kann ich mich nicht schützen, bin also genötigt, diese Schwedische Parthie anzunehmen, es sei offensive oder defensive, denn aus zwei Uebelen muß man allzeit das größte erwählen.“ Zu offenem Bruch mit dem Kaiser kam es jedoch nicht, dank der Abmachung Wittgensteins, der darauf hinwies, wie wertvoll auch des Kaisers Gunst bei Abmessung der Entschädigung sein werde. Die geheischte Überlassung der Stifter Magdeburg und Halberstadt bot denn auch keine Schwierigkeit. Als aber Wittgenstein auch auf die Stifter Minden und Cammin und die Grafschaft Schaumburg Anspruch erhob, rief die „Überforderung“ einen Sturm der Entrüstung im reichsständischen Lager hervor; am heftigsten verwahrten sich die lutherischen Reichsstände, welche so

reichen Länderzuwachs dem „halsstarrigen Calvinisten“ nicht gönnten. Der Vertreter Braunschweigs, Dr. Lampadius, bestritt „mit der Hartnäckigkeit eines Gelehrten“ den brandenburgischen Anspruch, so daß er sich sogar hinreißen ließ, den Kaiser mit „ewiger Feindschaft“ seines Gebieters zu bedrohen, worauf Trautmannsdorff lächelnd erwiderte, sein Herr werde sich hoffentlich Braunschweigs zu erwehren wissen. Wirklich wurde dem Brandenburger zwar nicht Cammin, wohl aber das Mindener Gebiet zuerkannt, ein Gewinn, der ihm besonders zur Durchführung seiner volkswirtschaftlichen Pläne wichtig erschien.

Das Kriegsglück der Schweden stellte jedoch auch in der Folge alle bisher getroffenen Abmachungen in Frage. Die schwedischen Gesandten suchten nunmehr, um die Abtretung von ganz Pommern durchzusetzen, den Abschluß des Friedens aufzuhalten; als Handhabe diente ihnen die noch ungeregelte Abfindung der in Deutschland stehenden Truppen. Nur die Besorgnis ob der zweideutigen Haltung der protestantischen Friedenspartei und das Mißtrauen gegen das plötzlich so friedenslustige Frankreich ließen rätlich erscheinen, den Bogen nicht allzu straff zu spannen. So wurde denn endlich, um den Frieden nicht länger aufzuhalten, großmütig darauf verzichtet, die „gerechten“ Ansprüche in vollem Umfang aufrecht zu halten — war ja doch in der Hauptsache das Ziel der „deutschen Politik“ Gustav Adolfs erreicht. Schweden erhielt ganz Vorpommern, sowie den westlich von der Oder gelegenen Teil von Hinterpommern mit Stettin, Wollin und Garz, ferner einen Landstrich auf dem östlichen Oderufer, dessen Breite erst später festgesetzt werden sollte, endlich den Fluß selbst von der Südgrenze des schwedischen Gebiets bis zu den drei Mündungen und dem frischen Haff. Unentschieden blieb, ob nur die Stadt oder auch das Amt Stettin abgetreten sei; auch diese Streitfrage sollte zwischen Brandenburg und Schweden allein ausgemacht werden. Immerhin war Brandenburg von der Oder ausgeschlossen, und auch im deutschen Süden wurde, wie aus der Darstellung des gut kaiserlich gesinnten Geschichtsschreibers Freyberger erhellt, schmerzlich beklagt, daß die Schweden „Pom-

mern gleichsam als die Thür nach Deutschland zu irem Willen offen hielten" und Brandenburg „wie ein Wild umbstellt" hatten. Denn Schweden erhielt außer Pommern auch die mecklenburgische Stadt Wismar, die Stifter Bremen und Verden als weltliche Herzogtümer, endlich alle Rechte, welche die letzten Erzbischöfe von Bremen über Kapitel und Diöcese Hamburg innegehabt hatten. Der große Gedanke Gustav Adolfs, die Herrschaft über die drei norddeutschen Hauptflüsse und damit über das gesamte deutsche Ostseegebiet an sich zu bringen, war vollendete Thatsache geworden. Zwar sollten alle abgetretenen Gebiete als Reichslehen mit dem Reiche verbunden bleiben, allein damit war nur neue Gefahr für Deutschland verbunden. Es war zu besorgen, daß der neue Reichsstand, der so gewaltige Übermacht im deutschen Norden besaß, auch nach dem Friedensschluß als Führer der protestantischen Partei sich behaupten, Deutschland also vom Willen und Willkür einer fremden Krone abhängig sein werde. Dies wäre wohl auch unausbleiblich gewesen, wenn nicht Königin Christine die Politik ihres Vaters verlassen und dadurch die leitende Stellung in Norddeutschland an den in Osnabrück unterlegenen deutschen Staat verloren hätte.

Wenn auch Brandenburg auf den günstiger gelegenen und einträglicheren Teil von Pommern hatte verzichten müssen, so war doch von wichtigem Belang, daß es durch den Besitz Hinterpommerns mit dem trefflichen Hafen zu Kolberg bis an die Ostsee vorrückte. Auch boten die zum Ersatz für Vorpommern überlassenen, ehedem geistlichen Fürstentümer, das von Hinterpommern eingeschlossene Stift Cammin, das Erzstift Magdeburg, das jedoch erst nach dem Tode des Administrators Herzog August von Sachsen übergehen sollte, und das im Süden anstoßende Stift Halberstadt eine vorteilhafte Abrundung der Altmark. Durch Übernahme des weiter westlich gelegenen Mindener Gebietes war für „das Reich der langen Grenzen" noch weitere Ausdehnung im Wesergebiet angebahnt und maßgebender Einfluß im westfälischen Kreis gesichert. Der Anfall der aus militärischen und handelspolitischen Gründen wichtigen Stadt Magdeburg

war, obwohl vorerst deren Reichsfreiheit durch die Osnabrücker Akte bestätigt wurde, nur eine Frage der Zeit.

Der früher zum Reich gerechneten Ordensländer Preußen, Kurland, Esthland und Lievland geschah im Friedensinstrument gar keine Erwähnung. Bezüglich Preußens war zwar einmal während der Verhandlungen von den kaiserlichen Gesandten die Bemerkung gemacht worden, Brandenburg befinde sich wegen unrechtmäßiger Aneignung dieses Landes noch in der Reichsacht, habe überdies niemals die Reichsanlagen dafür entrichtet, allein in dem über die brandenburgische Entschädigung getroffenen Vergleich vom 19. Februar 1647 genehmigte der Kaiser Nachlaß der von den Gütern des deutschen Ordens in Preußen ausstehenden Steuern; damit war stillschweigend der Besitz Brandenburgs als zu Recht bestehend anerkannt, und es war ohne jede Bedeutung, wenn der Deutschmeister Erzherzog Leopold gegen den von den Brandenburgern angemaßten Titel „Herzog von Preußen" Verwahrung einlegte. Der in Abhängigkeit von Polen gekommenen, ehedem vom deutschen Schwertorden kolonisierten Gebiete war auch in den Unterhandlungen keine Erwähnung geschehen.

Die Herzoge von Mecklenburg wurden für die Abtretung ihres ansehnlichsten Ostseehafens ebenfalls durch Kirchengut, die ehemaligen Stifter Schwerin und Ratzeburg, entschädigt, erhielten auch eine kaiserliche Bestätigung ihrer Elbzölle.

Dem Herzogtum Braunschweig wären unzweifelhaft auf die an Mecklenburg und Brandenburg überlassenen Stifter nähere Ansprüche zugestanden, aber Herzog August, „unter den frommen Fürsten der gelehrteste, unter den gelehrten der frömmste", vermochte um so weniger durchzudringen, da die Hauptlinie des welfischen Hauses von den stammverwandten Fürsten nicht bloß nicht unterstützt, sondern angefeindet und befehdet wurde — eine Erscheinung, die sich mit erschreckender Gleichartigkeit fast in sämtlichen deutschen Dynastien jenes Zeitalters wiederholt! — Deshalb konnte auch der beredte und beliebte Vertreter Braunschweigs, Dr. Lampadius, nichts anderes für seinen Herrn er-

reichen, als daß ihm das Recht zugesprochen wurde, den protestantischen Bischof in Osnabrück zu stellen, denn in diesem Hochstift sollte fortan jedesmal ein katholischer Kirchenfürst mit einem protestantischen abwechseln, — von allen Beschlüssen des westfälischen Kongresses wohl der wunderlichste und widersinnigste!

Kursachsen hatte als Lohn für sein loyales Verhalten gegen den Kaiser bei Abschluß des Prager Friedens die beiden Lausitzen erhalten, die nur dem Namen nach im Lehensverband mit der Krone Böhmen verblieben. Andererseits hatte Johann Georg durch seine Haltung, die namentlich durch Eifersucht gegen die Weimarer Vettern der Ernestinischen Linie und gegen den Staat der Hohenzollern beeinflußt war, das Vertrauen der evangelischen Partei verloren und die Rache der Schweden auf sich gezogen: das durch Fleiß und Geschick seiner Bewohner auf eine ungewöhnlich hohe Kulturstufe gebrachte Land wurde grauenhaft verwüstet. Auch der starre Widerstand der kursächsischen Gesandten gegen Ausdehnung des Religionsfriedens auf die Reformierten bewies, daß dem Enkel Friedrichs des Frommen das Verständnis für den geschichtlichen Beruf Sachsens abging, und erleichterte den überraschenden Aufschwung der neuen deutschen Macht im Norden.

Die drei geistlichen Kurfürsten gingen ohne erheblichen Verlust an Land und Leuten aus dem großen Kriege hervor. Freilich war ihre Bedeutung durch die nunmehr sanktionierte Säkularisierung so vieler norddeutscher Stifter wesentlich geschwächt, ja, es schien nur eine Frage der Zeit zu sein, wann auch die letzten geistlichen Gebiete dem siegreichen weltlichen Fürstentum zum Opfer fallen würden. Vielleicht wäre auch bald die Katastrophe eingetreten, wenn nicht gerade damals ein so staatskluger Fürst, wie Johann Philipp von Schönborn in Mainz, und ein so rücksichtsloser Egoist, wie Philipp Christoph von Sötern, in Trier den Kurstuhl innegehabt hätten.

Ganz besondere Schwierigkeiten hatte die Entschädigung der Landgräfin Amalie von Hessen-Kassel bereitet. Sie zuerst, vom

kriegerischen Geist des Hessenvolkes getragen, hatte ihr Geschick mit demjenigen Gustav Adolfs verknüpft, seither mit unerschütterlichem Mut am Bündnis festgehalten und mehr als einmal die gefährdete Sache der antikaiserlichen Partei gerettet. Als eifrige Calvinistin war sie freilich den evangelischen Reichsständen nicht minder verhaßt, als den katholischen, die gegen sie die Anklage richteten, sie halte das Becken, während der Schwede den Deutschen zur Ader lasse. Doch nahmen sich die mächtigen Verbündeten energisch der Fürstin an. Als der Bischof von Osnabrück den ersten französischen Botschafter, Herzog von Longueville, an seine Katholikenpflicht mahnte und sich dabei eines seltsamen Gleichnisses bediente: „Geistliche Stiftungen an das ketzerische Hessen ausliefern, heißt so viel, als der Mutter Gottes den Rock ausziehen, um eine Ketzerin damit zu bekleiden!" erwiderte der Herzog gelassen: „Gewiß, für eine so tugendhafte Frau wie die Frau Landgräfin muß man auch Großes thun!" Mit Hilfe ihrer Anwälte setzte die Landgräfin durch, daß die Abtei Hersfeld und die Stift-Mindenschen Lehen des ausgestorbenen Schaumburgischen Hauses mit Hessen-Kassel vereinigt und — eine besonders auffällige Begünstigung, deren sich kein anderes deutsches Fürstenhaus erfreute, — eine Kriegskostenentschädigung im Betrag von 600,000 Thalern auf die westdeutschen geistlichen Fürstentümer angewiesen wurden. Nur der entschlossene Widerstand einiger katholischer Reichsstände, die das räuberische Wüten der hessischen Soldateska gegen Kirchen und Klöster in Erinnerung brachten, setzte den noch weiter reichenden Forderungen der ebenso thatkräftigen, wie klugen Fürstin Schranken.

Die lutherische Linie des hessischen Hauses, welche seit hundert Jahren nach ihrer Residenz Darmstadt benannt wurde, war wegen der von Landgraf Ludwig von Oberhessen-Marburg hinterlassenen Erbschaft mit den Kasseler Verwandten in Streit geraten, und die beiden Häuser waren sich auch im Kriege feindlich gegenüber gestanden. Noch vor dem Ende des Kongresses war jedoch eine Teilung der Marburgischen Lande vermittelt

worden; dieser Vergleich, sowie die Einführung des Erstgeburtsrechts in beiden Häusern wurden durch die Osnabrücker Akte bestätigt.

Keine deutsche Fürstenfamilie hatte im großen Krieg so schwere Drangsal erlitten, als Pfalzgraf Friedrich und die Seinen. Eltern und Kinder mußten nahezu 30 Jahre lang fern von der Heimat fremdes Gnadenbrot essen, und nun brachte der Friede dem nach Friedrichs Tod zur Nachfolge berufenen Sohn und Nachfolger Karl Ludwig nur neue Unbill. Wohl waren die Schweden natürliche Bundesgenossen des pfalzgräflichen Hauses, und auch die Könige von Dänemark und von England — so lange der unglückliche Karl Stuart noch seine Stimme erheben konnte! — verwandten sich für den Kurprinzen, allein Maximilian von Bayern, der die pfälzische Kurwürde und die oberpfälzischen Lande erbeutet hatte, war der Schützling Frankreichs, — da war an unbeschränkte Zurückgabe der verlorenen Würden und Lande nicht zu denken. Überdies hatten die kalvinistischen Pfälzer an den Lutheranern, welche durch Bedrückung ihrer Glaubensgenossen in der Pfalz gereizt waren, erbitterte Widersacher. Der Kaiser verharrte in einer zweideutigen Haltung; er wollte den im Interesse Frankreichs intriguierenden Bayer nicht begünstigen, aber auch zur Aufhebung des Rachewerkes, das sein Vater an Friedrich V. vollzogen, das den Triumph der kaiserlichen Macht über die ständische Freiheit besiegelt hatte, nicht die Hand bieten. Umsonst setzte der geistvolle Karl Ludwig, der in jungen Jahren während seines Aufenthalts am englischen Hofe sich keines guten Rufes erfreut hatte, in der Schule des Unglücks aber zum Manne gereift war, alle Mittel in Bewegung, um das Erbe seiner Väter vor Zertrümmerung zu retten; da ihn der Zusammensturz des englischen Thrones der festesten Stütze beraubte, wurden seine lauen Freunde und leidenschaftlichen Gegner alsbald darüber einig, daß er sich mit einem Teil der alten Kurlande begnügen müsse. Nur die niedere Pfalz, die im Besitz eines weder von Frankreich noch vom Kaiser allzu abhängigen Fürsten — nach Mazarin's Ausdruck — eine Barriere zwischen den beiden Haupt-

mächten der Christenheit bilden sollte, wurde an Karl Ludwig zurückgegeben. Dagegen behielt Maximilian von Bayern die Oberpfalz samt der Grafschaft Cham, während er auf Ersatz von 13 Millionen Thalern, welche ihm der Kaiser schuldete und für welche das Land ob der Enns verpfändet worden war, Verzicht leistete. „Das ist eine wunderbare Kunst“, bemerkt dazu Hennigcs in seinen Betrachtungen über das westfälische Friedensinstrument, „die eigenen Schulden mit fremdem Gut zu bezahlen; ein französisches Sprichwort nennt das: ‚payer les violons‘, aber solche Freiheiten dürfen sich nur die Potentaten erlauben“. Noch andere drückende Bedingungen wurden dem Pfalzgrafen auferlegt. Die ehedem zu Kurmainz gehörigen, seit 1463 aber an Kurpfalz verpfändeten Ämter an der Bergstraße, „ein Land, wo Milch und Honig fließet“, sollten an den früheren Besitzer zurückfallen, ferner jene pfälzischen Lehenschaften, welche während des Krieges an verschiedene Nachbarn überlassen worden waren, diesen neuen Herren verbleiben. Nur etwas mehr als ein Drittel des Kurfürstentums gelangte an den reformierten Zweig des Wittelsbachischen Hauses zurück, und überdies ging ihm die erste weltliche Kurwürde verloren. Zwar hatte Schwede anfänglich energisch darauf bestanden, daß Bayern seine Beute zurückgeben oder wenigstens nach Maximilians Tod die pfälzische Kurwürde wieder an Kurpfalz übergehen sollte. Allein mit Hilfe Frankreichs wurde durchgesetzt, daß der „Wilhelminischen“ Linie in Bayern die alte rheinische Kurwürde verbleibe, und erst nach langen Kämpfen ließ sich Kaiserliche Majestät „gemeiner Beruhigung halben“ gefallen, daß für Karl Ludwig und seine Nachkommen eine achte Kurwürde errichtet werde, da ja, wie es in der Begründung des Antrags hieß, die eiserne Not auch die sonst unentschuldbare Abänderung der goldenen Bulle entschuldige. Wohl trug Karl Ludwig Bedenken, ob die Wiedereinsetzung unter so drückenden Bedingungen überhaupt annehmbar sei. Durch seine Schwester Elisabeth ließ er den Philosophen Descartes um Rat angehen. Wenn der Pfalzgraf die Macht habe, Widerstand zu leisten, schrieb Descartes an Elisabeth, so

möge er's versuchen, — wo nicht, so möge er lieber ein kleines Besitztum annehmen, als vom Almosen der fremden Mächte länger leben. „Und", fügte er, wohl in freundlicher Erinnerung an die am Rhein verlebten Tage, hinzu, „der kleinste Teil der Pfalz ist mehr wert, als das ganze Reich der Tartaren oder Moskoviten, und nach drei Friedensjahren wird der Aufenthalt in diesem Lande angenehmer sein, als irgendwo auf der Erde". An Widerstand konnte aber Karl Ludwig um so weniger denken, da sich der Vertreter Bayerns in Münster, Dr. Krebs, seit dem Frühjahr 1648 zum Führer nicht bloß der katholischen, sondern auch der protestantischen Friedenspartei aufgeschwungen hatte. Er erklärte also, er werde sich „um des lieben Friedens willen" den harten Bedingungen fügen; wie er jedoch diese Nachgiebigkeit aufgefaßt wissen wollte, bezeugt eine auf den Frieden geprägte Münze: auf der einen Seite sieht man den vor Erschöpfung dahingestreckten, am Boden kauernden pfälzischen Löwen, auf der anderen Seite aber den jungen Kurfürsten in Wehr und Waffen, darüber die Worte: Sedendo non cedo!

Auch der Bruder des Winterkönigs, Ludwig Philipp, wurde wieder Herr des Pfalz-Simmern'schen Ländchens. Wichtigere Bedeutung kam jener pfälzischen Seitenlinie zu, welche, ursprünglich nur mit Neuburg an der Donau ausgestattet, durch Vermählung Philipp Ludwig's mit Anna, der Tochter des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich, Anspruch auf die Lande dieses Herzogs erlangt hatte und nach dem mit Brandenburg geführten Erbfolgestreit, der in den dreißigjährigen Krieg hineingezogen wurde, durch den Düsseldorfer Provisionalvergleich von 1647 thatsächlich in Besitz der Herzogtümer Jülich und Berg getreten war. Eine Aussöhnung der Prätendenten war aber nicht zu stande gekommen, und auch in Osnabrück konnte man sich nur dahin einigen, daß der Fortsetzung des Erbfolgestreits, der „noch, wenn nicht Abhilfe käme, große Verwirrung im Reich anrichten könnte", durch ordentlichen Rechtsspruch vor kaiserlicher Majestät oder gütlichen Vergleich oder sonst auf gesetzlichem Wege Rechtens vorgebeugt werden sollte. Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm, der in

jungen Jahren, um sich die Hilfe des Kaisers und der Liga im Span mit Brandenburg zu sichern, zum Katholizismus übergetreten war, galt als besonders ergebener Anhänger der römischen Kirche, und es war nicht ohne Bedeutung, daß am Niederrhein auch ein weltlicher Fürst zur katholischen Partei zählte, somit nicht in den protestantischen Nachbarn, sondern im Kaiser oder in Frankreich seine Stütze erblickte.

Dagegen trat eine andere pfälzische Linie, obwohl dem Deutschtum gänzlich entfremdet, eine Art Führerschaft der deutschen Protestanten an. Das kleinste Fürstentum, fast nur auf Burg und Dorf Kleeburg beschränkt, war der pfälzischen Nebenlinie dieses Namens zugefallen, allein Johann Casimir hatte sich durch treue Ergebenheit und tüchtige Dienste die Gunst des Schwedenkönigs gewonnen, so daß ihm dieser die Hand seiner Schwester Katharine zugestand. Damit war dem deutschen Prinzen der erste Platz nächst dem schwedischen Königsthron eingeräumt, und des Pfalzgrafen Sohn, Karl Gustav, auf schwedischem Boden zu Nyköping geboren, fühlte sich schon ganz als Schwede. Nachdem er die Universität Upsala besucht hatte, ging er, um sich höfische Bildung anzueignen, nach Paris, doch seine eigentliche Schule wurde der Krieg. Er war erst 19 Jahre alt, als er sich in Torstenson's Heer die ersten Sporen verdiente; unmittelbar vor Abschluß des westfälischen Friedens führte er als selbständiger Befehlshaber schwedische Truppen zur Unterstützung Königsmarks nach Prag. Er hatte einen unversöhnlichen Gegner an dem Kanzler Oxenstierna, der jede Teilnahme des „Fremdlings" an den Regierungsgeschäften zu verhindern wußte, aber unverkennbar war der Glücksstern des ob seiner militärischen Tüchtigkeit geschätzten, ob seiner Schlichtheit und Leutseligkeit beliebten Soldaten im Aufsteigen begriffen, während der Einfluß des ehedem allmächtigen Staatsmannes dem Erlöschen nahe war. Es war ebenso der Wille der Nation, wie der Wunsch des Prinzen, daß ihm die junge Königin Christine die Hand reiche; sie hatte auch dem Vetter „Burgmeisterlein", wie sie den Vetter seiner Beleibtheit wegen nannte, während er noch als Reiteroffizier

in Torstenson's Armee diente, das Versprechen gegeben, sie werde nie einen Anderen als ihn zum Gemahl nehmen; die Zweideutigkeit dieses Wortes war ihm wohl noch nicht zum Bewußtsein gekommen, jedenfalls konnte er einer glänzenden Zukunft entgegensehen.

Einer der wenigen Fürsten, welche Anfang und Ende des großen deutschen Krieges sahen, war Maximilian von Bayern, der unzweifelhaft zu den merkwürdigsten Herrschergestalten seines Zeitalters zählt. Wie bei Beginn der böhmischen Unruhen die Katholiken in ihm, als er zur Rettung des alten Glaubens und des habsburgischen Hauses das Schwert zog, ihr Oberhaupt erblickten, so sicherten ihm Thatkraft und staatsmännisches Geschick auch noch in den letzten Kriegsjahren eine gewisse Überlegenheit im Fürstenrat. Wohl hat er dieselbe nicht selten in macchiavellistischer Tendenz geltend gemacht und zum Schutz der katholischen Sache oder des bayrischen Hauses deutsche Interessen dem französischen geopfert; andrerseits hat diese Staatsklugheit gute Dienste geleistet, um ebenso die Übermacht Schwedens, wie den spanischen Einfluß am kaiserlichen Hofe unschädlich zu machen. Obwohl gerade noch vor Schluß des Kongresses der Krieg mit allen seinen Schrecken an Inn und Isar zurückkehrte und die letzte Oase zur Wüste machte, war Maximilian dennoch der einzige katholische Fürst, der mit ansehnlichem Gewinn aus dem Kampfe hervorging; er blieb in Besitz der Kurwürde und der Oberpfalz, damit war die Entwicklungsfähigkeit des größten und geschlossensten oberdeutschen Staates — die kleinen geistlichen Enclaven und die Grafschaft Ortenburg kamen wenig in Betracht — erheblich gesteigert; die Möglichkeit war näher gerückt, auch den Erwerb wichtiger benachbarter Plätze, Augsburg, Kempten, Regensburg ꝛc., ins Auge zu fassen. Ja, noch kühnere Hoffnung war nicht ausgeschlossen. Nicht bloß von Seiten der Union war, um endlich den seit Jahrhunderten behaupteten Principat des Hauses Habsburg zu brechen, die Erhebung des angesehensten Reichsfürsten auf den Kaiserthron angeregt worden; auch Papst Urban VIII. war dem nämlichen Plane aus dem

nämlichen Beweggrunde gewogen gewesen; auf Frankreichs Hilfe konnte zuversichtlich gerechnet werden. Solche Erhöhung des Wittelsbachischen Hauses hatte um so günstigere Aussicht, da auch ein jüngerer Bruder des regierenden Kurfürsten, Ferdinand, im Wahlkollegium Sitz und Stimme hatte; er war Erzbischof und Kurfürst von Köln und Bischof von Lüttich, Hildesheim, Münster und Paderborn. Auch noch andere Prinzen des bayrischen Hauses regierten als Kirchenfürsten in verschiedenen Gebieten Westdeutschlands.

In Bezug auf die Reichsstadt Donauwörth, deren Besitznahme durch Bayern neben anderen Gründen den Anstoß zum großen Kriege gegeben hatte, wurde zu Osnabrück eine zweideutige Verfügung getroffen. Wenn auf dem nächsten allgemeinen Reichstag des heiligen römischen Reichs Stände für gut befinden würden, die Stadt in ihre alte Freiheit wieder einzusetzen, sollte sie gleiches Recht in geistlichen und weltlichen Dingen genießen, wie andere Reichsstände, „ohne daß jedoch denjenigen, welche auf diese Stadt Rechte in Anspruch zu nehmen haben, Nachteil erwachsen mag.“

Dem Herzog von Württemberg, Eberhard III., der nach der Schlacht bei Nördlingen nach Straßburg geflohen und durch den Prager Frieden nur zu einem Stück seines Landes gelangt war, gab der westfälische Friede sein Herzogtum im alten Umfange zurück. Dasselbe war jedoch von österreichischen, geistlichen, reichsgräflichen und reichsstädtischen Gebieten vielfach durchsetzt; fern lag noch der Gedanke, daß diese Herzoge das Erbe der alten Stammesherzoge von Schwaben antreten würden.

Der Riß, der ganz Deutschland in zwei politisch und konfessionell getrennte Heerlager gespalten hatte, klaffte auch im badischen Fürstenhause. Seit der Teilung der alten Markgrafschaft bekämpften sich die durlachsche und die badensche Linie bald heimlich, bald offen; auch im dreißigjährigen Kriege hatte das badische Land unter dem Bruderzwist im Hause Zähringen schwer zu leiden. Die westfälische Akte suchte in die durch-

einander gewürfelten Ansprüche der beiden Linien Ordnung zu bringen, Markgraf Friedrich von Baden-Durlach erlangte ausnahmsweise Restitution in geistlichen und weltlichen Sachen nach dem Stande des Jahres 1618, mußte aber die österreichischen Nachbargebiete, die er als Bundesgenosse der Schweden erbeutet hatte, herausgeben.

An Umfang wurden die kaiserlichen Erblande durch kein anderes geistliches oder weltliches Territorium des Reiches übertroffen, ja, es fehlte wenig, so wäre die Ausdehnung der habsburgischen Staaten dem gesamten übrigen Reichsgebiet gleichgekommen. Zwar waren auch hier noch im sechzehnten Jahrhundert mannigfache Spaltungen und Teilungen eingetreten, aber Ferdinand II. hatte alles von den Habsburgern durch Belehnung, Heiraten und Eroberung Erworbene unter seinem Scepter wieder vereinigt.

Der natürliche Reichtum dieser Lande war sprichwörtlich, Produkte aller Naturreiche waren im Überfluß vorhanden, doch war die Landeskultur nicht in allen Provinzen so reich entwickelt, wie z. B. in Tirol, dessen Gewerbe und Handel damals eine Höhe erreicht hatten, zu welcher sich nach traurigem Verfall die Gegenwart erst wieder emporarbeiten muß. Die schroffe Durchführung der Gegenreformation hatte den Nationalreichtum Österreichs in empfindlicher Weise geschädigt, denn viele tausend arbeitsame und begüterte Familien waren deshalb ausgewandert. Erst nach dem großen Kriege drang die Erkenntnis durch, welch schätzbarer Vorteil darin liege, daß das Herzogtum Krain bis an die Adria herabreiche. Fortan nahmen Verkehr und Handel von Triest in gleichem Maße zu, wie Venedig der Herrschaft im Mittelmeerbecken verlustig ging; freilich hatte das Mittelmeer seit Vasco da Gama und Colombo überhaupt nicht mehr so hohe Bedeutung, wie in jenen Jahrhunderten, da es alle civilisatorischen Errungenschaften zwischen den angrenzenden drei Erdteilen vermittelte.

Noch war Österreich nicht bloß die Hauptmacht des Ostens, sondern besaß auch im Süden so beträchtliches Gebiet, daß alle

anderen Territorien außer Bayern nur wie eingesprengte Enclaven anzusehen waren. Westlich von Tirol erstreckten sich die Markgrafschaft Burgau, die Grafschaft Hohenems und andere österreichische Herrschaften im schwäbischen Kreise bis zu den habsburgischen Besitzungen an der Westmark des Reiches. Freilich konnte nach den Verlusten im Elsaß nicht mehr so unbedingt die herrschende Stellung in Oberdeutschland behauptet werden; die schon wiederholt ins Auge gefaßte Möglichkeit, württembergisches oder badisches Gebiet dem eigenen Besitz anzugliedern, war erschwert, und thatsächlich wendete sich ja auch die Begehrlichkeit österreichischer Staatsmänner in der Folge mehr auf die Gaue an Inn und Isar. —

Mit diesen Gebietsveränderungen waren die Hauptgeschäfte erledigt, aber noch war in zahlreichen staatsrechtlichen Streitfragen Entscheidung zu treffen. Das Verhältnis der schweizerischen Eidgenossenschaft und der Niederlande zum Reich sollte noch endgültig geregelt, über verschiedene Streitigkeiten der Fürsten und Republiken Italiens und über zahllose Beschwerden deutscher Gemeinden Untersuchung gepflogen werden. Auch war noch zu beschließen, auf welche Weise die auf deutschem Boden stehende schwedische Miliz — nicht weniger als 24,000 Mann deutsches und 10,000 Mann schwedisches Fußvolk und 20,000 Reiter — abgefunden werden sollte. Als in dieser Frage auf kaiserlicher Seite Bedenken erhoben wurden, begann plötzlich der schwedische Kriegsrat Erskin in barschestem Tone zu sprechen, wie er in den Versammlungen bisher noch nicht laut geworden war. Wenn nicht eine Abfindungssumme von 20 Millionen Thalern bewilligt würde, wäre der schwedische Soldat wohl Mannes genug, „selbst zu seiner Satisfaktion zu gelangen.“ Auch die Vertreter der protestantischen Stände erschraken vor so kecker Begehrlichkeit und suchten begreiflich zu machen, daß unmöglich aus den ausgesogenen deutschen Landen so ungeheure Summen zu erpressen seien. Nur mit Mühe war ein Aufschub zu erreichen; erst nach Abschluß aller übrigen Geschäfte sollte die Entschädigungsfrage aufgeworfen werden.

Der Schwede konnte damals leicht mit vollem Brustton sprechen. War doch der Kaiser hilflos feindlicher Übermacht preisgegeben, der Bestand Österreichs ernstlich gefährdet! Wrangel stand in Böhmen, und der Kaiser hatte kein Heer, um das Vorrücken der Schweden gegen Prag, gegen Wien zu verhindern.

Da, im Augenblick der höchsten Gefahr, trat der Kurfürst von Bayern wieder auf die Seite Österreichs; er mußte sich eingestehen, daß seit dem Tage von Ulm die Aussichten auf wirklichen Friedensschluß sich noch verschlimmert hatten; auch war ja der nächste Zweck seiner angeblichen Aussöhnung mit dem Erbfeinde seines Glaubens, die Zustimmung Schwedens zum Fortbestand der bayerischen Kurwürde, inzwischen erreicht worden. Er kündigte also den Waffenstillstand und lenkte dadurch den auf Österreich geplanten Angriff auf sein eigenes Land. Wie aufgebracht die Schweden über die unerwartete Wendung waren, beweist der gereizte Ton ihrer öffentlichen Beschwerde über den Bruch des Armistitii. „Die Bayern sind von der Art des Polypen und verstehen sich ausgezeichnet darauf, wie Proteus, alle möglichen Gestalten anzunehmen, je nachdem es der Wechsel der Umstände gebietet". Wrangel und Turenne fielen in Bayern ein; der Kurfürst konnte ihren vereinigten Streitkräften nicht standhalten und flüchtete nach Salzburg. Von hier aus bestürmte er den Kaiser und die Fürsten, endlich Frieden zu schließen, Frieden um jeden Preis!

Je höher aber die Kriegsnot in Bayern und ganz Oberdeutschland stieg, desto höher schraubte der Schwede seine Forderungen. Die schwedischen Bevollmächtigten gingen in hoffärtiger Nachlässigkeit so weit, daß sie manchmal selbst nicht mehr wußten, was sie tags zuvor geheischt hatten.

Auf dringende Bitten Maximilians wurde zur Befriedigung der schwedischen Soldateska eine Zahlung von fünf Millionen Thalern bewilligt, und dieser Vergleich nach neuem Feilschen wegen der Zahlungstermine endlich am 19. Juni 1648 zu urkundlichem Abschluß gebracht.

In Münster sollte — so war in den Präliminarien verabredet worden — auch der Streit zwischen Frankreich, Spanien und den Niederlanden ausgetragen werden. Obwohl die spanische Macht im Kampfe mit dem Nachbarreich unterlegen war, deuchte sie dem Leiter der französischen Politik noch zu gefährlich. Frankreich dürfe nicht ruhen, erklärte Mazarin, bis wenigstens der eine Ast des habsburgischen Hauses vertrocknet oder zertrümmert wäre, bis Franzosen und Spanier nur einen Herrn hätten. In einem an Königin Anna gerichteten Sonett sprach er offen aus:

„Il faut ranger l'Espagne au giron de la France . . .“

Dieses Ziel ließ ja auch die französische Politik in der Folge nicht mehr aus den Augen. Das Testament Karls II. schien Erfüllung des Wunsches zu bringen, allein die Siege Prinz Eugens und Marlboroughs stellten für Spanien und Frankreich die Scheidewand der Pyrenäen wieder her, und nicht von längerer Lebensdauer war die spanische Herrschaft der Napoleoniden.

Schon während des Kongresses in den westfälischen Städten plante Mazarin eine Vermählung seines Zöglings, des jungen Königs, mit einer spanischen Infantin. Als Mitgift sollte nichts Geringeres gefordert werden, als Vereinigung der ganzen spanischen Niederlande mit Frankreich. Dadurch wäre dieser Staat die erste Industrie- und Handelsmacht Europa's, der Hafen von Dünkirchen der wichtigste Stapelplatz des Oceans, die Stadt Paris recht eigentlich die im Herzen des Landes gelegene Hauptstadt geworden. Um sein Ziel zu erreichen, hatte Mazarin bisher auch ebenso glücklich wie gewandt gearbeitet. Es war seinen Diplomaten gelungen, die Solidarität der Interessen der spanischen und der deutschen Linie der Habsburger zu brechen. Durch Drohungen und Versprechungen war erreicht, daß der Kaiser in den wesentlichen Punkten mit Frankreich eins geworden war, ohne daß Spanien eingeweiht wurde. Das gänzlich erschöpfte, zerrüttete Spanien werde sich, so hoffte Mazarin, wenn es sich auf der Walstatt allein und verlassen sehe, allen möglichen

und unmöglichen Bedingungen unterwerfen müssen. Auch die Eitelkeit der Spanier war in Berechnung gezogen: sie sollten ja nicht fußbreit Landes gezwungen abtreten, nur als „Morgengabe“ eine vom Pyrenäenland weit entfernte, schwer zu behauptende Provinz „freiwillig“ überlassen.

Allein der Listige wurde überlistet. Es entging den von ihm besoldeten Spähern, daß die Spanier in Münster Fühlung mit den Vertretern der vereinigten Niederlande gewannen. Gewiß, es war eine tiefe Demütigung des Nationalstolzes der Spanier, die Unabhängigkeit von „Rebellen“ anerkennen zu müssen; 80 Jahre lang hatten sie gegen die unerträgliche Zumutung Widerstand geleistet, allein in ihrer Erschöpftheit und hilflosen Lage konnten sie nicht länger zaudern, durch solche Nachgiebigkeit wenigstens eines Gegners sich zu entledigen. Der Friede mit den Generalstaaten war schon dem Abschluß nahe, da drohte in zwölfter Stunde ein widerwärtiger Zufall das diplomatische Gewebe zu zerreißen. Von den Franzosen wurden Briefe Peneranda's aufgefangen, wodurch das spanisch-holländische Geschäft aufgedeckt war, und überdies konnten die Franzosen durch listigen Gebrauch einzelner Schriftstücke die von den Spaniern geschmiedeten Waffen gegen diese selbst kehren. Wie peinlich mußte Trautmannsdorff berührt sein, wenn er las, daß ihn Peneranda in seinen Relationen einen beschränkten Kopf, einen lästigen Spielverderber zu nennen pflegte! Dem Kurfürsten von Bayern wurde der Beweis geliefert, daß Spanien insgeheim mit dem calvinistischen Pfälzer unterhandle! Den Niederländern endlich konnte nachgewiesen werden, wie weit ihre immer abgeleugneten Unterhandlungen mit dem katholischen Könige schon gediehen waren.

Wenn trotzdem die von Mazarin gefürchtete Versöhnung zwischen Spanien und Holland bald darauf zustande kam, so war dies das Werk des angeblich nur katholische Interessen unparteiisch vertretenden, in Wahrheit Frankreichs Eroberungspolitik scharf bekämpfenden Nuntius Chigi. Überzeugt, daß von einem

übermächtigen Frankreich, wenn auch ein Kirchenfürst die Zügel leite, aufrichtige Förderung der katholischen, d. h. päpstlichen Interessen nicht zu erwarten, sondern im Gegenteil unablässige Beunruhigung Italiens zu besorgen sei, war Innocenz X. bestrebt, das Gleichgewicht der großen katholischen Mächte aufrecht zu erhalten. Daraus erklären sich die Widersprüche, daß er, der Papst, die calvinistische Pfalz gegen den mit Frankreich befreundeten Maximilian unterstützte, daß er die deutschen Kirchenfürsten vor Bündnissen mit Reichsfeinden, d. h. mit Frankreich, warnte, daß er die Aussöhnung Spaniens mit Holland befürwortete und betrieb. Durch Chigi's Vermittlung wurde wirklich der Friede zwischen den beiden Mächten vereinbart. Immerhin gewannen die Franzosen noch einen kleinen Erfolg; einer der holländischen Gesandten, Niderhorst, war schlechterdings nicht zu bewegen, die Urkunde zu unterzeichnen, und auch andere waren durch neue Kriegserfolge der Franzosen so eingeschüchtert, daß sie einen Zusatz einfügten, die Abrede sei als null und nichtig anzusehen, wenn es der Krone Spanien nicht gelingen sollte, sich auch mit Frankreich zu vergleichen.

Trotzdem erhoben die Franzosen, sobald am 30. Januar 1648 der spanisch-holländische Traktat unterzeichnet war,*) einen Heidenlärm und überhäuften die Niederländer mit den schwersten Anklagen. Servien ließ kein Mittel unversucht, den Handel rückgängig zu machen, allein diesmal waren alle Schmeichelkünste und Drohungen vergeblich. Am 5. Mai 1648 wurde der

---

*) Die Unterzeichnung der Friedensurkunde wurde durch ein Gemälde des Malers Terburg verewigt. Im mittleren Raum des getäfelten Friedenssaales im gotischen Rathaus zu Münster stehen die Gesandten der beiden Parteien und beschwören, die Hände aufs Evangelium legend, den Friedensschluß, den ihnen der kaiserliche Gesandte Graf Trautmannsdorff vorliest. Über Original, Kopien und Stiche s. Geisberg, Das Rathaus zu Münster, 96. Die im Friedenssaal angebrachten Bildnisse von 32 Gesandten sind, mit Ausnahme eines von Terburg gemalten Porträts des Utrechter Bevollmächtigten Godard van Reede, im Auftrag des Stadtrats von Jan Baptist Floris gemalt.

Friedensschluß zwischen Spanien und Holland zu Münster öffentlich proklamiert. Die Spanier entfalteten, wie wenn es sich um glänzenden Triumph ihrer Nation handelte, eine bis dahin nie gesehene Pracht; an Pagen, Leibgardisten und Kavalieren waren ganze Geschwader aufgeboten. Auf dem Rathaus wurden mit den durch puritanische Schlichtheit prunkenden Holländern die Friedensurkunden ausgetauscht. Don Brun versicherte mit stolzem Pathos die junge Republik des unvergleichlichen Wohlwollens seines Königs, worauf Meynderswick den ebenso aufrichtigen Freundschaftsgefühlen für das ehemalige Mutterland Ausdruck gab. Beide beschworen sodann den geschlossenen Vertrag, und alle anwesenden Spanier und Holländer umarmten und küßten sich — wobei es, wenn wir den Berichten von Augenzeugen Glauben schenken wollen, an Thränen der Rührung nicht fehlte. Die ganze Stadt nahm Anteil an der Feier, auf freien Plätzen brannten Freudenfeuer, die Straßen waren mit Blumen bestreut, von den Türmen des Domes U. L. Frau und der Lambertikirche tönte Musik. Als vor dem Rathaus die Urkunden öffentlich verlesen wurden, begrüßten dicht gedrängte Volksmassen die im Grunde für sie gleichgültige Kunde gleichsam als Unterpfand des Friedens für die eigene Heimat mit hellem Jubelruf.

Hatte man ja fast die Hoffnung aufgegeben, daß das mordlustige Treiben der in 30 Kriegsjahren verwilderten Soldateska überhaupt noch ein Ende nehme! Da sich nun wider Erwarten zwei Völker, die sich lange Zeit leidenschaftlich gehaßt und befehdet hatten, Frieden und Freundschaft schworen, wurde das Ereignis als glückverheißendes Beispiel nicht bloß in Münster, sondern in allen deutschen Landen mit aufrichtiger Freude begrüßt. Nirgends wurde beachtet, daß sich die Spitze der von Holland errungenen Vorteile feindlich gegen Deutschland kehre. Durch den Besitz von Mastricht waren ja die Niederländer Herren der Maas geworden, und zugleich hatten sie das Recht erlangt, die Schelde nach Willkür abzusperren; damit war nicht bloß Antwerpens Handel in ihre Macht gegeben, sondern auch dem deutschen Rheinhandel die Lebensader unterbunden.

Solche Verluste wurden aber in dem Augenblick gering geachtet, da die Existenz des deutschen Reiches, ja, man darf sagen, des deutschen Volkes in Frage gestellt war. Wälzten sich doch fort und fort die Rotten der fremden Sieger, angeschwellt durch vaterlandslose, wenn auch in Deutschland geborene Abenteurer, durch alle deutschen Lande, sengend und brennend und Greuel verübend, welche nur zu nennen die Feder sich sträubt. Mit welchem Übermut die Sieger auf alles, was deutsch hieß, herabsahen, beweist die Sprache ihrer Gesandten in den Versammlungen, beweist der Hohn über die Ohnmacht und Armut der Deutschen in den Berichten an ihre Höfe. „Der arme Dr. Volmar!“ spottet d'Avaux, „er kann sich nur noch eine einzige abscheuliche Kutsche mit zwei elenden Kleppern halten!“ Als eines Tages der hessische Rat Vultejus die Herzogin von Longueville treuherzig aufforderte, sie möge doch den Aufenthalt in Deutschland dazu benützen, die deutsche Sprache zu erlernen, rief dieser „Witz“ in den Pariser Hofkreisen hellen Jubel hervor; man male sich hier mit großem Vergnügen die Scene aus, wurde der Herzogin zurückgeschrieben, wie Madame mit Monsieur Lampadius, dem Doktor im violetten Atlaskleide, sich auf deutsch unterhalte. Den Übermütigen genügte es nicht, daß durch ihre Umtriebe das Friedensgeschäft verwirrt und aufgehalten wurde; sie fügten dazu noch den Schimpf, der Schwerfälligkeit und dem Ungeschick der Deutschen die Schuld am schlechten Fortgang der Verhandlungen aufzubürden. Keine Demütigung blieb den Besiegten erspart, und der Deutsche küßte lieber die Hand, die ihn schlug, als daß er sich mit dem Landsmann, der anderem Stamme und anderem Glauben angehörte, aufrichtig vertragen wollte.

Daß der Religionsfriede urkundlich erneuert werden müsse, das sahen alle ein, aber nur wenige waren aufrichtig friedlich gesinnt. Unter den Katholiken befliß sich nur die kleine, sogenannte „politische“ Partei einer Mäßigung, ohne welche das Friedenswerk ein- für allemal nicht zu stande kommen konnte. Zu dieser Partei gehörte auch der Abt von Murrhardt, Adam

Adami, dem wir eine umfassende und ziemlich unbefangene Darstellung der westfälischen Verhandlungen verdanken. Adami war der Bevollmächtigte der „restituierten Stifts- und Gotteshäuser in Schwaben" und zählte zu den angesehensten und beliebtesten Mitgliedern des Kongresses; er führte, wie der weimarische Gesandte Heher sagte, „einen solchen Schwarm von Votis bey sich, daß, wenn es auf den Numerum ankäme, er gantz allein den Frieden schließen könnte". Die Gemäßigten wollten in Bezug auf Restitution des Kirchenguts, worüber auch nach Festsetzung eines Normaljahres in zahlreichen Einzelfällen Entscheidung zu treffen war, die gebotenen Opfer bringen, stimmten aber der Forderung der „Unversöhnlichen" bei, daß der Schwerpunkt der Beratungen nach Münster verlegt und auch über den Religionsfrieden hier verhandelt werden sollte. Dazu wollten sich die Protestanten nicht verstehen, um nicht ihre günstige Stellung unter dem Schutz der schwedischen Gesandtschaft zu verlieren. Plötzlich erklärten aber die Schweden, sie wollten selbst nach Münster übersiedeln, offenbar in der Hoffnung, dort noch vor dem definitiven Friedensschluß Spaniens mit den Niederlanden besondere Vorteile für ihre Krone zu erwirken. Was blieb den deutschen Schützlingen übrig? Sie mußten mitziehen und damit vor aller Welt zugestehen, daß sie nur das Gefolge der Schweden bildeten.

In Münster ließen sich die Verhandlungen freundlich an, wurden aber bald gestört durch die Eifersucht und Heftigkeit Oxenstiernas. Aufgebracht über Salvius, der die Initiative an sich gerissen hatte und mit den gemäßigten Parteien beider Konfessionen operieren wollte, verteidigte Oxenstierna um so hitziger das „gute Recht des evangelischen Bekenntnisses". Jede Art von Nachgiebigkeit schalt er feige Fahnenflucht und unerträgliche Beschimpfung der Krone Schweden. Offenbar aus keinem anderen Grunde, als um die Verhandlungen zu stören, kehrte er jählings nach Osnabrück zurück. Von hier aus schrieb er, um sein Vorgehen zu entschuldigen, an Servien: der Ambassadeurs von Frankreich wegen würde er wohl zu Fuß gehen,

so weit er könne, aber einem Trautmannsdorff zuliebe keinen Schritt thun! Ob der Gesandte des Kaisers wirklich krank sei, kümmere ihn nicht; möge diesen die Pest verzehren oder das Feuer hinwegraffen, zum Frieden werde es doch kommen mit Gottes Gnade.

Der Aufbruch des Schweden war das Signal zu neuem Hader der evangelischen und katholischen Stände in Münster. Die Evangelischen glaubten Oxenstierna's schroffes Benehmen auf geheime Weisungen seines Vaters, des allmächtigen Kanzlers, zurückführen zu müssen, glaubten also, daß in Stockholm Fortsetzung des Krieges beschlossen sei. Unter solchen Umständen schien ihnen eine weitere Annäherung an die katholische Partei unrätlich zu sein. Um die Verhandlungen wieder in Fluß zu bringen, begab sich Trautmannsdorff, obwohl wirklich krank, nach Osnabrück, aber auch hier hinderte ebenso die eigene Selbstsucht, wie der von Schweden geübte Druck die notwendige Aussöhnung der deutschen Stände. Jedes Kirchturminteresse wurde mit Feuereifer verteidigt. Die „endlichen Erklärungen" und „Deklarationen" waren ein Wirrsal von Streitfragen lokaler Natur; fast in jeder deutschen Stadt gab es Streit zwischen den Angehörigen der verschiedenen Konfessionen wegen Besetzung der Ratstellen, wegen Baulast und Benützungsrecht an Kirchen und Kirchhöfen, wegen Verwendung von Spitälern, Verteilung von Stiftungsgeldern und hundert anderer Punkte. Trautmannsdorff klagte, daß über dem kleinlichen Geräufe die großen Gesichtspunkte ganz vergessen würden, und erklärte, er wolle die katholischen Stände lieber gar nicht mehr zu Rat ziehen, weil „selbige, um einige vagierende Mönche oder ein Kloster zu erhalten, wohl sechs oder acht Stifter in die Schanze schlügen".

Was ist Religionsfreiheit? Diese Frage, so einfach und unverfänglich lautend, rief immer neuen Zwist hervor. Religionsfreiheit wollten alle allen bewilligen, aber die notwendigen Folgerungen wollte niemand gelten lassen. Als die evangelischen Stände durchblicken ließen, daß die Gleichstellung mit den

Katholiken auch einmal einen Wechsel von Protestanten und Katholiken im kaiserlichen Amt erheischen könnte, erhob sich Trautmannsdorff und würde die Konferenz verlassen haben, wenn nicht Salvius, der den Frieden am aufrichtigsten wünschte, den Beleidigten beschwichtigt hätte. Dagegen waren wieder die Schweden sehr zornig, als Dr. Volmar einfließen ließ, Mazarin habe dem Kaiser versprochen, die Friedensfeinde nicht mehr zu unterstützen. „Wir sind stark genug“, rief Oxenstierna, „auch ohne Hilfe der Franzosen unsere Fehde auszufechten!“

Als endlich das von den Schweden ausgearbeitete, die Forderungen der Protestanten enthaltende Memorandum bekannt gegeben wurde, verließ Trautmannsdorff unverzüglich die Stadt Osnabrück. So maßlose Überhebung sei unerträglich, erklärte er, lieber wolle er in ein Stockholmer Gefängnis gesteckt werden, als solchen Vertrag unterzeichnen.

Die feste Haltung Trautmannsdorff's ernüchterte die Gegner, so daß sie sich bei Fortsetzung der Verhandlungen mit Dr. Volmar gemäßigter Sprache beflissen. Alle schienen plötzlich vom besten Willen beseelt zu sein, der ungebührlichen Verschleppung ein Ziel zu setzen. Im Mai 1647 schien der Ausgleich so nahe gerückt, daß die Gesandten nach Münster gingen, gleich als ob schon in den nächsten Tagen der feierliche Friedensschluß zu erwarten stünde.

Allein damit hatte es noch gute Wege! Nicht bloß war ein neues Hindernis die Forderung der Franzosen, der Kaiser müsse feierlich jeder Verbindung mit Spanien entsagen — auch die katholischen Stände entzweiten sich mit den Vertretern des Kaisers. Ebenso war Don Peneranda mit Trautmannsdorff zerfallen und betrieb in Wien die Abberufung des störrischen Diplomaten. Als Trautmannsdorff sich endlich trotz des Widerstrebens der Friedenspartei zur Abreise entschloß, sagte ihm der Spanier noch ins Gesicht, des Kaisers Vertreter allein hätten alles Unglück verschuldet, das Österreich getroffen habe und noch treffen werde.

Man darf jedoch nicht glauben, daß im kaiserlichen Lager die Friedensliebe aufrichtiger war. Sobald die eigenen Lande des Kaisers ins Spiel kamen, waren die Österreicher unzugänglich. Im Ultimatum der protestantischen Partei war verlangt, daß auch die Evangelischen in Schlesien in Ausübung ihres Bekenntnisses und im Genuß der ihnen durch den Majestätsbrief zuerkannten Rechte und Freiheiten nicht beschränkt sein sollten. Dagegen war es von vornherein des Kaisers Wille, für seine Erblande keine Vorschrift des Friedenskongresses anzunehmen. Bei einer Unterredung mit Salvius in der Wohnung des brandenburgischen Gesandten Grafen Wittgenstein wurde Dr. Volmar, als die Religionsfreiheit in Schlesien zur Sprache kam, so zornig, daß er mit der Faust auf den Tisch schlug und dem schwedischen Kollegen zurief, man möge nicht immer wieder einen Kram auf Tapet bringen, von dem er ein für allemal nichts hören wolle. Während Salvius noch nach Worten suchte, um sich dieses Ausfalles zu erwehren, empfahl sich Volmar. Kaum hatte er dem Grafen Trautmannsdorff Bericht erstattet, ließ dieser die schon bereit gehaltene Reisekutsche vorfahren und reiste noch in der nämlichen Stunde ab. Rasch trat die Bürgerschaft von Münster ins Gewehr, um dem Abziehenden das Geleit zu geben. Als nun auch Salven von allen Türmen und Wällen verkündeten, daß der Vertreter kaiserlicher Majestät wirklich die Stadt verlassen habe, bemächtigte sich der Bürgerschaft und der Gesandten bange Bestürzung. Es trat die überraschende Thatsache zu Tage, daß auch den Franzosen und Schweden weit mehr am Frieden gelegen war, als sie in den Beratungen durchblicken ließen. Namentlich die Vertreter Schwedens verhehlten nicht, wie peinlich sie durch den drohenden Abbruch des Kongresses berührt seien. „Die Schweden sind ob der Abreise Trautmannsdorff's so niedergeschlagen", berichteten die französischen Gesandten an ihren Hof, „als hätten sie die Nachricht von einer schweren Niederlage der Ihrigen erhalten; sie sprechen von nichts Geringerem, als einem zweiten Nördlingen, und staunen darüber, daß wir so gefaßt erscheinen,

und sie machen uns jetzt Vorwürfe, daß wir, obwohl wir weder Heere noch Geldsummen in Deutschland zu verlieren hätten, uns anmaßten, daselbst Gesetze vorzuschreiben".

Allerdings hatte die Bestürzung der Schweden noch einen anderen Grund; es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Johann van Werth das ganze bayrische Heer ins Lager des Kaisers mit sich geführt habe. Als sich herausstellte, daß nur einige Offiziere in kaiserliche Dienste übergetreten, die Truppen aber samt und sonders dem Kurfürsten treu geblieben waren, erheiterten sich die Mienen der Schweden, die einen Abfall des Kurfürsten selbst für unmöglich hielten — ja, sie wären nun am liebsten sofort nach Osnabrück zurückgekehrt. Dies suchten aber die deutschen Bundesgenossen, die im neuen Streit der großen Mächte aufgerieben zu werden besorgten, nach Kräften zu verhindern. Der wackere Altenburger Dr. Thumbshirn wies darauf hin, daß die zur Zeit noch unerledigten Streitpunkte gar nicht in Betracht kommen könnten neben dem Schaden, den die Evangelischen im Reich durch den Krieg alle Tage zu leiden hätten, und als Oxenstierna darauf nur mit einem Lächeln erwiderte, fuhr der Redner mit gehobener Stimme fort: „Obschon von etlichen Menschen darüber gelacht werden mag, Gott wird die Thränen und Seufzer, das Stöhnen und Wehklagen der Unglücklichen nicht gering achten, und die, so Schuld daran tragen, werden von gerechter Sühn' und Rache nicht verschont bleiben".

Die Sprengung des Kongresses schien nur noch eine Frage der nächsten Zeit zu sein. Die Verhandlungen wurden zwar nicht förmlich eingestellt, aber viele Gesandte verließen, da sie längeres Bleiben für nutzlos erachteten, die westfälischen Städte. Die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich auf den Kriegsschauplatz in Böhmen: dem eisernen Würfelspiel schien die eigentliche Entscheidung vorbehalten zu sein. Bei Eger standen sich die Kaiserlichen unter Melander und die Schweden unter Wrangel gegenüber, täglich ließ sich eine Schlacht erwarten. Für den

In Münster sollte — so war in den Präliminarien verabredet worden — auch der Streit zwischen Frankreich, Spanien und den Niederlanden ausgetragen werden. Obwohl die spanische Macht im Kampfe mit dem Nachbarreich unterlegen war, deuchte sie dem Leiter der französischen Politik noch zu gefährlich. Frankreich dürfe nicht ruhen, erklärte Mazarin, bis wenigstens der eine Ast des habsburgischen Hauses vertrocknet oder zertrümmert wäre, bis Franzosen und Spanier nur einen Herrn hätten. In einem an Königin Anna gerichteten Sonett sprach er offen aus:

„Il faut ranger l'Espagne au giron de la France . . .“

Dieses Ziel ließ ja auch die französische Politik in der Folge nicht mehr aus den Augen. Das Testament Karls II. schien Erfüllung des Wunsches zu bringen, allein die Siege Prinz Eugens und Marlboroughs stellten für Spanien und Frankreich die Scheidewand der Pyrenäen wieder her, und nicht von längerer Lebensdauer war die spanische Herrschaft der Napoleoniden.

Schon während des Kongresses in den westfälischen Städten plante Mazarin eine Vermählung seines Zöglings, des jungen Königs, mit einer spanischen Infantin. Als Mitgift sollte nichts Geringeres gefordert werden, als Vereinigung der ganzen spanischen Niederlande mit Frankreich. Dadurch wäre dieser Staat die erste Industrie- und Handelsmacht Europa's, der Hafen von Dünkirchen der wichtigste Stapelplatz des Oceans, die Stadt Paris recht eigentlich die im Herzen des Landes gelegene Hauptstadt geworden. Um sein Ziel zu erreichen, hatte Mazarin bisher auch ebenso glücklich wie gewandt gearbeitet. Es war seinen Diplomaten gelungen, die Solidarität der Interessen der spanischen und der deutschen Linie der Habsburger zu brechen. Durch Drohungen und Versprechungen war erreicht, daß der Kaiser in den wesentlichen Punkten mit Frankreich eins geworden war, ohne daß Spanien eingeweiht wurde. Das gänzlich erschöpfte, zerrüttete Spanien werde sich, so hoffte Mazarin, wenn es sich auf der Walstatt allein und verlassen sehe, allen möglichen

und unmöglichen Bedingungen unterwerfen müssen. Auch die Eitelkeit der Spanier war in Berechnung gezogen: sie sollten ja nicht fußbreit Landes gezwungen abtreten, nur als „Morgengabe“ eine vom Pyrenäenland weit entfernte, schwer zu behauptende Provinz „freiwillig“ überlassen.

Allein der Listige wurde überlistet. Es entging den von ihm besoldeten Spähern, daß die Spanier in Münster Fühlung mit den Vertretern der vereinigten Niederlande gewannen. Gewiß, es war eine tiefe Demütigung des Nationalstolzes der Spanier, die Unabhängigkeit von „Rebellen“ anerkennen zu müssen; 80 Jahre lang hatten sie gegen die unerträgliche Zumutung Widerstand geleistet, allein in ihrer Erschöpftheit und hilflosen Lage konnten sie nicht länger zaudern, durch solche Nachgiebigkeit wenigstens eines Gegners sich zu entledigen. Der Friede mit den Generalstaaten war schon dem Abschluß nahe, da drohte in zwölfter Stunde ein widerwärtiger Zufall das diplomatische Gewebe zu zerreißen. Von den Franzosen wurden Briefe Peneranda's aufgefangen, wodurch das spanisch-holländische Geschäft aufgedeckt war, und überdies konnten die Franzosen durch listigen Gebrauch einzelner Schriftstücke die von den Spaniern geschmiedeten Waffen gegen diese selbst kehren. Wie peinlich mußte Trautmannsdorff berührt sein, wenn er las, daß ihn Peneranda in seinen Relationen einen beschränkten Kopf, einen lästigen Spielverderber zu nennen pflegte! Dem Kurfürsten von Bayern wurde der Beweis geliefert, daß Spanien insgeheim mit dem calvinistischen Pfälzer unterhandle! Den Niederländern endlich konnte nachgewiesen werden, wie weit ihre immer abgeleugneten Unterhandlungen mit dem katholischen Könige schon gediehen waren.

Wenn trotzdem die von Mazarin gefürchtete Versöhnung zwischen Spanien und Holland bald darauf zustande kam, so war dies das Werk des angeblich nur katholische Interessen unparteiisch vertretenden, in Wahrheit Frankreichs Eroberungspolitik scharf bekämpfenden Nuntius Chigi. Überzeugt, daß von einem

übermächtigen Frankreich, wenn auch ein Kirchenfürst die Zügel leite, aufrichtige Förderung der katholischen, d. h. päpstlichen Interessen nicht zu erwarten, sondern im Gegenteil unablässige Beunruhigung Italiens zu besorgen sei, war Innocenz X. bestrebt, das Gleichgewicht der großen katholischen Mächte aufrecht zu erhalten. Daraus erklären sich die Widersprüche, daß er, der Papst, die calvinistische Pfalz gegen den mit Frankreich befreundeten Maximilian unterstützte, daß er die deutschen Kirchenfürsten vor Bündnissen mit Reichsfeinden, d. h. mit Frankreich, warnte, daß er die Aussöhnung Spaniens mit Holland befürwortete und betrieb. Durch Chigi's Vermittlung wurde wirklich der Friede zwischen den beiden Mächten vereinbart. Immerhin gewannen die Franzosen noch einen kleinen Erfolg; einer der holländischen Gesandten, Niderhorst, war schlechterdings nicht zu bewegen, die Urkunde zu unterzeichnen, und auch andere waren durch neue Kriegserfolge der Franzosen so eingeschüchtert, daß sie einen Zusatz einfügten, die Abrede sei als null und nichtig anzusehen, wenn es der Krone Spanien nicht gelingen sollte, sich auch mit Frankreich zu vergleichen.

Trotzdem erhoben die Franzosen, sobald am 30. Januar 1648 der spanisch-holländische Traktat unterzeichnet war,*) einen Heidenlärm und überhäuften die Niederländer mit den schwersten Anklagen. Servien ließ kein Mittel unversucht, den Handel rückgängig zu machen, allein diesmal waren alle Schmeichelkünste und Drohungen vergeblich. Am 5. Mai 1648 wurde der

---

*) Die Unterzeichnung der Friedensurkunde wurde durch ein Gemälde des Malers Terburg verewigt. Im mittleren Raum des getäfelten Friedenssaales im gotischen Rathaus zu Münster stehen die Gesandten der beiden Parteien und beschwören, die Hände aufs Evangelium legend, den Friedensschluß, den ihnen der kaiserliche Gesandte Graf Trautmannsdorff vorliest. Über Original, Kopien und Stiche s. Geisberg, Das Rathaus zu Münster, 96. Die im Friedenssaal angebrachten Bildnisse von 32 Gesandten sind, mit Ausnahme eines von Terburg gemalten Porträts des Utrechter Bevollmächtigten Godard van Reede, im Auftrag des Stadtrats von Jan Baptist Floris gemalt.

Friedensschluß zwischen Spanien und Holland zu Münster öffentlich proklamiert. Die Spanier entfalteten, wie wenn es sich um glänzenden Triumph ihrer Nation handelte, eine bis dahin nie gesehene Pracht; an Pagen, Leibgardisten und Kavalieren waren ganze Geschwader aufgeboten. Auf dem Rathaus wurden mit den durch puritanische Schlichtheit prunkenden Holländern die Friedensurkunden ausgetauscht. Don Brun versicherte mit stolzem Pathos die junge Republik des unvergleichlichen Wohlwollens seines Königs, worauf Meynderswick den ebenso aufrichtigen Freundschaftsgefühlen für das ehemalige Mutterland Ausdruck gab. Beide beschworen sodann den geschlossenen Vertrag, und alle anwesenden Spanier und Holländer umarmten und küßten sich — wobei es, wenn wir den Berichten von Augenzeugen Glauben schenken wollen, an Thränen der Rührung nicht fehlte. Die ganze Stadt nahm Anteil an der Feier, auf freien Plätzen brannten Freudenfeuer, die Straßen waren mit Blumen bestreut, von den Türmen des Domes U. L. Frau und der Lambertikirche tönte Musik. Als vor dem Rathaus die Urkunden öffentlich verlesen wurden, begrüßten dicht gedrängte Volksmassen die im Grunde für sie gleichgültige Kunde gleichsam als Unterpfand des Friedens für die eigene Heimat mit hellem Jubelruf.

Hatte man ja fast die Hoffnung aufgegeben, daß das mordlustige Treiben der in 30 Kriegsjahren verwilderten Soldateska überhaupt noch ein Ende nehme! Da sich nun wider Erwarten zwei Völker, die sich lange Zeit leidenschaftlich gehaßt und befehdet hatten, Frieden und Freundschaft schworen, wurde das Ereignis als glückverheißendes Beispiel nicht bloß in Münster, sondern in allen deutschen Landen mit aufrichtiger Freude begrüßt. Nirgends wurde beachtet, daß sich die Spitze der von Holland errungenen Vorteile feindlich gegen Deutschland kehre. Durch den Besitz von Mastricht waren ja die Niederländer Herren der Maas geworden, und zugleich hatten sie das Recht erlangt, die Schelde nach Willkür abzusperren; damit war nicht bloß Antwerpens Handel in ihre Macht gegeben, sondern auch dem deutschen Rheinhandel die Lebensader unterbunden.

Solche Verluste wurden aber in dem Augenblick gering geachtet, da die Existenz des deutschen Reiches, ja, man darf sagen, des deutschen Volkes in Frage gestellt war. Wälzten sich doch fort und fort die Rotten der fremden Sieger, angeschwellt durch vaterlandslose, wenn auch in Deutschland geborene Abenteurer, durch alle deutschen Lande, sengend und brennend und Greuel verübend, welche nur zu nennen die Feder sich sträubt. Mit welchem Übermut die Sieger auf alles, was deutsch hieß, herabsahen, beweist die Sprache ihrer Gesandten in den Versammlungen, beweist der Hohn über die Ohnmacht und Armut der Deutschen in den Berichten an ihre Höfe. „Der arme Dr. Volmar!“ spottet d'Avaux, „er kann sich nur noch eine einzige abscheuliche Kutsche mit zwei elenden Kleppern halten!“ Als eines Tages der hessische Rat Vultejus die Herzogin von Longueville treuherzig aufforderte, sie möge doch den Aufenthalt in Deutschland dazu benützen, die deutsche Sprache zu erlernen, rief dieser „Witz“ in den Pariser Hofkreisen hellen Jubel hervor; man male sich hier mit großem Vergnügen die Scene aus, wurde der Herzogin zurückgeschrieben, wie Madame mit Monsieur Lampadius, dem Doktor im violetten Atlaskleide, sich auf deutsch unterhalte. Den Übermütigen genügte es nicht, daß durch ihre Umtriebe das Friedensgeschäft verwirrt und aufgehalten wurde; sie fügten dazu noch den Schimpf, der Schwerfälligkeit und dem Ungeschick der Deutschen die Schuld am schlechten Fortgang der Verhandlungen aufzubürden. Keine Demütigung blieb den Besiegten erspart, und der Deutsche küßte lieber die Hand, die ihn schlug, als daß er sich mit dem Landsmann, der anderem Stamme und anderem Glauben angehörte, aufrichtig vertragen wollte.

Daß der Religionsfriede urkundlich erneuert werden müsse, das sahen alle ein, aber nur wenige waren aufrichtig friedlich gesinnt. Unter den Katholiken befliß sich nur die kleine, sogenannte „politische“ Partei einer Mäßigung, ohne welche das Friedenswerk ein- für allemal nicht zu stande kommen konnte. Zu dieser Partei gehörte auch der Abt von Murrhardt, Adam

Adami, dem wir eine umfassende und ziemlich unbefangene Darstellung der westfälischen Verhandlungen verdanken. Adami war der Bevollmächtigte der „restituierten Stifts- und Gotteshäuser in Schwaben" und zählte zu den angesehensten und beliebtesten Mitgliedern des Kongresses; er führte, wie der weimarische Gesandte Heher sagte, „einen solchen Schwarm von Votis bey sich, daß, wenn es auf den Numerum ankäme, er gantz allein den Frieden schließen könnte". Die Gemäßigten wollten in Bezug auf Restitution des Kirchenguts, worüber auch nach Festsetzung eines Normaljahres in zahlreichen Einzelfällen Entscheidung zu treffen war, die gebotenen Opfer bringen, stimmten aber der Forderung der „Unversöhnlichen" bei, daß der Schwerpunkt der Beratungen nach Münster verlegt und auch über den Religionsfrieden hier verhandelt werden sollte. Dazu wollten sich die Protestanten nicht verstehen, um nicht ihre günstige Stellung unter dem Schutz der schwedischen Gesandtschaft zu verlieren. Plötzlich erklärten aber die Schweden, sie wollten selbst nach Münster übersiedeln, offenbar in der Hoffnung, dort noch vor dem definitiven Friedensschluß Spaniens mit den Niederlanden besondere Vorteile für ihre Krone zu erwirken. Was blieb den deutschen Schützlingen übrig? Sie mußten mitziehen und damit vor aller Welt zugestehen, daß sie nur das Gefolge der Schweden bildeten.

In Münster ließen sich die Verhandlungen freundlich an, wurden aber bald gestört durch die Eifersucht und Heftigkeit Oxenstiernas. Aufgebracht über Salvius, der die Initiative an sich gerissen hatte und mit den gemäßigten Parteien beider Konfessionen operieren wollte, verteidigte Oxenstierna um so hitziger das „gute Recht des evangelischen Bekenntnisses". Jede Art von Nachgiebigkeit schalt er feige Fahnenflucht und unerträgliche Beschimpfung der Krone Schweden. Offenbar aus keinem anderen Grunde, als um die Verhandlungen zu stören, kehrte er jählings nach Osnabrück zurück. Von hier aus schrieb er, um sein Vorgehen zu entschuldigen, an Servien: der Ambassadeurs von Frankreich wegen würde er wohl zu Fuß gehen,

so weit er könne, aber einem Trautmannsdorff zuliebe keinen Schritt thun! Ob der Gesandte des Kaisers wirklich krank sei, kümmere ihn nicht; möge diesen die Pest verzehren oder das Feuer hinwegraffen, zum Frieden werde es doch kommen mit Gottes Gnade.

Der Aufbruch des Schweden war das Signal zu neuem Hader der evangelischen und katholischen Stände in Münster. Die Evangelischen glaubten Oxenstierna's schroffes Benehmen auf geheime Weisungen seines Vaters, des allmächtigen Kanzlers, zurückführen zu müssen, glaubten also, daß in Stockholm Fortsetzung des Krieges beschlossen sei. Unter solchen Umständen schien ihnen eine weitere Annäherung an die katholische Partei unrätlich zu sein. Um die Verhandlungen wieder in Fluß zu bringen, begab sich Trautmannsdorff, obwohl wirklich krank, nach Osnabrück, aber auch hier hinderte ebenso die eigene Selbstsucht, wie der von Schweden geübte Druck die notwendige Aussöhnung der deutschen Stände. Jedes Kirchturminteresse wurde mit Feuereifer verteidigt. Die „endlichen Erklärungen" und „Deklarationen" waren ein Wirrsal von Streitfragen lokaler Natur; fast in jeder deutschen Stadt gab es Streit zwischen den Angehörigen der verschiedenen Konfessionen wegen Besetzung der Ratstellen, wegen Baulast und Benützungsrecht an Kirchen und Kirchhöfen, wegen Verwendung von Spitälern, Verteilung von Stiftungsgeldern und hundert anderer Punkte. Trautmannsdorff klagte, daß über dem kleinlichen Geräufe die großen Gesichtspunkte ganz vergessen würden, und erklärte, er wolle die katholischen Stände lieber gar nicht mehr zu Rat ziehen, weil „selbige, um einige vagierende Mönche oder ein Kloster zu erhalten, wohl sechs oder acht Stifter in die Schanze schlügen".

Was ist Religionsfreiheit? Diese Frage, so einfach und unverfänglich lautend, rief immer neuen Zwist hervor. Religionsfreiheit wollten alle allen bewilligen, aber die notwendigen Folgerungen wollte niemand gelten lassen. Als die evangelischen Stände durchblicken ließen, daß die Gleichstellung mit den

Katholiken auch einmal einen Wechsel von Protestanten und Katholiken im kaiserlichen Amt erheischen könnte, erhob sich Trautmannsdorff und würde die Konferenz verlassen haben, wenn nicht Salvius, der den Frieden am aufrichtigsten wünschte, den Beleidigten beschwichtigt hätte. Dagegen waren wieder die Schweden sehr zornig, als Dr. Volmar einfließen ließ, Mazarin habe dem Kaiser versprochen, die Friedensfeinde nicht mehr zu unterstützen. „Wir sind stark genug", rief Oxenstierna, „auch ohne Hilfe der Franzosen unsere Fehde auszufechten!"

Als endlich das von den Schweden ausgearbeitete, die Forderungen der Protestauten enthaltende Memorandum bekannt gegeben wurde, verließ Trautmannsdorff unverzüglich die Stadt Osnabrück. So maßlose Überhebung sei unerträglich, erklärte er, lieber wolle er in ein Stockholmer Gefängnis gesteckt werden, als solchen Vertrag unterzeichnen.

Die feste Haltung Trautmannsdorff's ernüchterte die Gegner, so daß sie sich bei Fortsetzung der Verhandlungen mit Dr. Volmar gemäßigter Sprache beflissen. Alle schienen plötzlich vom besten Willen beseelt zu sein, der ungebührlichen Verschleppung ein Ziel zu setzen. Im Mai 1647 schien der Ausgleich so nahe gerückt, daß die Gesandten nach Münster gingen, gleich als ob schon in den nächsten Tagen der feierliche Friedensschluß zu erwarten stünde.

Allein damit hatte es noch gute Wege! Nicht bloß war ein neues Hindernis die Forderung der Franzosen, der Kaiser müsse feierlich jeder Verbindung mit Spanien entsagen — auch die katholischen Stände entzweiten sich mit den Vertretern des Kaisers. Ebenso war Don Peneranda mit Trautmannsdorff zerfallen und betrieb in Wien die Abberufung des störrischen Diplomaten. Als Trautmannsdorff sich endlich trotz des Widerstrebens der Friedenspartei zur Abreise entschloß, sagte ihm der Spanier noch ins Gesicht, des Kaisers Vertreter allein hätten alles Unglück verschuldet, das Österreich getroffen habe und noch treffen werde.

Man darf jedoch nicht glauben, daß im kaiserlichen Lager die Friedensliebe aufrichtiger war. Sobald die eigenen Lande des Kaisers ins Spiel kamen, waren die Österreicher unzugänglich. Im Ultimatum der protestantischen Partei war verlangt, daß auch die Evangelischen in Schlesien in Ausübung ihres Bekenntnisses und im Genuß der ihnen durch den Majestätsbrief zuerkannten Rechte und Freiheiten nicht beschränkt sein sollten. Dagegen war es von vornherein des Kaisers Wille, für seine Erblande keine Vorschrift des Friedenskongresses anzunehmen. Bei einer Unterredung mit Salvius in der Wohnung des brandenburgischen Gesandten Grafen Wittgenstein wurde Dr. Volmar, als die Religionsfreiheit in Schlesien zur Sprache kam, so zornig, daß er mit der Faust auf den Tisch schlug und dem schwedischen Kollegen zurief, man möge nicht immer wieder einen Kram auf Tapet bringen, von dem er ein für allemal nichts hören wolle. Während Salvius noch nach Worten suchte, um sich dieses Ausfalles zu erwehren, empfahl sich Volmar. Kaum hatte er dem Grafen Trautmannsdorff Bericht erstattet, ließ dieser die schon bereit gehaltene Reisekutsche vorfahren und reiste noch in der nämlichen Stunde ab. Rasch trat die Bürgerschaft von Münster ins Gewehr, um dem Abziehenden das Geleit zu geben. Als nun auch Salven von allen Türmen und Wällen verkündeten, daß der Vertreter kaiserlicher Majestät wirklich die Stadt verlassen habe, bemächtigte sich der Bürgerschaft und der Gesandten bange Bestürzung. Es trat die überraschende Thatsache zu Tage, daß auch den Franzosen und Schweden weit mehr am Frieden gelegen war, als sie in den Beratungen durchblicken ließen. Namentlich die Vertreter Schwedens verhehlten nicht, wie peinlich sie durch den drohenden Abbruch des Kongresses berührt seien. „Die Schweden sind ob der Abreise Trautmannsdorff's so niedergeschlagen“, berichteten die französischen Gesandten an ihren Hof, „als hätten sie die Nachricht von einer schweren Niederlage der Ihrigen erhalten; sie sprechen von nichts Geringerem, als einem zweiten Nördlingen, und staunen darüber, daß wir so gefaßt erscheinen,

und sie machen uns jetzt Vorwürfe, daß wir, obwohl wir weder Heere noch Geldsummen in Deutschland zu verlieren hätten, uns anmaßten, daselbst Gesetze vorzuschreiben".

Allerdings hatte die Bestürzung der Schweden noch einen anderen Grund; es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Johann van Werth das ganze bayrische Heer ins Lager des Kaisers mit sich geführt habe. Als sich herausstellte, daß nur einige Offiziere in kaiserliche Dienste übergetreten, die Truppen aber samt und sonders dem Kurfürsten treu geblieben waren, erheiterten sich die Mienen der Schweden, die einen Abfall des Kurfürsten selbst für unmöglich hielten — ja, sie wären nun am liebsten sofort nach Osnabrück zurückgekehrt. Dies suchten aber die deutschen Bundesgenossen, die im neuen Streit der großen Mächte aufgerieben zu werden besorgten, nach Kräften zu verhindern. Der wackere Altenburger Dr. Thumbshirn wies darauf hin, daß die zur Zeit noch unerledigten Streitpunkte gar nicht in Betracht kommen könnten neben dem Schaden, den die Evangelischen im Reich durch den Krieg alle Tage zu leiden hätten, und als Oxenstierna darauf nur mit einem Lächeln erwiderte, fuhr der Redner mit gehobener Stimme fort: „Obschon von etlichen Menschen darüber gelacht werden mag, Gott wird die Thränen und Seufzer, das Stöhnen und Wehklagen der Unglücklichen nicht gering achten, und die, so Schuld daran tragen, werden von gerechter Sühn' und Rache nicht verschont bleiben".

Die Sprengung des Kongresses schien nur noch eine Frage der nächsten Zeit zu sein. Die Verhandlungen wurden zwar nicht förmlich eingestellt, aber viele Gesandte verließen, da sie längeres Bleiben für nutzlos erachteten, die westfälischen Städte. Die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich auf den Kriegsschauplatz in Böhmen: dem eisernen Würfelspiel schien die eigentliche Entscheidung vorbehalten zu sein. Bei Eger standen sich die Kaiserlichen unter Melander und die Schweden unter Wrangel gegenüber, täglich ließ sich eine Schlacht erwarten. Für den

Sieger wäre natürlich auch alles in Münster und Osnabrück schon Beschlossene nur „schätzbares Material" gewesen. Allein es kam nicht zu offener Feldschlacht, Wrangel zog sich sogar wieder aus Böhmen zurück, doch auch die Kaiserlichen hatten einen entscheidenden Erfolg nicht erfochten, und so begann wieder in Münster und Osnabrück das alte Schaukelspiel.

Der Zwist der Religionsparteien wurde noch verschärft durch den Umschwung der Politik des Papstes, der, allzu große Nachgiebigkeit der katholischen Stände in Religionsachen um weltlichen Vorteils willen befürchtend, gegen den Frieden zu operieren anhob. Wenn in den Friedensschluß, so erklärte der Nuntius im November 1647, den Satzungen der Kirchenväter, Konzile und Päpste widersprechende Bestimmungen aufgenommen werden sollten, so dürfe nicht Zustimmung, sondern nur schärffter Protest des römischen Stuhles erwartet werden. Auch der Widerstand einiger Kirchenfürsten, die weniger für den Glauben, als um ihre weltliche Macht kämpften, bereitete noch ernste Schwierigkeiten. Schon längst, so klagten evangelische Stände, wäre die ganz Deutschland verzehrende Kriegsflamme erloschen, wenn nicht der Bischof von Osnabrück, dem nur sein weltlicher Besitz am Herzen liege, Leuxelring, der Vertreter des Bischofs von Augsburg, und noch ein paar egoistische Zeloten immer wieder die Einigung verhinderten. Solche Vorwürfe wurden natürlich von den Gegnern mit der gleichen Münze heimbezahlt; es hatte den Anschein, als sollte am Religionsstreit, der den dreißigjährigen Krieg heraufbeschworen hatte, auch jetzt wieder der Friede scheitern.

Allein auf beiden Seiten gab es gemäßigter Denkende, welche, auf das Bedürfnis des Volkes Rücksicht nehmend, das positiv Erreichbare anstrebten und auf wenig zeitgemäße Wünsche Verzicht leisteten. Diese sogenannte „politische" Partei gewann immer zahlreichere Freunde. Auf evangelischer Seite wirkte in ihrem Sinn namentlich der schon erwähnte Thumbshirn, auf katholischer der würzburgische Gesandte, Philipp von Vorburg.

Von großer Wichtigkeit für das Friedenswerk war die Erhebung des toleranten Bischofs von Würzburg, Johann Philipp von Schönborn, zum Kurfürsten von Mainz; von ihm wurde förmlich die Parole ausgegeben: Erst wenn das alle Häuser bedrohende Feuer gelöscht ist, darf der einzelne an die eigene Habe denken.

Die Friedensfreunde begannen nun vertrauliche Zusammenkünfte abzuhalten, um gemeinsames Handeln in den noch offenen Fragen zu verabreden. Dr. Volmar war über das „Konventikelwesen", das sich der Kontrolle der kaiserlichen Vertreter entzog, gar ungehalten, vermochte aber die Bestrebungen des Geheimbundes nicht mehr zum Stillstand zu bringen.

Von großer Bedeutung war auch das Verhalten des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, in welchem das Gefühl der Reichsangehörigkeit, sagen wir, sein politisches Pflichtgefühl siegte über die sprichwörtlich gewordene „Kurfrömmigkeit". Er richtete im Januar 1648 an seinen Gesandten Dr. Leuber ein Schreiben, das vor Überspannung der evangelischen Forderungen ernstlich warnte; die Katholiken seien ja sonst geradezu gezwungen, bei fremden Mächten Hilfe zu suchen. Auch vom Kurfürsten von Brandenburg wurden ähnliche Worte bekannt.

Unter solchen Umständen nahmen die Beratungen besseren Verlauf, als bisher. Bezüglich einer Frage, von welcher man geglaubt hatte, daß sie die heftigsten Stürme entfesseln werde, der Besetzung der Stellen am Reichskammergericht mit Angehörigen der beiden Bekenntnisse, kam es schon nach wenigen Tagen zu befriedigender Lösung; das unerwartete Ereignis rief freudige Bewegung in der Versammlung hervor, viele weinten vor Rührung.

Es war die günstige Einleitung zu wichtigerem Gelingen. Am 8. März 1648 wurde der Vertrag über die Religionsfreiheit von allen Anwesenden unterzeichnet. Derselbe sicherte gleicherweise den evangelischen Unterthanen katholischer Fürsten, wie den Katholiken in evangelischen Landen freie Religionsübung zu; für alle streitigen Rechte und Besitztümer sollte das Normal-

jahr maßgebend sein, die widerrechtlich aus Besitz und Rechten Verdrängten sollten volle Genugthuung erlangen. Ausdrücklich war die Erlaubnis zu freier Religionsübung auch auf die evangelischen Bewohner der schlesischen Fürstentümer ausgedehnt.

Das Wichtigste war geschehen, der Weg zum Frieden stand offen — allein nun erhoben sich neue Schwierigkeiten ob der Frage: Sollen auch den Calvinisten die gleichen Rechte wie den Evangelischen eingeräumt werden? Der Streit, der zwischen Lutheranern und Calvinisten sich darob entspann, mag manchem Katholiken grimmige Genugthuung gewährt haben. Die Reformierten waren im Restitutionsedikt von 1629 von den Rechten, die den Evangelischen belassen worden waren, gänzlich ausgeschlossen, da sie zu den augsburgischen Konfessionsverwandten im Sinne des allgemeinen Religionsfriedens von 1555 nicht gehörten. Allerdings war nun das Restitutionsedikt hinfällig geworden, allein die Aufnahme der Reformierten in den Religionsfrieden begegnete deshalb Schwierigkeiten, weil sie auf das sogenannte Reformationsrecht, d. h. auf das Recht, gegebenenfalls auch Lutheraner zum Konfessionswechsel zu zwingen, durchaus nicht verzichten wollten, während der lutherischen Kirche daran gelegen war, ihre zahlreichen Anhänger in calvinistischen Landen sicher zu stellen.

Während Kurfürst Friedrich Wilhelm die Gleichberechtigung der Calvinisten aufs Nachdrücklichste verteidigte, wurde sie von der ersten Macht der Lutheraner, Kursachsen, ebenso lebhaft bestritten. Die Gefahr, daß die Versammlung unverrichteter Dinge sich auflöse, drohte aufs neue. Doch schließlich setzte die Beharrlichkeit des großen Kurfürsten durch, daß Calvinisten und Lutheraner unter dem gemeinsamen Namen Augsburger Religionsverwandte der Früchte des Friedens teilhaftig wurden.

Noch währte dieser Zwist, der aus der Verschiedenheit von Grundsätzen entsprang, als ein gemeiner Raufhandel zwischen Spaniern und Portugiesen für das ganze Friedenswerk neue Gefahr brachte. Ein betrunkener spanischer Gardist brachte vor

dem Hause der portugiesischen Gesandtschaft ein Pereat auf „den Rebellen Johann von Braganza" aus. Ein Portugiese schalt den Schreier einen lügnerischen Wicht, die Dienerschaft des Botschafters, die Kameraden des Trunkenen ergriffen Partei, es kam zum Handgemenge, in welchem ein Spanier erschlagen wurde. Sobald dies ruchbar geworden, ließ Don Peneranda seine Guardia ins Gewehr treten und zog mit 120 Mann im Sturmschritt gegen die Portugiesen zu Felde. Diese, zu eigener Verteidigung nicht stark genug, flüchteten in das französische Quartier und forderten gleichzeitig Hilfe vom Stadtrat. Die Bürgerwehr trieb die Spanier zurück und besetzte den Platz vor Serviens Behausung. Nur der überlegenen Gewalt weichend, zog sich Peneranda zurück. Obwohl unzweifelhaft die Selbsthilfe der Spanier den beschworenen Verträgen zuwiderlief, faßte der heißblütige Don das Vorgehen der Deutschen und Franzosen als Beleidigung seiner Nation auf und verließ die Stadt mi der Drohung, daß spanische Majestät den Schimpf furchtbar rächen werde. Nur der dritte spanische Gesandte blieb in Münster zurück.

Während solche Vorfälle das Gelingen des Friedenswerkes ganz und gar in Frage stellten, wurde dasselbe von einer Seite, von der man sich des Guten nicht versehen hatte, wesentlich gefördert.

Königin Christine von Schweden, der Bevormundung durch den allmächtigen Kanzler Oxenstierna überdrüssig, lud den gegen den Vater gehegten Groll auch auf den Sohn. Während dieser als erster Gesandter Schwedens von seiner Regierung Weisung erhielt, auf Erfüllung der sämtlichen Ansprüche zu beharren, verpflichtete die Königin in vertraulichen Briefen den zweiten Gesandten, alles zu thun, was den Friedensschluß beschleunige, alles zu unterlassen, was ihn verzögere, weil sie vermutlich bald ihre Truppen daheim nötig haben werde.

So ließ sich, da auch denjenigen evangelischen Unterthanen des Kaisers, welche es mit den Schweden gehalten hatten, Am-

nestie bewilligt wurde — freilich in sehr unbestimmten Ausdrücken, — das Verhältnis zwischen den Kaiserlichen und den Schweden wieder freundlicher an. Damit war der Schwerpunkt der Verhandlungen mit einemmal nach Osnabrück verlegt, und der französische Gesandte Servien — Graf d'Avaux war inzwischen der Abneigung Mazarins und den Ränken Serviens zum Opfer gefallen und von Münster abberufen worden — sah sich zu seinem Verdrusse in den Hintergrund gedrängt.

Schweden hatte den Frieden am wenigsten nötig. Im eigenen Lande herrschten Ruhe und Ordnung, im deutschen Reiche waren nicht weniger denn 132 feste Plätze von schwedischen Truppen besetzt, und den Unterhalt dieser Heere hatte nicht Schweden, sondern Deutschland zu tragen. Nur der geplante Einfall in Niederösterreich stieß auf Schwierigkeiten; auch waren die Schweden der eigenen Soldateska nicht mehr völlig sicher, denn sogar über diese zum größten Teil aus Deutschen zusammengesetzten Horden war ein Gefühl der Ermüdung, eine Regung patriotischer Scham gekommen, so daß sich ganze Rotten weigerten, noch länger Waffendienst zu leisten. Doch weit mehr Interesse am Zustandekommen des Friedens hatten die Franzosen. Die Pariser Barrikadenkämpfe im August 1648 waren für Königin Anna und Mazarin eine eindringliche Mahnung, daß es hohe Zeit, die königlichen Truppen heimkehren zu lassen, damit die Krone nicht länger gegenüber dem widerspenstigen Parlament und den Pariser Frondeurs wehrlos bleibe.

Schließlich machte Servien aus der Not eine Tugend und ließ sich durch einige Reichsstände „erbitten", ebenfalls nach Osnabrück zu gehen. Dort that er noch sein möglichstes, um den günstigen Fortgang der Verhandlungen zu hemmen. Gegen Ende Juli 1648 war die Urkunde über den von Kaiser und Reich mit der Krone Schweden geschlossenen Frieden bereits fertig gestellt, aber Servien, der die Schweden nachdrücklich an die französischen Unterstützungsgelder erinnerte, wußte immer wieder die Unterzeichnung zu verhindern. Die französische

„Genugthuung“ wurde namentlich von Erfüllung folgender drei Bedingungen abhängig gemacht: Ausschließung des Herzogs von Lothringen vom Frieden, Lösung Burgunds aus dem Reichsverband und Verpflichtung des kaiserlichen Kabinetts, sich auf ewige Zeiten jeder Unterstützung Spaniens zu begeben.

Die staatsrechtliche Zugehörigkeit Lothringens zum Reich konnte nicht angezweifelt werden. Seit das Land Lothars durch den Vertrag von Mersen und durch die glücklichen Waffenthaten der Ottonen unter deutsche Herrschaft gekommen war, hatten sich die lothringischen Herzoge allzeit als Vasallen des Reiches bekannt, wenn auch freilich manche bei zunehmender Schwäche der deutschen Centralgewalt um die Gunst der Könige Frankreichs buhlten und ihre deutschen Fürstenpflichten in den Wind schlugen. Wie fest aber französischer Einfluß im Mosel-Herzogtum Wurzel gefaßt hatte, wie kräftig sich das französische Element neben dem deutschen entwickelt hatte, so war doch das staatsrechtliche Verhältnis unverändert geblieben. Seit 1512 gehörte Lothringen zum oberrheinischen Kreise, die Herzoge hatten im Reichsfürsten-Kollegium Sitz und Stimme und leisteten dem Kaiser Huldigung. Seit jedoch Karl VII. das anfänglich verlachte Wort ausgesprochen hatte, Frankreich müsse sich bis zu seiner natürlichen Grenze, dem Rhein, ausdehnen, gehörte die Einverleibung Lothringens zum Programm der bourbonischen Hauspolitik. Um Rechtsgründe waren die französischen Staatsmänner nicht verlegen. „Ich brauche nur zwei Thatsachen anzuführen“, erklärte der Staatssekretär Ludwigs XIV., Graf Brienne, „um zu erhärten, daß der König von Frankreich legitimer Herr Lothringens ist: die Ausbreitung der Gallier zur Zeit Cäsars, und die Aufrichtung des Königreichs Austrasien durch Kaiser Karl den Großen. Wenn man behauptet, daß die Könige von Frankreich darauf verzichtet hätten, so erwidere ich: Dieselben konnten gar nicht verzichten, da ihnen nur die Nutznießung, nicht der Besitz des Königreichs zustand“. Um sich der immer offener auftretenden Gelüste Frankreichs zu erwehren, schloß sich Herzog Karl IV. im dreißigjährigen Krieg an den Kaiser an, konnte

aber nicht verhindern, daß sein ganzes Land von den Franzosen besetzt wurde. Ehre und Interesse des Kaisers erheischten, daß er sich auf dem Friedenskongreß alle Mühe gab, den Besitz seines Bundesgenossen zu retten, allein ebenso beharrlich weigerte sich Frankreich, die willkommene Beute herauszugeben. Endlich wurde der Ausweg gewählt: die lothringische Frage sollte vorerst vertagt und erst später, vielleicht gelegentlich des Friedensschlusses zwischen Frankreich und Spanien, zum Austrag gebracht werden. Indem zugleich festgesetzt wurde, daß von Mitwirkung des Kaisers und der Reichsstände nicht Umgang genommen werden dürfe, war wenigstens die Zugehörigkeit Lothringens zum Reich anerkannt. Thatsächlich aber war das Land für Deutschland verloren, denn auch Herzog Karl fühlte sich trotz der Verbindung mit den Habsburgern durchaus nicht als deutscher Fürst. Seit er sich von Frankreich hart bedrängt, von Spanien und dem Reiche im Stiche gelassen sah, waren ihm alle Nationen gleichmäßig verhaßt, in Deutschen, Franzosen und Spaniern sah er seine Feinde. Die lothringische Soldateska war auch nach dem Friedensschluß eine Geißel für alle Nachbarn. Als die Reichsstände über diese Schmach Beschwerde führten und Auslieferung der von den Lothringern besetzten festen Plätze verlangten, antwortete der Herzog mit Klagen über den höchst betrüblichen deutschen Undank, hinderte aber nicht, daß seine Lothringer durch neue Raubzüge im oberrheinischen Kreis von ihrem Deutschtum, wie von der Vasallentreue ihres Herzogs seltsame Proben gaben.

Nicht besser stand es mit dem burgundischen Kreise. Zwar wurde im Münster'schen Vertrag betont, daß die unter spanischer Botmäßigkeit stehenden Herzogtümer Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern nach wie vor zum Reich gehören sollten, allein wie locker war dieses Band!

Schon auf dem Augsburger Reichstage von 1548 war ausgesprochen worden, daß die spanischen Provinzen nur zu den Reichssteuern herangezogen werden, aber weder der Kompetenz der Reichsgerichte unterworfen, noch an Reichsordnungen und Abschiede gebunden sein sollten. Und ohnehin hatten gerade

diese südlichen Teile des Reiches Karls des Kühnen in Sprache und Sitte mit den Deutschen fast nichts mehr gemein.

Bezüglich des obenerwähnten dritten Punktes wurde vereinbart, daß der Kaiser und der allerchristlichste König einer des anderen Feinde niemals unterstützen sollte, ohne daß Spanien oder ein anderer Staat ausdrücklich namhaft gemacht wurde.

Auf Grund dieses Übereinkommens wurden Friedensurkunden am 5. September zwischen Servien und dem Vertreter des Erzkanzlers, Dr. Mehl, am folgenden Tage zwischen den Gesandten Schwedens und des Kaisers, Salvius und Crane, ausgewechselt.

Nun war noch die Zustimmung der kaiserlichen Gesandtschaft in Münster zum Reichsfrieden mit Frankreich notwendig. Die meisten Diplomaten brachen deshalb nach Münster auf.

Dr. Volmar, von seiner Regierung vor Überstürzung gewarnt, suchte Ausflüchte. Nichts könne ihm willkommener sein, äußerte er, als alles in Frieden und Freundschaft aufgelöst zu sehen, allein er habe für den Fall einer Einigung zwischen den Reichsständen mit den fremden Kronen eine besondere Unterweisung erhalten, eine Unterweisung in Geheimschrift, deren Schlüssel er aber augenblicklich nicht zu finden vermöge.

Darauf erklärte der kurbayrische Gesandte kurz und bündig, daß sein Gebieter die Einigung der Friedensfreunde zu Osnabrück als einen echten und gerechten Frieden ansehe und seine Waffen von den kaiserlichen trennen werde, falls das Wiener Kabinett neue Schwierigkeiten mache. Wenn er Kaiser wäre, erwiderte Volmar gereizt, sollte ihm der Bayer für solche Sprache büßen. Und er würde, wie gesagt, erst nach Entzifferung der Depesche sich erklären. „Es handelt sich gar nicht um Ziffern", brauste der bayrische Gesandte auf, „sondern um spanische Mucken!" „Wenn der kaiserliche Hof aufrichtig dächte und wollte", riefen andere, „würde er keine Geheimschrift brauchen!"

Keinen Aufschub mehr! in diesem Verlangen waren alle, die den Frieden wünschten, einig. Denn jeder Tag konnte auf

dem böhmischen Kriegsschauplatz Ereignisse bringen, die den Friedensabschluß ins Unabsehbare verzögerten.

Trotzdem erlangte Volmar eine viertägige Frist. Zur bestimmten Stunde erschien er denn auch pünktlich mit dem heißersehnten kaiserlichen Schreiben im Rathaussaal, und was er vorlas, lautete unerwartet günstig: der Kaiser willige in alles, was die Stände mit Servien vereinbart hätten. Aber an das Schreiben knüpfte Volmar die persönliche Bemerkung, daß auch Graf Oxenstierna die Urkunden unterzeichnen müsse, also dessen Ankunft in Münster abzuwarten sei.

Das war natürlich eine List, um neuen Aufschub zu erzielen, doch die Ungeduld, die Aufregung, die Begeisterung der Stände überwanden alle Hindernisse. Dank der Eifersucht zwischen den beiden schwedischen Gesandten wurde das Ansinnen, die eigentliche Schlußhandlung unter Oxenstierna's Augen in Osnabrück zu vollziehen, verworfen, dank der Festigkeit der Friedenspartei wurden die letzten Bedenken Salvius' und Serviens, die ihrer Führerrolle ungern sich begaben, besiegt, und man erhob folgendes zum Beschluß: Die Urkunde über den „christlichen, allgemeinen, ewigen Frieden", der am 8. August zu Osnabrück einerseits zwischen dem Kaiserhaus und Schweden, andererseits zwischen katholischen und protestantischen Reichsständen vereinbart wurde, und der am 17. September zu Münster gefertigte deutsch-französische Friedensvertrag sind als ein Ganzes anzusehen und die beiden Urkunden in Münster feierlich auszuwechseln.

Da erhoben sich in zwölfter Stunde neue Verwicklungen. Es sei in letzter Sitzung „so schwehr, hinder- und verdrießlich hergegangen", schrieb der Altenburgische Gesandte an seinen Herrn, daß er lieber die Ordinaripost ohne Schreiben abgehen ließ, als daß er wieder Seine Gnaden mit den „bishero so oft gewohnten vergeblichen Vertröstungen belästigen wollte". „Sintemahle nicht allein Herr Graff Oxenstierna seine Parole zu retractiern, die Sachen von hier ab und nach Oßnabrück zu

ziehen und die Eventual-Repartition der Winterquartier pro conditione sine qua non aufzuwerfen öffentlich contestieret, sondern auch die Herren Kaiserlichen gesamte Stände vor sich erfordert und dazu declariret, dafern der Cron Frankreich das jus retentionis der Waldstädte eingeraumt würde, daß sie der Subscription den Lauff nicht geben, sondern alles eben bey einander ruhen lassen würden ... In was Consternation, Betrübniß und Zweifel wir nun gestanden und was Wehmuth in eines und des anderen Hertzen aufgewachet, ist in Wahrheit nicht zu beschreiben." Die Gesandten der Reichsstände redeten nun den Kaiserlichen zu, sie müßten doch, da nun einmal Frankreich der Kreditor sei, das jus retentionis an den Waldstädten (es handelte sich um die oben genannten, östlich von Basel gelegenen Rheinstädte Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg und Waldshut) einräumen, und ebenso setzten die Franzosen dem schwedischen Botschafter zu, seine Bedenken fahren zu lassen. Aber auch die beiden Bundesgenossen gerieten nochmals in Streit. Servien verlangte rund und nett, daß im Ceremoniell bei der Friedensunterzeichnung der Vorrang der Krone Frankreich vor Schweden deutlich erkennbar hervortreten müsse. Als die deutschen Gesandten beschwichtigen wollten, fuhr Servien auf, lieber wolle er sein Leben lassen, lieber werde Frankreich ohne Säumen in neuen Krieg eintreten, als daß diese berechtigte Forderung aufgegeben würde. „Die Cron Frankreich habe die Praecedenz vor allen andern Königen, dahero auch in den päbstlichen Bullen, wie er mit hundert und mehrern Exempeln beweisen könnte, biß auf das Concilium Tridentinum allemahl stehe: Imperator Romanus, Rex Galliae et reliqui Reges, werde also der König in Frankreich allein genennet, bey dem Concilio Tridentino aber habe es der Cardinal und Hertzog zu Lothringen darin versehen, daß er setzen lassen: Imperator Romanus et reliqui reges, ohne ausdrücklichere Mentionirung des Königs in Frankreich, weßwegen aber derselbe mit Ungnaden angesehen worden, und sey solche Änderung intuitu Philippi II. vorgenommen worden."

Endlich wurde auch dieser Streit geschlichtet und der feierliche Schlußakt auf den 24. Oktober anberaumt. Die deutschen Gesandten fanden sich vormittags im Bischofshof ein, mußten aber, wie der Altenburger Dr. Thumbshirn seinem Herrn berichtet, „mit traurigem Gemüth, nachdem theilß biß um 1 Uhr daselbst verharret, wiederum re infecta heimkehren".

Doch erwies sich die an die neue Verschleppung geknüpfte Besorgnis als unbegründet.

Nachmittags kamen die Sekretäre der kaiserlichen, französischen und schwedischen Gesandtschaften in den Bischofshof, um die Urkunden abzuholen. Da der kurmainzische Vertreter nicht anwesend war, wollte der bayrische die auf dem Tische liegenden Pergamente ergreifen, um dieselben den Gesandten zu überreichen, — da hielt ihn der sächsische Gesandte zurück und rief, in Abwesenheit von Kurmainz könne es nur dem Erzmarschall des heiligen römischen Reiches zustehen, dergleichen Actus exerzieren zu lassen. Glücklicherweise traf im nämlichen Augenblick der mainzische Gesandte ein und überreichte die Urkunden.

Servien fuhr sodann zum Grafen von Nassau, Salvius zum Grafen von Lamberg, und in den Gemächern der kaiserlichen Vertreter wurde je ein Exemplar unterzeichnet. Dann begaben sich die Kaiserlichen ins französische und schwedische Quartier, wo die zweiten Exemplare unterzeichnet wurden. Dann brachten die Sekretäre zwei Exemplare zum Bischofshof, wo die reichsständischen Vertreter unterschrieben.

Nun dröhnten drei Geschützsalven von den Basteien. Der Friede, der langersehnte Friede war geschlossen! Freilich mochte mancher deutsche Mann im überschäumenden Festjubel sich fragen, ob dieser Friede für sein Vaterland Auferstehung bedeute oder nur die Besiegelung der Ohnmacht, des Niederganges! Freilich konnte der Gewitzigte fürchten, es möchte die Beendigung des alten Krieges Keim und Vorbereitung eines neuen sein. Ach! und die Friedenssonne beschien ein verödetes, verarmtes Land!

Trotzdem war die Freude über das Ende des vierthalbjährigen Kongresses allgemein. Das deutsche Volk atmete auf, und überall fand frohen Widerhall, was Paul Gerhard in unentwegtem Vertrauen auf einen Richter über den Sternen sang:

„Wohlauf, und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland, singe Lieder
Im hohen, vollen Chor!
Erhebe dein Gemüte
Zu deinem Gott und sprich:
Herr, deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch ewiglich!"





Antoine Barnave.

Antoine Barnave wird von Jules Janin „der Abadonna der Revolution" genannt. Abadonna ist ein Engel aus dem „Abgrund". Plauderer, auch geistvolle Plauderer wie Janin, legen ihre Worte nicht auf die Wagschale. Jener Ausdruck ist mindestens nicht klar. Wenn Janin sagen wollte, Barnave sei der böse Engel der Revolution gewesen, sagte er zu viel, oder wenn er ihn damit nur als „auch einen", der nur seiner reumütigen Gesinnung wegen Beachtung verdiene, bezeichnen wollte, sagte er zu wenig. Wir drücken uns schlichter aus: Unter den Männern, welche auf die Entwicklung und den Gang der französischen Revolution von Einfluß waren, nimmt Antoine Barnave eine hervorragende Stellung ein.

An einen merkwürdigen Menschen zu erinnern, seine Vorzüge und Fehler abzuwägen, wird immer schicklich sein. Dennoch verhehle ich mir die Schwierigkeit dieser Aufgabe nicht. Lebendig stehen im Andenken der Nachwelt wenigstens bei uns Deutschen nur noch die Schrecken der französischen Revolution, und es dünkt uns jeder einzelne der Beteiligten verantwortlich für alle. Die Revolution! Wer erinnert sich nicht der furchtbaren Anklagen, welche einerseits der autoritätsgläubige de Maistre,

andererseits der unabhängige Burke wider sie erhoben haben! Wie spricht in unseren Tagen einer der besten Söhne Frankreichs, Taine, von ihr! Vom Kultus der Revolution in Frankreich sagt er, daß er sich erst zwischen 1825 und 1830, nach dem Verschwinden oder dem Tode der Augenzeugen, gebildet habe. „Einmal ihrer entledigt, konnte man dem guten Publikum beweisen, daß die Krokodile Philanthropen waren, daß mehrere derselben Genie besaßen, daß sie nur Schuldige fraßen und daß, wenn sie manchmal zu viel verschlangen, es von ungefähr gegen ihre Absicht oder aus Hingebung, aus Aufopferung ihrer selbst für die Gesamtheit geschehen ist." Das ist ungleich tiefer und doch verständlicher, schön gesagt und doch verständiger als alles, was Jules Janin über die Revolution und ihre Helden geplaudert hat. Aber sagt nicht auch Taine zu viel? Krokodile! Man wird in der Regel ungerecht, wenn man in Bildern spricht. Was können Krokodile denken, wollen, schaffen! Die Hand aufs Herz: Wer glaubt, daß wir ohne jene fürchterlichen, krampfhaften Umwälzungen heute eine so hehre Souveränetät und eine persönliche Freiheit haben würden, wie wir sie thatsächlich besitzen? War in Europa nach der Revolution der Schwache nicht mutiger, der Starke nicht gerechter, als vor ihr? Und wenn auch durch Toqueville's Forschung klar gelegt ist, daß Frankreich in jener Epoche im wesentlichen nur reproduktiv war, daß die meisten früher als Kinder der Revolution gepriesenen Ideen aus England und Amerika stammen, so war doch Frankreich für diese Keime der fruchtbare Boden und die Revolution das wohlthätige Gewitter!

Es ist auch nicht gerecht, zwischen den Grundsätzen von 1789 und 1792 die Grenzlinie allzu scharf zu ziehen, die Wortführer der konstituierenden Versammlung dem Kapitol, diejenigen des Konvents dem tarpejischen Felsen zu überweisen; im allgemeinen steht aber fest, daß unter jenen Vertretern des dritten Standes, welche im Ballhaus zu Versailles gelobten, nicht auseinander zu gehen, bevor sie ihrem Vaterland eine neue Verfassung gegeben hätten, weit mehr Männer sich befanden, deren

Charakter dem Dämon in der eigenen Brust, wie der allgemeinen Verdorbenheit widerstand.

Zu ihnen gehörte Antoine Barnave. Er wurde Opfer, ohne Verfolger gewesen zu sein. Freilich war sein kurzes Leben nicht frei von Irrtum, er selbst hat dies offen bekannt und bitter bereut, aber auch der leidenschaftliche Gegner kann ihn keiner Niedrigkeit bezichtigen. Ein junger Mann von gefälligem Äußern, eleganten Lebensformen, gediegenem Wissen, tadellosen Sitten wird in seinem Lernen und Trachten überrascht von einer Revolution. Im Vollgefühl seiner Jugendkraft stürzt er sich mitten in den Kampf, er hofft seinem Volke die Freiheit, sich selbst unsterblichen Ruhm zu gewinnen, aber binnen kurzem erkennt er, daß nicht die Kraft, sondern die Wut Losung und Feldgeschrei erteilt, daß nicht mehr der tiers état, sondern der Pöbel von Paris das Kommando führt. Und diesem Pöbel fällt er selbst zum Opfer.

Erst im Jahre 1843 wurden seine Schriften veröffentlicht, Schriftwerke, die zum größten Teil während der Kerkerhaft entstanden sind. Nun wissen wir, daß das Fallbeil am 30. November 1793 Frankreich um einen seiner scharfsinnigsten, dabei formgewandtesten Schriftsteller beraubte. Als bedeutenden Redner erkannten und bewunderten ihn schon die Zeitgenossen. Zwar nennt ihn Madame Roland „kalt", und Mirabeau meinte einmal, Barnave's Rednergabe fehle der „göttliche Funke", aber gerade Mirabeau hat in seinen letzten Lebenstagen den jungen Nebenbuhler, der ihn so heftig auf der Rednertribüne bekämpfte, als den Erben seiner Willensmeinung und seines Ruhmes bezeichnet. Von Aulard, der in jüngster Zeit von den Rednern der Konstituante und der Legislative eine glänzende Charakteristik entwarf, wird Barnave zu den ersten Meistern des Wortes in jener klassischen Ära der Beredsamkeit gerechnet.

Barnave sprach immer ganz frei, in den meisten Fällen auch ohne besondere Vorbereitung. In dieser Leichtigkeit des Ausdruckes hatte er nur einen Rivalen, den Royalisten Cazalès; alle übrigen Abgeordneten, auch Mirabeau, pflegten — wenigstens

im ersten Jahre der Konstituante — ihre Reden abzulesen. Nur an Gespräch in kleinem Kreis und mit halber Stimme gewöhnt, fürchteten sie mit schlichter Darlegung ihrer Gedanken aus dem Stegreif von einem Publikum von zwölfhundert Personen in einem Saal von riesigen Dimensionen nicht verstanden zu werden; deshalb wurden die Reden vorher ausgearbeitet und in der Versammlung mit mächtigem Stimmaufwand vorgelesen. Bei vielen Rednern mochte noch ein anderer Grund mitgewirkt haben. Es war ein öffentliches Geheimnis, daß der und jener nichts anderes zum Vortrag brachte, als was er einem ungenannten, geübten Mitarbeiter verdankte! Ist es doch sogar zweifelhaft, ob Mirabeau wirklich der Verfasser aller Reden war, welche er auf die Tribüne brachte! In royalistischen Blättern, in den Actes des Apôtres z. B. wurden ihm tagtäglich Plagiate nachgewiesen, und auch seine Parteigenossen standen nicht an, Duroveray und Dumont als Mirabeau's faiseurs zu bezeichnen, von denen er nicht selten fertige Reden empfange, um sie fast wörtlich, nur mit einigen besonders wirksamen Stellen ausgestattet, in der Versammlung vorzulesen. Daran nahm Niemand Anstoß, wußte man doch, daß „Graf Gracchus", wenn es ihm nötig erschien, auch durch improvisierte Rede unwiderstehlich auf sein Publikum zu wirken verstand. Immerhin mußte es günstigen Eindruck machen, daß Barnave alle Reden aus dem Stegreif hielt und dabei doch immer einen gewählten, immer den richtigsten Ausdruck fand.

Fast jeder Redner hat einen bestimmten Lieblingsgedanken, auf den er immer wieder zurückkommt, den er häufig in wenig veränderten Formen wiederholt. Diesen Satz auffinden, heißt in vielen Fällen die Beredsamkeit und den Charakter eines Mannes kennzeichnen. Barnave's Steckenpferd ist das Lob der Erfahrung, die Verspottung der Theorie. Dieses rednerische Mittel, dessen er sich fast allzuhäufig bediente, war in der Konstituante sehr beliebt. Gerade weil man fühlte, daß zu viel und zu bunt durcheinander beraten und beschlossen werde, wollte man um alles in der Welt nicht unbesonnen, aufgeregt, überspannt

erscheinen! Deshalb war es eine zarte Schmeichelei, vor dieser Versammlung die Fehler der Jugend zu verspotten. Mit Rücksicht darauf, daß Barnave immer nüchtern, immer streng sachlich bleiben wollte und sich trotzdem von Leidenschaften auf falsche Wege verleiten ließ, nennt ihn St. Beuve den Hauptvertreter der Ideen von 1789. „Wenn man aus den Mitgliedern jener großen Versammlung denjenigen Redner bezeichnen wollte, der sie vom ersten bis zum letzten Tag ihres Beisammenseins am getreuesten repräsentiert, in ihrer geistigen Einheit, ihrer Haltung, ihren Fähigkeiten, Vorzügen und Fehlern, in ihrer Selbstlosigkeit und in dem von ihrer gesunden Mehrheit geschaffenen Werk, so wäre nicht Mirabeau der rechte Mann, der ist zu groß, zu verderbt, trat auch zu früh vom Schauplatz ab, nicht Lafayette, der zu wenig Beredsamkeit besaß, nicht irgend ein anderer; die Qualitäten der konstituierenden Versammlung sind am besten verkörpert in dem jungen Deputirten des Dauphiné, in Barnave." Mochte er auch nicht die unwiderstehliche Überredungskraft Mirabeau's, nicht das vulkanische Temperament Dantons, nicht die düstere Besonnenheit Robespierre's besitzen, in ihm waren Talent und Ehrlichkeit, Geist und Ueberzeugungstreue vereinigt — dadurch tritt er, während er zu den volkstümlichsten, berühmtesten Männern der Revolution nicht zu zählen ist, an die Spitze jener zahlreichen redlichen Männer in der Konstituante, welche nicht in der Rache der unterdrückten Persönlichkeit, sondern im Wohl des Vaterlandes das Ziel ihrer Wünsche und Kämpfe sahen.

Die *sittliche* Bedeutung Barnave's bestimmt seinen geschichtlichen Wert.

Auch seine Erscheinung muß dem edlen Kern entsprochen haben. Wir besitzen den Stich nach einem Porträt Barnave's; auch auf Couders großem Gemälde, das die Eröffnung des Ständetages in der Salle des menus darstellt, fällt Barnave, der neben Robespierre auf der Bank der Gemeinen dem König gegenüber sitzt, sofort in die Augen. Ein junger Mann von schlanker Gestalt, mit regelmäßigen, feinen Gesichtszügen, aber

entschlossen blickenden Augen — Miene wie Haltung offenbaren Ernst und Selbstbewußtsein.

Um ihn uns vor Augen zu rufen, um von seinem Leben und Wirken ein anschauliches Bild zu geben, müssen wir uns auch die Schauplätze vergegenwärtigen, auf denen Anfang und Ende dieses tragischen Schicksals sich abspielten.

Zunächst das Versailles von ehedem, die Stadt des Königs, das Schloß mit seinem Glanz, der nicht nur eitel Schein war, mit seinem Gewimmel farbiger Trachten — hat ja doch Taine berechnet, daß des Königs civiler Hofstaat fast viertausend, sein militärischer zehntausend Personen umfaßte —, und im Schloß die Salle des menus. Da ist der König mit den Würdenträgern seines Hofes, da sind die nicht minder prächtigen Edelleute mit goldgestickten Kleidern und federumwallten Hüten, die Prälaten in seidenen Soutanen, während weit entfernt von diesen Bevorzugten die Vertreter des Volks in schlichten, schwarzen Gewändern sich eng zusammendrängen —, dann den Theatersaal, wo diese Bürgerlichen als Sieger das Todesurteil über alle Vorrechte der Geburt und des Standes sprechen, unter zügellosem Jubel der gefüllten Tribünen —, die Straße zwischen Versailles und Paris, wo die endlosen Reihen vergoldeter Karossen und Sänften verschwunden sind, und dafür in langem Zug kreischende, trunkene, wahnsinnige Weiber sich dahinwälzen, die ihren König wie einen Gefangenen in die Stadt bringen —, jene Place de la concorde, wo Tausende und aber Tausende johlend die Karren umdrängen, die der Guillotine neue Opfer zuführen, ehrwürdige Greise, in Thränen aufgelöste Mädchen, ernstblickende Männer — —

Sicherlich kommt es dem Historiker zu statten, wenn er wie Regisseur und Maschinist zum Schauspiel, die Scene aufbauen kann, auf welcher der Held seiner Erzählung sich bewegte. Das ist in einem kurzen Lebensbild nicht möglich. Aber in der Phantasie der Leser stehen ja bereits jene Örtlichkeiten in hellem Licht und lebendigen Farben da, so daß ich selbst mich auf die

Person und bei den Ereignissen auf die wichtigsten und entscheidenden beschränken kann.

Antoine Barnave ist geboren zu Grenoble am 21. September 1761. Sein Vater, aus Verchenỹ im Kanton Saillant, Departement de la Drome, stammend, war Konsistorialadvokat, mit welcher Stellung der persönliche Adel verbunden war; ein Mann von geradem Sinn und strengen Sitten, der hohe Achtung in Grenoble genoß. Gleich dem Vater gehörte der Sohn dem reformierten Bekenntnis an, ein Umstand, der zur Erklärung der Vorliebe für England und englische Einrichtungen sicherlich nicht ohne Bedeutung ist. In einer unlängst erschienenen Biographie Barnave's aus der Feder von Favier Roux, die im übrigen nicht viel Neues enthält, ist nachgewiesen, daß Antoine Barnave nach dem famosen Ukas Ludwigs XIV. vom 13. Dezember 1698 katholisch getauft werden mußte; er wurde aber als Protestant erzogen und deshalb nicht in einer Schule, sondern im väterlichen Hause unterrichtet. Er lernte Latein und etwas Mathematik, später Englisch und Italienisch. Auch der Malerei widmete er sich als Knabe und Jüngling mit großem Eifer. Später wandte er sich dem ernsteren Studium des Rechts, der Philosophie und Geschichte zu. Die Unterhaltungen mit dem Vater, der im Schoß seiner Familie gern und beredt von den wichtigsten Zeitereignissen und Persönlichkeiten sprach, machte tiefen Eindruck auf ihn.

Nicht nur das Vaterhaus, die Heimat, oder sagen wir der genius loci war für die geistige und gemütliche Entwickelung Barnave's von Bedeutung. Die Bevölkerung von Grenoble und dem Delphinat hütete ängstlich ihre aus dem Mittelalter in die neue Zeit herübergeretteten Rechte und legte bei vielen Gelegenheiten Beweise ihrer Freiheitsliebe an den Tag.

Eines Tages besuchte Madame Barnave mit ihrem Sohn Antoine das Theater. Alle Logen waren besetzt, nur eine war noch leer, allein der Herzog de Tonnerre, der unbeliebte Statthalter der Provinz, hatte Befehl gegeben, sie für ihn frei zu halten. Als Madame Barnave trotzdem dort Platz nahm,

wurde sie zuerst vom Theaterdirektor und vom Offizier der Wache ersucht, und da dies nichts fruchtete, von Füsilieren gezwungen, die Loge zu räumen. Der Protest ihres Gatten, der, von einem Freunde gerufen, ins Theater geeilt war, blieb erfolglos, die Familie mußte das Theater verlassen. Zugleich aber räumten alle Anwesenden mit Ausnahme weniger Adeligen den Saal und gaben Herrn Barnave das Geleit nach Hause. Die gesamte Bevölkerung von Grenoble fühlte sich in ihrem Mitbürger beleidigt und vermied fortan das Theater; erst als Frau Barnave, von den Mitgliedern der Bühne bestürmt, wieder eine Vorstellung besuchte, stellte sich das bürgerliche Publikum wieder ein.[1]

Der an sich unbedeutende Vorgang kennzeichnet immerhin — der Fall ereignete sich im Jahre 1770 — die Stimmung, welche schon zwei Jahrzehnte vor der Revolution in französischen Volkskreisen um sich gegriffen hatte.

Auf den neunjährigen Antoine machten jene Scenen unverlöschlichen Eindruck. „In der Erinnerung an jenes Erlebnis," sagt er, „gelobte ich mir später, die Kaste, der ich angehöre, aus der Erniedrigung, zu welcher sie verurteilt schien, zu erheben."

Weit entfernt, den Vorwurf der Kälte zu verdienen, den Madame Roland gegen den späteren Parlamentsredner richtete, war Antoine vielmehr eine empfindsame, weiche Natur. Nur wenn er sich verletzt fühlte, schlug diese Grundstimmung in feurige Entschlossenheit und Beherztheit um. In seinen Tagebuchblättern finden wir auf jeder Seite Zeugnisse für seine Beobachtungsgabe, wie für sein starkes Empfinden. Man lese die Schilderung vom Tod seines Bruders und der Krankheit seiner Mutter, und wie er dabei im tiefsten Leid immer dem Winde lauschen muß, der jetzt nur leise im welken Laub des Gartens raschelt, jetzt wachsend die letzten Blätter davonträgt. —

An seinen Geschwistern hing Antoine mit zärtlicher Liebe. Mit siebzehn Jahren schlug er sich mit einem Manne, der den

jüngeren Bruder beleidigt hatte; Antoine erhielt einen Degenstich gefährlich nahe dem Herzen in die Brust.

Seinem Vater erstattete er Jahr für Jahr Bericht über die Fortschritte, die er gemacht, die Fehler, die er begangen zu haben glaubte. Außerdem brachte er in einem Dictionnaire des pensées alle seine Pläne, Hoffnungen und Selbstanklagen zu Papier, fuhr er unermüdlich fort, über sein Innerstes sich Rechenschaft zu geben. Solcher Sinn für die Erfahrung und ihr Gesetz, solches Pflichtgefühl waren bei Jünglingen, zumal in Frankreich, eine seltene Erscheinung.

Sein protestantisches Bekenntnis verwehrte ihm den Eintritt in die Beamtenlaufbahn, er wurde also Rechtsanwalt. Er zählte erst zweiundzwanzig Jahre, als ihn die Anwaltskammer von Grenoble einlud, vor versammeltem Parlament den üblichen discours de cloture zu halten. Er sprach „über die Teilung der Macht im Staat" im Sinne der Grundsätze Montesquieu's, die im Axiom gipfeln: Das höchste Gesetz ist des Volkes Wohlfahrt!

Im Sommer 1787 kam es im Dauphiné zu einer Volkserhebung, die als Beispiel und Vorbild von großer Wichtigkeit für die allgemeine Umwälzung der staatlichen Verhältnisse Frankreichs wurde. Gallia Delphino surgente emergit ab undis! sagt die Inschrift auf einem zu Ehren des Aufstands veröffentlichten Bilde.

Die von Brienne im Mai 1787 erlassenen Verordnungen, die eine Menge Neuerungen rückschrittlichen Geistes im öffentlichen Leben Frankreichs schufen, riefen große Erbitterung hervor, ihre gewaltthätige Durchführung weckte stürmische Proteste. In Grenoble wurde der allgemeine Unwille geschürt durch eine anonyme Flugschrift: Esprit des édits enregistrés militairement, die zwar der unwandelbaren Liebe und Verehrung des Volkes für den Monarchen Ausdruck gab, aber um so heftiger seine Diener und seine Reformen angriff und ernsten Widerstand in Aussicht stellte. Die Flugschrift war vom jungen Barnave verfaßt. Auch das Parlament von Grenoble erhob bescheidenen,

dennoch eindringlichen Widerspruch gegen die mit den Sonderrechten des Dauphiné unvereinbaren Neuerungen. Als sich die Mitglieder wieder versammeln wollten, fanden sie das Haus auf Befehl des Königs geschlossen und wurden von königlichen Beamten ermahnt, in ihre Heimat zurückzukehren. Allein das Volk wehrte ihnen die Abreise. Als die Soldaten der Garnison (6. Juni 1788) einschritten — als Sergeant diente bei ihr ein junger Mann, Bernadotte, später Marschall von Frankreich und noch später König von Schweden! — wurden sie von den Dächern herab mit Ziegeln beworfen — daher der Tag la journée des tuiles genannt wird — es kam zum Handgemenge, es floß das erste Blut, die Revolution hatte begonnen!

Eine Volksversammlung in Grenoble beschloß die Einberufung der Ständeversammlung zur Zurückeroberung der alten Rechte. In diesen conseil générale de Grenoble wurde auch der junge Barnave als Vertreter des Fleckens Saillans gewählt, ebenso sein Vater. Das eigentliche Haupt der Versammlung war der königliche Richter J. J. Mounier. Er erstattete dem König über die stürmischen Ereignisse jenen Bericht, der mit den berühmten Worten schloß: „Sire, Ihre Unterthanen haben auch Rechte, welche die Grundlage und das Band ihrer Pflichten sind!“

Bald sollten Mounier und sein junger Freund und Gesinnungsgenosse von wichtigerem Platze aus ihre Grundsätze verteidigen.

Der Druck der Besteuerung — erst durch Taine kennen wir genauer das entsetzliche System, wodurch der Bürger- und Bauernstand von den herrschenden Koterien ausgesogen wurde —, Furcht vor neuen absolutistischen Gewaltakten, wilde, zügellose Hoffnungen, unbegründete Gerüchte, das dunkle Gefühl von kommenden, ungewöhnlichen Ereignissen — alles dies trug dazu bei, den Volksgeist in unerhörte Aufregung zu versetzen.

Es gab für die Krone nur noch die Wahl zwischen Bürgerkrieg und Nachgiebigkeit. Die Regierung hatte nicht den Mut, die Losung zum Blutvergießen zu geben, und andererseits nicht

die Größe, um alles auf einmal zu gewähren. Halbe Wohlthaten wirken wie halbe Maßregeln.

Das Wort Verfassung war in aller Munde, es galt als das Wundermittel, das alle Krankheiten des Staates heilen würde, von dem man sich wie von allen Wundermitteln um so mehr versprach, je weniger man von seiner Beschaffenheit und seinem wahren Werte wußte.

Um der wachsenden Empörung zu steuern, griff endlich auch die Regierung auf Neckers Anregung zu diesem Heilmittel. Schon die Zusammensetzung, das Zahlenverhältnis der neuen Volksvertretung sicherte dem dritten Stand den Sieg. Als Marquis Bouillé aufmerksam machte, welche Gefahren die Neuerung mit sich bringe, erwiderte Necker, man müsse auf die Tugenden des menschlichen Herzens vertrauen. Er vergaß, daß der Volkswille immer von einzelnen gelenkt wird, bei einer Volksherrschaft aber nur von denjenigen, von welchen sich das Volk die Befriedigung seiner Wünsche verspricht. Und wo ist die Grenze dieser Wünsche!

Außer den gefährlichen „Volksfreunden“ gab es aber in der Versammlung, welche der König im Frühling 1789 nach Versailles berief, unbestreitbar sehr viele Männer von gesunder Urteilskraft, unantastbarer Rechtschaffenheit und aufrichtigem Patriotismus. Mehr oder minder freilich waren alle geneigter zu Umsturz als zu Erhaltung und bereit, bis zum Siege der Volksherrschaft die Ordnung preiszugeben.

Barnave, der, wie Mounier, durch das Vertrauen der Landsleute zum Abgeordneten berufen wurde, charakterisiert selbst das Ziel seines Strebens folgendermaßen: „Seit der Einberufung der Notabeln beschäftige ich mich nur noch mit politischen Dingen. Nur der eine Gedanke erfüllte meine Seele: mein Vaterland befreit und den Stand, dem ich angehöre, emporgehoben zu sehen aus einer Erniedrigung, zu welcher ihn eine wahnsinnige Regierung mit beispielloser Härte verurteilt hatte!“

Schon in den ersten Sitzungen lenkte Barnave durch die logische Schärfe seines Geistes, wodurch sich seine auch des

künstlerischen Maßes nie entbehrenden Reden auszeichneten, unter den Hunderten von trefflichen Rednern die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Seine Stärke beruhte in der klaren Darlegung des Wesentlichen in strittigen Fragen. Gewöhnlich erhob er sich vor Schluß einer Debatte, um noch einmal alle Gründe für und wider einen Beschluß auseinanderzusetzen und die Versammlung, wenn sie ruhigen Blutes hören und entscheiden wollte, für seine Anschauung zu gewinnen. Das war nun freilich in der Konstituante in Versailles nicht immer möglich. Frau von Staël macht die ohne Zweifel richtige Bemerkung, Barnave sei durch sein angeborenes Talent eigentlich mehr zu einem englischen, als zu einem französischen Parlamentsredner geeignet gewesen.

Was nun die Tendenz seiner Reden und Abstimmungen betrifft, so könnte man im Hinblick auf heutige Parlamentsverhältnisse sagen: er gehörte zur äußersten Linken der großen Mittelpartei. Er war Mitglied des Jakobinerklubs, ja, er gehörte sogar mit Sieyes und Malouet zu den Gründern der Gesellschaft der Freunde der Konstitution, aus welcher jener Klub hervorwuchs; in den stürmischen Sitzungen im Jakobinerkloster war er aber fast immer, wie Camille Desmoulins einmal klagt, der Anwalt loyaler Mäßigung. In der Nationalversammlung widerstrebte er ebenso energisch jenen Rednern, welche, wie Hauptmann Cazalés und Abbé Maury, jedes Zugeständnis an die Volksherrschaft bekämpften, wie den Habitués des Palais Royal, welche prinzipiell darauf hinarbeiteten, den Thron Ludwigs XVI. zu untergraben. Aber auch an jene Moderés, die im Sinne Neckers friedliche Anbahnung einer volksfreundlichen Verfassung anstrebten, wie Lally Tollendal und Malouet, wollte Barnave sich nicht unbedingt anschließen. „Ich gehörte“, sagte er, „zu jenen, welche unter allen Umständen den Thron und den gegenwärtigen Inhaber des Thrones erhalten und alle anderen Parteien erneuert wissen wollten, indem dieselben insgesamt jenem Hauptgrundgesetz dienstbar gemacht werden sollten“. Seine nächsten Freunde waren Duport

und Alexander Lameth, der erste ein junger Parlamentsrat, der zweite Offizier. Es ist bezeichnend für die gewaltige Umkehr aller Verhältnisse, daß ein Advokat, ein Parlamentsrat und ein Offizier im Streben nach Volkswohlfahrt und Volksgunst sich zusammenfanden. Man pflegte von dem jugendlichen Triumvirat — Brissot nannte es spöttisch „Triumgueusat“ — zu sagen: Duport denkt, was zu thun ist, Barnave sagt es, Lameth führt es aus. Bald schwang sich aber der beste Redner zu einem der einflußreichsten Männer der Volkspartei auf, der ebenso häufig mit dem furcht- und tadellosen Vorkämpfer des Königtums, Cazalès, wie mit dem genialsten Liebling des Volkes, Mirabeau, in feurigem Wortstreit sich maß. Die Gegner Mirabeau's wollten ihn sogar diesem als ebenbürtigen Nebenbuhler gegenüberstellen, erreichten aber damit nur, daß Barnave, da er im Vergleich mit dem unvergleichlichen Mann der Nation doch nur der hochbegabte Mann des Barreau war, insbesondere vor der Veröffentlichung seiner Schriften von vielen ungerecht unterschätzt wurde.

Cazalès und Barnave traten sich auch einmal mit den Waffen in der Hand gegenüber. „Es würde mir leid thun, wenn ich Sie tötete“, sagte der ritterliche Offizier, ehe sie zum drittenmal Kugeln wechselten, „denn ich würde damit das Vergnügen verlieren, Ihre Reden hören zu können“. — „Noch mehr wäre zu bedauern“, erwiderte der Advokat, „wenn das widrige Schicksal Sie träfe, denn in diesem Fall würde Ihre Partei über gar keinen Redner mehr verfügen, den man anhören möchte!“ Der Waffengang endete mit leichter Verletzung Cazalès'.

Immer mächtiger erhob sich die Partei der Enragés, immer leidenschaftlicher wurde der Kampf für eine völlig neue Ordnung der Dinge, und der Jubel und der Ruhm, welche die Verteidigung der allgemeinen Menschenrechte lohnten, wirkten so berauschend, daß auch Barnave Klarheit und Besonnenheit verlor.

Man vergegenwärtige sich das Chaos von Versailles und Paris! Ein gutherziger, aber kraftloser Monarch, — eine in

glücklichen Tagen kleine, erst im Unglück große Königin, — Prinzen von königlichem Geblüt, die zum Pöbel herabstiegen, — Träger stolzer Namen, die um kleinlicher Intriguen willen ihre erhabene Aufgabe vernachlässigten, — Günstlinge des Volkes mit fürstlichen Passionen, — verkommene Reiche, — ehrgeizige Streber, — verkannte Talente, — verlorene Existenzen, — geistreiche, aber leichtfertige Frauen, — weibische Männer, — unverbesserliche Ideologen, — ränkespinnende Realisten, und alle, alle buhlend um die Gunst der Menge, die, gestern noch im Staub, heute auf dem Thron, sofort die Launenhaftigkeit, Eitelkeit und Grausamkeit eines asiatischen Despoten hatte.

Da kann nicht wunder nehmen, wenn auch Barnave dem Volkswillen gefälliger diente, als es seiner im Grunde loyalen Überzeugung angemessen war. Er selbst gesteht aufrichtig, daß ihm eine Zeit lang der Beifall der Menge als höchstes Ziel erschien. Deshalb trat er — ein Zweikampf, der das größte Aufsehen erregte — Mirabeau entgegen, als dieser, erschreckt durch den wachsenden Einfluß des Pöbels und bestochen durch Freunde des Königs, das Entscheidungsrecht der Krone über Krieg und Frieden und andere wichtige Fragen verteidigte. Dagegen wies Barnave darauf hin, daß, so lange der Krone solche Machtvollkommenheit eingeräumt bleibe, nicht der König, wohl aber der Adel in Frankreich regieren, daß man nicht eine Monarchie, sondern eine höfische Aristokratie haben werde. Begeisterter Zuruf folgte dieser volkstümlichen Rede, schon murmelte man im Saal und auf den Tribünen vom „Verrat" Mirabeau's, da riß dieser durch eine zweite Rede mit elementarer Gewalt die Versammlung so mit sich fort, daß seine Vorschläge Annahme fanden.

Noch beklagenswerter irrte Barnave vom rechten Wege ab, als die verhaßten königlichen Beamten Foulon und Berthier vom rasenden Pöbel auf unmenschliche Weise ermordet worden waren. Lally Tollendal brandmarkte in der Nationalversammlung die barbarische Volksjustiz und machte dafür die von den Jakobinern geplante Revolution verantwortlich. „War denn

das hier geflossene Blut so rein?“ rief ihm Barnave entgegen. Wegen solcher Unglücksfälle könne nimmermehr auf die Revolution verzichtet werden.

Barnave bereute jene Worte, kaum er sie gesprochen hatte; sie waren ihm bis zum Tode eine schmerzliche Erinnerung. „Wenn ich den Zustand analysiere“, schrieb er später im Gefängnis, „in dem ich mich befand, als ich jene Worte aussprach, so kann ich nur sagen: ich war dadurch aufs äußerste gereizt, daß Lally Tollendal die Menschlichkeit und das Erbarmen als oratorische Mittel benutzen wollte. Da gerieten alle meine Nerven in Aufregung, und wenn sonst Freimut und Mäßigung die Grundelemente meines Verhaltens bildeten: damals habe ich aufgehört, ich selbst zu sein!“

Dagegen muß Barnave gegen die Überlieferung, er habe der am 6. Oktober 1789 nach der blutigen Orgie von Versailles heimkehrenden Pöbelrotte zugerufen: „Mut, brave Pariser! Es lebe die Freiheit! Fürchtet nichts! Wir sind für euch!“ aufs entschiedenste in Schutz genommen werden. Auf welches Zeugnis läßt sich die Anekdote zurückführen? Einzig auf die Memoiren des Grafen Ferrières-Sauveboeuf. Wer glaubt diesem Manne, der zuerst seine Standesgenossen und dann seine Kollegen vom Berg verriet, wie Judas um Geld verriet?

Schon nach jenen greuelvollen Oktobertagen erklärte Barnave's Landsmann und Freund, Mounier, eine der reinsten Persönlichkeiten jener Zeit, der nicht nur von Ausschreitung, sondern auch von Irrtum sich fernhielt, er wolle es aufgeben, an einem Glücksspiel teilzunehmen, bei dem nur jene Frechen gewinnen, die ohne Einsatz sich ins Spiel mischen. Mounier ging in die Heimat zurück, Barnave blieb. Er gehörte in jenen Tagen, da jedes Glied und Gelenk der alten Verfassung in den Zauberkessel Meedens geworfen wurde, um in verjüngter Form daraus hervorzugehen, zu den thätigsten Mitgliedern der Versammlung.

Eine neue Verfassung auf Grundlage der allgemeinen Menschenrechte, an der Spitze des Staates Ludwig XVI., der

nur noch durch Gnade zu beglücken, nicht mehr zu schaden die Macht haben sollte — für dieses Ideal focht Barnave bei der langwierigen Beratung der neuen Justiz- und Verwaltungsgesetze.

Der 25. Oktober 1790 brachte als Lohn eine Auszeichnung: der noch nicht dreißigjährige Barnave wurde zum Präsidenten der Nationalversammlung erhoben.

Allein die Besonnenheit hatte nur noch den Vorsitz, nicht mehr die Leitung der Versammlung. Die Abstimmungen standen unter dem Bann der öffentlichen Meinung, und in ganz Frankreich war bereits der Aufruhr an der Tagesordnung.

Die Redlichkeit der Gesinnung Barnave's tritt am erfreulichsten darin zu Tage, daß er gerade in dem Augenblick, da durch den Tod des großen Nebenbuhlers der erste Platz frei geworden war, seinen Ehrgeiz opferte und die Gunst des Volkes preisgab.

Da diese „Umkehr nach Damaskus“ so ziemlich in dieselbe Zeit fällt, wie die Flucht der königlichen Familie nach Varennes, bei welcher Episode Barnave eine bedeutsame Rolle beschieden war, so hat man in diesem Ereignis und jener Umwandlung Ursache und Wirkung erblicken wollen. Nicht bloß Jules Janin läßt Barnave im gleichnamigen geschichtlichen Roman von heißer Liebe zu Marie Antoinette entbrannt sein, auch Lamartine giebt in seiner Histoire des Girondins der Vermutung Raum, daß während der Fahrt von Epernay nach Paris die schönen, in Thränen schwimmenden Augen der Königin den jungen Plebejer zum Königtum bekehrt hätten.

Allein aus den Memoiren Pethions, der mit Barnave und Latour-Maubourg die Flüchtigen zurückbrachte, läßt sich entnehmen, mit welchem Mißtrauen Barnave schon damals von den Enragés des Bergs betrachtet wurde. Desgleichen läßt eine zeitgenössische, von Lüge und Gemeinheit strotzende Biographie Pethions wenigstens so viel erkennen, daß „ce petit Barnave“ in jenen Tagen bereits von den Jakobinern als ein Abtrünniger angesehen war. Sybel weist darauf hin, daß

Barnave, durch die immer stärker auftretende Pöbelhaftigkeit der Bewegung angewidert, schon einige Monate vorher sich dem liberalen Minister Montmorin genähert habe, hält also ebenfalls die Version, daß der grollende Jakobiner plötzlich im königlichen Reisewagen bekehrt worden sei, nur für einen „kleinen biographischen Effekt".

Auch schon in der Sitzung vom 21. Juni 1791, als eben die Abreise des Königs bekannt geworden war und die Linke den General Lafayette der Mithilfe bei dem verräterischen Werk bezichtigte, verteidigte Barnave seinen Gegner mit Wärme und forderte energisches Einschreiten der Volksvertretung gegen das eigenmächtige Gebaren der Pikenmänner, die ganz Paris in Aufregung und Furcht versetzten. „Herr von Lafayette hat sich im ganzen Verlauf der Bewegung als guter Bürger bewährt; es ist von Wichtigkeit, daß er seinen Ruf und seinen Einfluß auf die Nation nicht verliere. Paris muß stark, aber es muß auch ruhig sein, und ihr dürft die Leitung nicht aus den Händen lassen!" Lafayette behauptet sogar in seinen Denkwürdigkeiten, Barnave habe schon vor der Flucht geheimes Einverständnis mit dem Hofe unterhalten, doch ist diese durch kein anderes Zeugnis bekräftigte Angabe nicht wahrscheinlich.

Durch Pethions und Alexandre Davy Dumas' Memoiren, sowie die von Pimpenet mitgeteilten offiziellen Aktenstücke sind wir über alle Einzelheiten der Leidensgeschichte der königlichen Familie vom 20. bis zum 25. Juni 1791 genau unterrichtet. Die Abreise war zu spät ins Werk gesetzt worden. Noch wenige Monate früher wäre der König außerhalb Paris mit Ehrfurcht und Jubel aufgenommen worden; jetzt stand auch schon die Bevölkerung der Landstädte unter dem Bann des Jakobiner-Regiments, auch in Varennes wurde wie in Paris die Flucht des Königs als Landesverrat betrachtet. Die Sturmglocken erschollen, die Bürgerschaft trat unter die Waffen, der Reisewagen wurde angehalten, der König war ein Gefangener.

Mit der schwierigen Aufgabe, den Monarchen mit der seiner Stellung angemessenen Ehrerbietung, aber auch mit der

bei einer so kostbaren Geisel der Nation gebotenen Wachsamkeit nach Paris zurückzugeleiten, wurde von der Nationalversammlung Barnave betraut. Doch auch bei diesem Anlaß wurde ihm vor Augen gebracht, in welche Genossenschaft er sich durch die Vertretung der sogenannten „einfachen Grundsätze“ verstrickt hatte. Auf Andringen der Radikalen wurde ihm und dem gesinnungsverwandten Maubourg gewissermaßen zur Beaufsichtigung Pethion beigegeben, Pethion, der widerliche Kaliban der Revolution, dessen Possen in so großer Zeit zum Lachen hätten reizen müssen, wenn nicht dadurch über Tausende von Familien unsägliches Elend verhängt worden wäre.

Bei Epernay stießen die Vertrauensmänner des souveränen Volkes auf den von betrunkenen Gardisten eskortierten, von wild aufgeregtem Pöbel umschwirrten Wagen des Königs. Barnave verlas das Dekret der konstituierenden Versammlung. Der gänzlich gebrochene König stammelte, er habe nicht beabsichtigt, ins Ausland zu entfliehen. „Wenn er diese Erklärung wiederholt, können wir ihn noch retten!“ sagte Barnave leise zu Oberst Dumas, dem Führer der militärischen Eskorte.

Dann stiegen die Kommissäre in die Berline, Barnave nahm zwischen König und Königin Platz. Der Zug bewegte sich in der Richtung nach Paris, viele tausend johlende Blousenmänner und Weiber gaben ihm das Geleite. Da war keine Schmähung so roh, daß sie nicht der verhaßten „Autrichienne“ ins Antlitz geschleudert worden, keine Drohung so rasend, daß sie dem in stumpfer Ergebenheit vor sich hinbrütenden König erspart geblieben wäre! Wer Mitleid bekundete, wurde mißhandelt. Ein alter Edelmann, der sich mit ehrerbietiger Verbeugung nahte, wurde vom wütenden Pöbel trotz aller Abwehr der Soldaten vor den Augen der Gefangenen ermordet. Diese selbst waren nicht einen Augenblick sicher, das gleiche Schicksal zu erleiden, und nicht geringere Gefahr drohte den Kommissären, die ihre Schutzbefohlenen mehr denn einmal mit ihren Leibern decken mußten. Als der Pöbel einen greisen Priester, der sich des Mitleids verdächtig gemacht hatte, vor die Füße der Pferde

die Größe, um alles auf einmal zu gewähren. Halbe Wohlthaten wirken wie halbe Maßregeln.

Das Wort Verfassung war in aller Munde, es galt als das Wundermittel, das alle Krankheiten des Staates heilen würde, von dem man sich wie von allen Wundermitteln um so mehr versprach, je weniger man von seiner Beschaffenheit und seinem wahren Werte wußte.

Um der wachsenden Empörung zu steuern, griff endlich auch die Regierung auf Neckers Anregung zu diesem Heilmittel. Schon die Zusammensetzung, das Zahlenverhältnis der neuen Volksvertretung sicherte dem dritten Stand den Sieg. Als Marquis Bouillé aufmerksam machte, welche Gefahren die Neuerung mit sich bringe, erwiderte Necker, man müsse auf die Tugenden des menschlichen Herzens vertrauen. Er vergaß, daß der Volkswille immer von einzelnen gelenkt wird, bei einer Volksherrschaft aber nur von denjenigen, von welchen sich das Volk die Befriedigung seiner Wünsche verspricht. Und wo ist die Grenze dieser Wünsche!

Außer den gefährlichen „Volksfreunden“ gab es aber in der Versammlung, welche der König im Frühling 1789 nach Versailles berief, unbestreitbar sehr viele Männer von gesunder Urteilskraft, unantastbarer Rechtschaffenheit und aufrichtigem Patriotismus. Mehr oder minder freilich waren alle geneigter zu Umsturz als zu Erhaltung und bereit, bis zum Siege der Volksherrschaft die Ordnung preiszugeben.

Barnave, der, wie Mounier, durch das Vertrauen der Landsleute zum Abgeordneten berufen wurde, charakterisiert selbst das Ziel seines Strebens folgendermaßen: „Seit der Einberufung der Notabeln beschäftige ich mich nur noch mit politischen Dingen. Nur der eine Gedanke erfüllte meine Seele: mein Vaterland befreit und den Stand, dem ich angehöre, emporgehoben zu sehen aus einer Erniedrigung, zu welcher ihn eine wahnsinnige Regierung mit beispielloser Härte verurteilt hatte!“

Schon in den ersten Sitzungen lenkte Barnave durch die logische Schärfe seines Geistes, wodurch sich seine auch des

künstlerischen Maßes nie entbehrenden Reden auszeichneten, unter den Hunderten von trefflichen Rednern die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Seine Stärke beruhte in der klaren Darlegung des Wesentlichen in strittigen Fragen. Gewöhnlich erhob er sich vor Schluß einer Debatte, um noch einmal alle Gründe für und wider einen Beschluß auseinanderzusetzen und die Versammlung, wenn sie ruhigen Blutes hören und entscheiden wollte, für seine Anschauung zu gewinnen. Das war nun freilich in der Konstituante in Versailles nicht immer möglich. Frau von Staël macht die ohne Zweifel richtige Bemerkung, Barnave sei durch sein angeborenes Talent eigentlich mehr zu einem englischen, als zu einem französischen Parlamentsredner geeignet gewesen.

Was nun die Tendenz seiner Reden und Abstimmungen betrifft, so könnte man im Hinblick auf heutige Parlamentsverhältnisse sagen: er gehörte zur äußersten Linken der großen Mittelpartei. Er war Mitglied des Jakobinerklubs, ja, er gehörte sogar mit Sieyes und Malouet zu den Gründern der Gesellschaft der Freunde der Konstitution, aus welcher jener Klub hervorwuchs; in den stürmischen Sitzungen im Jakobinerkloster war er aber fast immer, wie Camille Desmoulins einmal klagt, der Anwalt loyaler Mäßigung. In der Nationalversammlung widerstrebte er ebenso energisch jenen Rednern, welche, wie Hauptmann Cazalés und Abbé Maury, jedes Zugeständnis an die Volksherrschaft bekämpften, wie den Habitués des Palais Royal, welche prinzipiell darauf hinarbeiteten, den Thron Ludwigs XVI. zu untergraben. Aber auch an jene Moderés, die im Sinne Neckers friedliche Anbahnung einer volksfreundlichen Verfassung anstrebten, wie Lally Tollendal und Malouet, wollte Barnave sich nicht unbedingt anschließen. „Ich gehörte", sagte er, „zu jenen, welche unter allen Umständen den Thron und den gegenwärtigen Inhaber des Thrones erhalten und alle anderen Parteien erneuert wissen wollten, indem dieselben insgesamt jenem Hauptgrundgesetz dienstbar gemacht werden sollten". Seine nächsten Freunde waren Duport

und Alexander Lameth, der erste ein junger Parlamentsrat, der zweite Offizier. Es ist bezeichnend für die gewaltige Umkehr aller Verhältnisse, daß ein Advokat, ein Parlamentsrat und ein Offizier im Streben nach Volkswohlfahrt und Volksgunst sich zusammenfanden. Man pflegte von dem jugendlichen Triumvirat — Brissot nannte es spöttisch „Triumgueusat" — zu sagen: Duport denkt, was zu thun ist, Barnave sagt es, Lameth führt es aus. Bald schwang sich aber der beste Redner zu einem der einflußreichsten Männer der Volkspartei auf, der ebenso häufig mit dem furcht- und tadellosen Vorkämpfer des Königtums, Cazalès, wie mit dem genialsten Liebling des Volkes, Mirabeau, in feurigem Wortstreit sich maß. Die Gegner Mirabeau's wollten ihn sogar diesem als ebenbürtigen Nebenbuhler gegenüberstellen, erreichten aber damit nur, daß Barnave, da er im Vergleich mit dem unvergleichlichen Mann der Nation doch nur der hochbegabte Mann des Barreau war, insbesondere vor der Veröffentlichung seiner Schriften von vielen ungerecht unterschätzt wurde.

Cazalès und Barnave traten sich auch einmal mit den Waffen in der Hand gegenüber. „Es würde mir leid thun, wenn ich Sie tötete", sagte der ritterliche Offizier, ehe sie zum drittenmal Kugeln wechselten, „denn ich würde damit das Vergnügen verlieren, Ihre Reden hören zu können". — „Noch mehr wäre zu bedauern", erwiderte der Advokat, „wenn das widrige Schicksal Sie träfe, denn in diesem Fall würde Ihre Partei über gar keinen Redner mehr verfügen, den man anhören möchte!" Der Waffengang endete mit leichter Verletzung Cazalès'.

Immer mächtiger erhob sich die Partei der Enragés, immer leidenschaftlicher wurde der Kampf für eine völlig neue Ordnung der Dinge, und der Jubel und der Ruhm, welche die Verteidigung der allgemeinen Menschenrechte lohnten, wirkten so berauschend, daß auch Barnave Klarheit und Besonnenheit verlor.

Man vergegenwärtige sich das Chaos von Versailles und Paris! Ein gutherziger, aber kraftloser Monarch, — eine in

glücklichen Tagen kleine, erst im Unglück große Königin, — Prinzen von königlichem Geblüt, die zum Pöbel herabstiegen, — Träger stolzer Namen, die um kleinlicher Intriguen willen ihre erhabene Aufgabe vernachlässigten, — Günstlinge des Volkes mit fürstlichen Passionen, — verkommene Reiche, — ehrgeizige Streber, — verkannte Talente, — verlorene Existenzen, — geistreiche, aber leichtfertige Frauen, — weibische Männer, — unverbesserliche Ideologen, — ränkespinnende Realisten, und alle, alle buhlend um die Gunst der Menge, die, gestern noch im Staub, heute auf dem Thron, sofort die Launenhaftigkeit, Eitelkeit und Grausamkeit eines asiatischen Despoten hatte.

Da kann nicht wunder nehmen, wenn auch Barnave dem Volkswillen gefälliger diente, als es seiner im Grunde loyalen Überzeugung angemessen war. Er selbst gesteht aufrichtig, daß ihm eine Zeit lang der Beifall der Menge als höchstes Ziel erschien. Deshalb trat er — ein Zweikampf, der das größte Aufsehen erregte — Mirabeau entgegen, als dieser, erschreckt durch den wachsenden Einfluß des Pöbels und bestochen durch Freunde des Königs, das Entscheidungsrecht der Krone über Krieg und Frieden und andere wichtige Fragen verteidigte. Dagegen wies Barnave darauf hin, daß, so lange der Krone solche Machtvollkommenheit eingeräumt bleibe, nicht der König, wohl aber der Adel in Frankreich regieren, daß man nicht eine Monarchie, sondern eine höfische Aristokratie haben werde. Begeisterter Zuruf folgte dieser volkstümlichen Rede, schon murmelte man im Saal und auf den Tribünen vom „Verrat" Mirabeau's, da riß dieser durch eine zweite Rede mit elementarer Gewalt die Versammlung so mit sich fort, daß seine Vorschläge Annahme fanden.

Noch beklagenswerter irrte Barnave vom rechten Wege ab, als die verhaßten königlichen Beamten Foulon und Berthier vom rasenden Pöbel auf unmenschliche Weise ermordet worden waren. Lally Tollendal brandmarkte in der Nationalversammlung die barbarische Volksjustiz und machte dafür die von den Jakobinern geplante Revolution verantwortlich. „War denn

das hier geflossene Blut so rein?“ rief ihm Barnave entgegen. Wegen solcher Unglücksfälle könne nimmermehr auf die Revolution verzichtet werden.

Barnave bereute jene Worte, kaum er sie gesprochen hatte; sie waren ihm bis zum Tode eine schmerzliche Erinnerung. „Wenn ich den Zustand analysiere“, schrieb er später im Gefängnis, „in dem ich mich befand, als ich jene Worte aussprach, so kann ich nur sagen: ich war dadurch aufs äußerste gereizt, daß Lally Tollendal die Menschlichkeit und das Erbarmen als oratorische Mittel benutzen wollte. Da gerieten alle meine Nerven in Aufregung, und wenn sonst Freimut und Mäßigung die Grundelemente meines Verhaltens bildeten: damals habe ich aufgehört, ich selbst zu sein!“

Dagegen muß Barnave gegen die Überlieferung, er habe der am 6. Oktober 1789 nach der blutigen Orgie von Versailles heimkehrenden Pöbelrotte zugerufen: „Mut, brave Pariser! Es lebe die Freiheit! Fürchtet nichts! Wir sind für euch!“ aufs entschiedenste in Schutz genommen werden. Auf welches Zeugnis läßt sich die Anekdote zurückführen? Einzig auf die Memoiren des Grafen Ferrières-Sauveboeuf. Wer glaubt diesem Manne, der zuerst seine Standesgenossen und dann seine Kollegen vom Berg verriet, wie Judas um Geld verriet?

Schon nach jenen greuelvollen Oktobertagen erklärte Barnave's Landsmann und Freund, Mounier, eine der reinsten Persönlichkeiten jener Zeit, der nicht nur von Ausschreitung, sondern auch von Irrtum sich fernhielt, er wolle es aufgeben, an einem Glücksspiel teilzunehmen, bei dem nur jene Frechen gewinnen, die ohne Einsatz sich ins Spiel mischen. Mounier ging in die Heimat zurück, Barnave blieb. Er gehörte in jenen Tagen, da jedes Glied und Gelenk der alten Verfassung in den Zauberkessel Meedens geworfen wurde, um in verjüngter Form daraus hervorzugehen, zu den thätigsten Mitgliedern der Versammlung.

Eine neue Verfassung auf Grundlage der allgemeinen Menschenrechte, an der Spitze des Staates Ludwig XVI., der

nur noch durch Gnade zu beglücken, nicht mehr zu schaden die Macht haben sollte — für dieses Ideal focht Barnave bei der langwierigen Beratung der neuen Justiz- und Verwaltungsgesetze.

Der 25. Oktober 1790 brachte als Lohn eine Auszeichnung: der noch nicht dreißigjährige Barnave wurde zum Präsidenten der Nationalversammlung erhoben.

Allein die Besonnenheit hatte nur noch den Vorsitz, nicht mehr die Leitung der Versammlung. Die Abstimmungen standen unter dem Bann der öffentlichen Meinung, und in ganz Frankreich war bereits der Aufruhr an der Tagesordnung.

Die Redlichkeit der Gesinnung Barnave's tritt am erfreulichsten darin zu Tage, daß er gerade in dem Augenblick, da durch den Tod des großen Nebenbuhlers der erste Platz frei geworden war, seinen Ehrgeiz opferte und die Gunst des Volkes preisgab.

Da diese „Umkehr nach Damaskus“ so ziemlich in dieselbe Zeit fällt, wie die Flucht der königlichen Familie nach Varennes, bei welcher Episode Barnave eine bedeutsame Rolle beschieden war, so hat man in diesem Ereignis und jener Umwandlung Ursache und Wirkung erblicken wollen. Nicht bloß Jules Janin läßt Barnave im gleichnamigen geschichtlichen Roman von heißer Liebe zu Marie Antoinette entbrannt sein, auch Lamartine giebt in seiner Histoire des Girondins der Vermutung Raum, daß während der Fahrt von Epernay nach Paris die schönen, in Thränen schwimmenden Augen der Königin den jungen Plebejer zum Königtum bekehrt hätten.

Allein aus den Memoiren Pethions, der mit Barnave und Latour-Maubourg die Flüchtigen zurückbrachte, läßt sich entnehmen, mit welchem Mißtrauen Barnave schon damals von den Enragés des Bergs betrachtet wurde. Desgleichen läßt eine zeitgenössische, von Lüge und Gemeinheit strotzende Biographie Pethions wenigstens so viel erkennen, daß „ce petit Barnave“ in jenen Tagen bereits von den Jakobinern als ein Abtrünniger angesehen war. Sybel weist darauf hin, daß

Barnave, durch die immer stärker auftretende Pöbelhaftigkeit der Bewegung angewidert, schon einige Monate vorher sich dem liberalen Minister Montmorin genähert habe, hält also ebenfalls die Version, daß der grollende Jakobiner plötzlich im königlichen Reisewagen bekehrt worden sei, nur für einen „kleinen biographischen Effekt".

Auch schon in der Sitzung vom 21. Juni 1791, als eben die Abreise des Königs bekannt geworden war und die Linke den General Lafayette der Mithilfe bei dem verräterischen Werk bezichtigte, verteidigte Barnave seinen Gegner mit Wärme und forderte energisches Einschreiten der Volksvertretung gegen das eigenmächtige Gebaren der Pikenmänner, die ganz Paris in Aufregung und Furcht versetzten. „Herr von Lafayette hat sich im ganzen Verlauf der Bewegung als guter Bürger bewährt; es ist von Wichtigkeit, daß er seinen Ruf und seinen Einfluß auf die Nation nicht verliere. Paris muß stark, aber es muß auch ruhig sein, und ihr dürft die Leitung nicht aus den Händen lassen!" Lafayette behauptet sogar in seinen Denkwürdigkeiten, Barnave habe schon vor der Flucht geheimes Einverständnis mit dem Hofe unterhalten, doch ist diese durch kein anderes Zeugnis bekräftigte Angabe nicht wahrscheinlich.

Durch Pethions und Alexandre Davy Dumas' Memoiren, sowie die von Pimpenet mitgeteilten offiziellen Aktenstücke sind wir über alle Einzelheiten der Leidensgeschichte der königlichen Familie vom 20. bis zum 25. Juni 1791 genau unterrichtet. Die Abreise war zu spät ins Werk gesetzt worden. Noch wenige Monate früher wäre der König außerhalb Paris mit Ehrfurcht und Jubel aufgenommen worden; jetzt stand auch schon die Bevölkerung der Landstädte unter dem Bann des Jakobiner-Regiments, auch in Varennes wurde wie in Paris die Flucht des Königs als Landesverrat betrachtet. Die Sturmglocken erschollen, die Bürgerschaft trat unter die Waffen, der Reisewagen wurde angehalten, der König war ein Gefangener.

Mit der schwierigen Aufgabe, den Monarchen mit der seiner Stellung angemessenen Ehrerbietung, aber auch mit der

bei einer so kostbaren Geisel der Nation gebotenen Wachsamkeit nach Paris zurückzugeleiten, wurde von der Nationalversammlung Barnave betraut. Doch auch bei diesem Anlaß wurde ihm vor Augen gebracht, in welche Genossenschaft er sich durch die Vertretung der sogenannten „einfachen Grundsätze" verstrickt hatte. Auf Andringen der Radikalen wurde ihm und dem gesinnungsverwandten Maubourg gewissermaßen zur Beaufsichtigung Pethion beigegeben, Pethion, der widerliche Kaliban der Revolution, dessen Possen in so großer Zeit zum Lachen hätten reizen müssen, wenn nicht dadurch über Tausende von Familien unsägliches Elend verhängt worden wäre.

Bei Epernay stießen die Vertrauensmänner des souveränen Volkes auf den von betrunkenen Gardisten eskortierten, von wild aufgeregtem Pöbel umschwirrten Wagen des Königs. Barnave verlas das Dekret der konstituierenden Versammlung. Der gänzlich gebrochene König stammelte, er habe nicht beabsichtigt, ins Ausland zu entfliehen. „Wenn er diese Erklärung wiederholt, können wir ihn noch retten!" sagte Barnave leise zu Oberst Dumas, dem Führer der militärischen Eskorte.

Dann stiegen die Kommissäre in die Berline, Barnave nahm zwischen König und Königin Platz. Der Zug bewegte sich in der Richtung nach Paris, viele tausend johlende Blousenmänner und Weiber gaben ihm das Geleite. Da war keine Schmähung so roh, daß sie nicht der verhaßten „Autrichienne" ins Antlitz geschleudert worden, keine Drohung so rasend, daß sie dem in stumpfer Ergebenheit vor sich hinbrütenden König erspart geblieben wäre! Wer Mitleid bekundete, wurde mißhandelt. Ein alter Edelmann, der sich mit ehrerbietiger Verbeugung nahte, wurde vom wütenden Pöbel trotz aller Abwehr der Soldaten vor den Augen der Gefangenen ermordet. Diese selbst waren nicht einen Augenblick sicher, das gleiche Schicksal zu erleiden, und nicht geringere Gefahr drohte den Kommissären, die ihre Schutzbefohlenen mehr denn einmal mit ihren Leibern decken mußten. Als der Pöbel einen greisen Priester, der sich des Mitleids verdächtig gemacht hatte, vor die Füße der Pferde

niederriß und erwürgen wollte, rettete Barnave den Armen durch Zuruf an die Rasenden: „Pfui! Ihr heißt das Volk der Tapferen, wollt ihr fortan das Volk der Mörder heißen?"

Wenn sich die Königin durch so mutige Haltung des jungen Abgeordneten, in dem sie bisher nur einen harten, brutalen Feind erblickt hatte, zur Achtung genötigt sah, so gewann er durch sein bescheidenes Auftreten, durch seine rücksichtsvollen Bemühungen, den Augen der Gefangenen die Gefahren und Demütigungen der Fahrt zu entziehen, durch sein liebreiches Eingehen auf die kindlichen Wünsche des Dauphin, der auf Barnave's Knien Zerstreuung und Unterhaltung suchte, das Vertrauen der hohen Frau. Sie richtete wiederholt an den sanft blickenden Jakobiner, der offenbar nur gegen die Mächtigen verwegen, dagegen wehrlos gegen die Schwachheit, die Anmut und das Unglück war, leutselige Worte, doch wurde nicht über Politik gesprochen; auch blieben die Kommissäre immer beisammen, so daß sogar Pethion später im Klub die Möglichkeit bestritt, daß Marie Antoinette und Barnave während jener Fahrt geheime Abmachungen getroffen hätten. Die Königin bewahrte aber, wie wir Frau von Campan gern glauben wollen, dem Manne, der ihr und den Ihrigen in den schwersten Stunden mit Zartgefühl und Mitleid begegnet war, ein freundliches Andenken. Noch im Temple kehrte in ihren Gesprächen der Name Barnave nicht selten wieder; sie entschuldigte den jungen Mann, der sich nur durch Ehrgeiz auf falsche Bahnen verlocken ließ, sie grollte nicht dem Tribun, der mitgeholfen hatte, die Stützen des Thrones zu zerschlagen, sie sah nur den Mutigen, der, von Madame Elisabeth ängstlich an den Rockschößen zurückgehalten, den unglücklichen Priester vom Tode errettete. „Wenn ich je wieder Königin von Frankreich würde, die Verzeihung für Barnave steht im voraus in meinem Herzen geschrieben!"

Frau von Campan erzählt nun aber auch, Marie Antoinette sei wiederholt in einem kleinen Gelaß im Zwischengeschoß der Tuilerien mit dem Reisegefährten heimlich zusammengetroffen, um dessen Vorstellungen und Ratschläge entgegenzunehmen.

Die Scene wäre effektvoll. Der junge Mann aus dem Volke, der als Feind des Königtums sich Ruhm erworben hatte, ruft der majestätischen Tochter der Cäsaren, der stolzen Königin, zu: „Ich will dein Retter sein, aber gieb die unnatürliche Vergötterung preis, nimm statt der kalten Pracht und der verhaßten Macht unsere Liebe!"

Allein die Gerüchte von den Zusammenkünften Barnave's mit der Königin sind unzweifelhaft in den Bereich der Erfindung zu verweisen.

Barnave erklärte ein Jahr später vor dem Tribunal: „Ich bezeuge auf meinen Kopf, daß ich niemals, schlechterdings niemals den Fuß in die Tuilerien gesetzt, daß ich niemals, schlechterdings niemals mit dem Schloß in schriftlichem Verkehr gestanden habe!"

Marquis Jaucourt will diese Erklärung dahin eingeschränkt wissen, daß Barnave freilich niemals unmittelbar an die Königin geschrieben habe und diese nicht an ihn, daß aber zwischen beiden anonyme, in der dritten Person gehaltene Briefe gewechselt worden seien, wobei die Tasche des Herrn von Jarjayes als Briefschalter gedient habe. „Wie das Gericht", bemerkt dazu Jaucourt, „so auch die Aussage!"

Barnave hat aber sicherlich eine so entehrende Rechtfertigung nicht nötig. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, aus dem Gefängnis zu entkommen, ein demütiger Brief an die ehemaligen Kollegen hätte ihm Befreiung gebracht, — er wollte nicht! Ein Mann, der so denkt, sucht sich nicht durch eine Lüge zu retten. Sein Wort gilt uns mehr, als das nachlässige Geplauder des Marquis Jaucourt.

Allerdings blieb eine gewisse Verbindung mit dem Hofe aufrecht erhalten. Barnave unterhandelte mit königstreuen Ministern und Deputierten, diese teilten, was sie von ihm vernommen, der Königin mit. Gewiß bezieht sich nur darauf die Äußerung, welche Marie Antoinette gegenüber dem Grafen Mercy bezüglich ihrer geheimen Verbindung mit dem Führer der Konstitutionellen machte.

Barnave kämpfte aber auch im hellen Tageslicht für seine Überzeugung. Er hatte in seinen Plänen für die Wiedergeburt Frankreichs die Sache der Nation niemals vom Königtum getrennt: jetzt, da die Dynastie Gefahr lief, dem träumerischen Schleicher Robespierre und dem unflätigen Pethion zum Opfer zu fallen, erblickte er seine nächste und höchste Aufgabe darin, die Monarchie und die Freiheit zu versöhnen und dadurch beide zu retten. Denn eine falsche Freiheit war in Frankreich eingezogen. Liberté! Égalité! war die Losung des Tages, aber wer etwa verdächtig war, eine andere Meinung zu hegen, als die Träger der Volksfreiheit, genoß nur Vogelfreiheit, daß er ins Gefängnis geworfen oder am nächsten Laternenpfahl aufgeknüpft wurde.

Nun wollte Barnave der Lotse werden, der das Staatsschiff durch die drohenden Klippen in Sicherheit brächte!

Als Robespierre und seine Freunde die Aufregung und den Unmut über das „Verbrechen" des Fluchtversuchs ausnutzen wollten, um den Weg zur Republik zu bahnen, und deshalb den Antrag stellten, die ausübende königliche Macht durch eine Regentschaft zu ersetzen, hielt Barnave seine berühmteste Rede über die Unverletzlichkeit des Königtums und die Vorzüge der monarchischen Staatsform vor der Republik.

„In Amerika," führte er aus, „wo eine spärliche Bevölkerung ein unermeßliches, nur von Wäldern begrenztes, von keinem Nachbar beunruhigtes Gebiet einnimmt, sich erst zu einer Nation heranbildet, da mag die republikanische Form am Platze sein — uns kann sie nicht zusagen. Uns ist im Mittelpunkt des Staates eine unerschütterliche Gewalt vonnöten, die dem Ehrgeiz Schranken setzt, den Haß der Parteien unschädlich macht, die Leidenschaften, welche die alte Gesellschaft großgezogen hat, im Zaume hält. Diejenigen, welche die bestehende Verfassung ihrer Erbitterung gegen einen Menschen opfern wollen, scheinen mir nur allzusehr der Gefahr ausgesetzt zu sein, daß die Freiheit einem anderen Mann zuliebe in überschwänglicher Begeisterung

geopfert werde; dieselbe Unbeständigkeit des Volkes, die sich heute in ungemessenem Haß kundgiebt, kann sich ein anderes Mal in verehrungsvoller Unterordnung unter einen Günstling des Volkes kundgeben. Ihr wißt ja selbst: die Nation der Franzosen versteht sich besser darauf, zu lieben, als zu hassen. — Ich fürchte weder den Angriff fremder Völker, noch die Umtriebe der Ausgewanderten, aber ich fürchte die Fortdauer der Aufregung, der Unruhen, der Verwirrung, welche sich nicht eher legen werden, bis die Revolution endgültig und friedlich ihren Abschluß gefunden haben wird. Sie kann und sie muß heute abgeschlossen werden, heute, da die Nation frei geworden ist, heute, da die Gleichheit aller Franzosen vollendete Thatsache ist. Wenn die Revolution aber fortfährt, alle bestehenden Verhältnisse zu unterwühlen, ist sie entehrt, entehrt sie uns! — Ihr seid bisher mutvoll und mächtig gewesen — seid von heute an maßvoll und weise!"

Diese Rede verhalf dem Antrag auf Unverletzlichkeit Ludwigs XVI. zum Sieg. In der großen Mehrheit der konstituierenden Versammlung war ja noch monarchisches Gefühl lebendig, viele haßten und fürchteten den Despotismus der Radikalen. Fühlte sich doch sogar Robespierre nach der Rede Barnave's gedrungen, im Jakobinerklub zu erklären, er wolle die Freiheit, doch sei ihm gleichgültig, ob ein König an der Spitze stehe oder nicht. Die Anhänger des konstitutionellen Königtums konnten sich — zumal seit Lafayette am 17. Juli durch schonungsloses Einschreiten gegen die republikanischen Schreier auf dem Marsfeld dem Gesetz wieder einige Achtung verschafft hatte — der Hoffnung hingeben, daß die königliche Gewalt durch ehrlichen Anschluß an die Verfassung noch zu retten sei. Barnave und seine Freunde, die sich zu einem neuen Klub im Kloster der Feuillants vereinigt hatten und danach benannt wurden, suchten auch Verständigung mit den älteren königstreuen Elementen der Nationalversammlung. Barnave selbst ging zu Malouet. „Ich bin Ihnen wohl bisher sehr jung vorgekommen," sagte er, „doch ich versichere Sie, daß ich in den letzten Monaten stark gealtert

bin!" Wenn die Rechte zu gemeinsamem Handeln sich verstehen, das Geschehene beruhen lassen und die Verfassung ehrlich anerkennen wolle, so seien er und seine Freunde zur Versöhnung mit den Royalisten, zur Rettung des Königtums bereit.

Die Königin selbst giebt ihrem Mentor, dem kaiserlichen Gesandten Grafen Mercy-Argenteau, von der überraschenden Wendung Nachricht. Sie sei, schreibt sie am 31. Juli 1791, mit den bekehrten Brauseköpfen der Nationalversammlung in Verhandlungen eingetreten. Vertrauen habe sie nur zu Barnave und Lameth; mit diesen Männern unterhalte sie geheime Verbindung, von der nicht einmal ihre vertrauten Freunde Kenntnis hätten. „Ich muß ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie halten zwar fest an ihren Grundsätzen, aber ich finde bei ihnen jederzeit Freimut, Entschlossenheit und aufrichtiges Verlangen, die Ordnung und damit die königliche Autorität wieder herzustellen."

„Wenigstens eine Zeit lang," fährt sie fort, „müssen die Leute im Glauben gelassen werden, daß ich ihren Ratschlägen folgen will."

Das blutdürstige Geschrei der Vadauds de Paris unter den Fenstern der Tuilerien, die seit dem vereitelten Fluchtversuch das Gefängnis der königlichen Familie waren, hatte auch den stolzen Sinn der Königin so eingeschüchtert, daß sie das einzige Mittel zur Rettung, Annahme der Verfassung, nicht auszuschlagen wagte. Von aufrichtigem Anschluß an das Werk der Revolution war jedoch, wie die Schlußworte ihres Briefes beweisen, nicht die Rede. Sie machte einen Versuch, jene revolutionäre Gewalt, die sie nicht zu brechen vermocht hatte und die ihr jetzt in einem begabten, ehrerbietigen, jungen Manne in minder abschreckender Form entgegentrat, sich dienstbar zu machen; sie gab sich den Anschein, als wolle sie den Ratschlägen und Versprechungen der neuen Königsfreunde Gehör schenken, setzte aber nach wie vor ihre geheime Korrespondenz mit dem Ausland, von dessen Einschreiten allein sie ausreichende Hilfe erwartete, fort.

Ebensowenig war trotz aller Bemühungen des vorurteilsfreieren Malouet ein festes Bündnis zwischen der Rechten und den bekehrten Jakobinern zu stande zu bringen. Sich mit den Aufwieglern verbinden — so wurde ihm von seinen Parteigenossen erwidert —, heiße selbst zum Aufwiegler werden; das Königtum durch einen Barnave — Barnave Nerонét! — wieder herstellen, heiße das Königtum erniedrigen. Wenn auch die königliche Familie selbst das Bündnis billige: das Königtum befinde sich zur Zeit nicht in den Tuilerien, sondern in Koblenz und auf den freien Thronen Europa's. Von den Königen Europa's werde der Thron Frankreichs wieder aufgerichtet werden, die Mitwirkung derer, die ihn umstürzten, würde das Rettungswerk nur schänden.

Diesen Worten entsprach die Handlungsweise der Rechten. Sie wollte sich allenfalls die Hilfe der „erschrockenen Revolutionäre“ gefallen lassen, aber keine Gemeinschaft mit ihnen pflegen.

Aufrichtig dachten und handelten in diesen Tagen nur Barnave und seine Freunde. Sie hielten gerade den Augenblick, da die binnen dreißig Monaten in buntem Wechsel geschaffenen Verfassungsgesetze zu einem abgeschlossenen Ganzen, zu einer Verfassung vereinigt werden sollten, für besonders günstig, um der Krone jene Vorrechte, welche ihr in der ersten Aufwallung des Zornes und des Freiheitsdranges wider Recht und Billigkeit entrissen worden waren, zurückzugeben. Sie waren dabei von unseliger Täuschung befangen.

Als im August 1791 mit Wiederdurchsicht der Verfassung begonnen wurde, griff Barnave die ehemaligen Genossen vom Jakobinerklub aufs heftigste an. „Sie nennen sich Freunde der Republik, sie sind aber in Wahrheit Feinde jeder gesetzmäßigen Regierung! Alles, was Ordnung heißt, alles, was den Redlichen und den Unredlichen, den ehrbaren Bürger und den räuberischen Wicht, jeden an den ihm zukommenden Platz stellt, ist diesen Nichtswürdigen, die das ganze Triebwerk des Staates zum Stillstand bringen wollen, ein Greuel. Ihr verruchtes

Werk wird aber nur gelingen, wenn sie in dieser Versammlung, die durch ihr ebenso vorsichtiges, wie kühnes Auftreten seit der Reise des Königs jedermann zur Bewunderung nötigte, Spaltungen erregen könnten, wenn sich Mißtrauen in unsere Reihen einschliche, während doch jeder von uns über die Reinheit seiner Absichten sich ausweisen kann! Haben wir doch seit zwei Jahren Arbeitseifer, Mut und Opferwillen bewährt, wofür uns kein anderer Lohn zu teil wird, als das Gefühl der Genugthuung in der eigenen Brust!"

Die Botschaft, wodurch der König die Annahme der Verfassung erklärte und strengen Vollzug zusicherte, war gemeinschaftlich von Lafayette und Barnave ausgearbeitet. Als dem König der Jubelruf der Versammlung und der Tribünen für das großmütige Geschenk dankte, da mochten sich wieder die Gutgesinnten dem Glauben hingeben, daß es gelungen sei, den Sturm zu beschwören, daß die Vollendung der Konstitution auch das Ende der Revolution bedeute.. Allein die Kehrseite der Münze sollte bald sich zeigen. Als die Deputierten die königliche Reitschule verließen, drängte sich das Volk an sie heran, Robespierre und Pethion wurden mit Eichenlaub bekränzt und im Triumph nach Hause geleitet, Barnave wurde mit Zischen und Hohngelächter empfangen! Die allmächtig gewordene Volksgunst lächelte jenen, die in der Konstitution nur die erste Stufe zur Republik sahen, und wandte sich von denjenigen ab, denen Frankreich jenes ehedem ersehnte Werk zu verdanken hatte.

Vielleicht wäre trotzdem der Zusammenbruch nicht so rasch erfolgt, wenn nicht gegen den Willen Barnave's, der alle schädlichen Folgen richtig voraussagte, ein Dekret erlassen worden wäre, welches die Mitglieder der konstituierenden Versammlung für unfähig erklärte, in die neu zu berufende gesetzgebende Versammlung gewählt zu werden. So kam die Regierung gerade in dem Augenblick, da der Angriff der Deutschen die Grenze bedrohte und in den französischen Städten die Zügellosigkeit der Gassenhelden immer wilder aufwucherte, in die Hände von unerfahrenen, von der Leidenschaft der Massen angesteckten

Männern. Die neuen Gesetzgeber suchten durch Übereilung zu ersetzen, was ihnen an Erfahrung abging, bis endlich das Schreckensregiment auch diese Übergangsperiode in Blut und Greuelthat erstickte.

Barnave blieb nach Auflösung der Konstituante noch einige Wochen in Paris. Als er einmal eine Sitzung der neuen Volksvertretung besuchte, empfingen Pfeifen und Zischen „den Mann, der Frankreich um das Lächeln einer buhlerischen Königin verkauft habe!"

Mit welch trüben Gefühlen mochte Barnave die Heimkehr antreten!

Zu Hause empfing ihn die Liebe seiner Mutter, seiner Schwestern. Er widmete sich ganz und gar den Studien; er wollte wenigstens der Nachwelt die Früchte überliefern, welche nur ihn die genaue Kenntnis der Ereignisse der drei letzten Sturmesjahre gewinnen ließ. Aus der Geschichte suchte er die Ursache der Bewegung zu ergründen, aus der eigenen Erfahrung zeichnete er die Charakterbilder der Protagonisten — so entstanden die Réflexions politiques sur la révolution, ein durch Freimut und Gedankenreichtum ausgezeichnetes Werk, in welchem die Gegenwart gerecht beurteilt, die Ernte der Zukunft richtig vorausberechnet wird.

„Welch ungeheuren Raum haben wir in diesen drei Jahren durchmessen, ohne daß wir uns rühmen könnten, unser Ziel erreicht zu haben. Wir haben die Erde tief aufgefurcht, wir glaubten auf fruchtbaren Boden gestoßen zu sein, aber welch verderbliche Dünste sind daraus emporgestiegen! Wie viel Geist ist aufgetaucht in einzelnen, wie viel Mut in der Menge, aber wie dürftig ist die Ausbeute an Charakter, Besonnenheit und Tugend! Und ich frage mich jetzt am häuslichen Herd, ob es nicht besser gewesen wäre, ihn nie zu verlassen?" Doch welche Verwirrung auch eingerissen sei, wie viel Unglück noch kommen möge, ein köstliches Gut sei aus dem Schoß der Konstituante hervorgegangen, ein Gut, das niemals mehr aufhören werde, die Welt zu beglücken: die Freiheit könne nicht mehr untergehen!

Barnave hat richtig prophezeit, aber er gleicht jenen Propheten, die den Völkern große Wahrheiten kündeten, doch den eigenen Untergang nicht ahnten!

Die Freuden eines zärtlichen Familienlebens und stiller litterarischer Arbeit fanden ein rasches Ende.

Als der Konvent sich anschickte, über „Louis Capet" zu Gericht zu sitzen, wurden Kommissäre in die Tuilerien abgeordnet, um unter den königlichen Papieren nach Beweisen der Schuld des Hochverräters zu fahnden. Da stieß man im Schreibtisch des Königs auf ein Blatt, auf welchem von der Hand des Ministers Lessart ein Project du comité des ministres concerté avec Mss. Alexandre Lameth et Barnave niedergeschrieben war. Der Entwurf enthielt Ratschläge, wie sich der König gegenüber den Fürsten des Auslands, den Emigranten und der Nationalversammlung verhalten sollte. Der Kern aller Vorstellungen war: der König soll nirgend Zweifel bestehen lassen, daß er ernst und aufrichtig an der Konstitution festhalten wolle. Nichts konnte konstitutioneller, nichts patriotischer sein, als diese Mahnworte!

Allein bereits war jenes Regiment am Ruder, das Talleyrand zum Witzwort anregte, er werde, wenn ihm vorgeworfen werden sollte, die Türme von Notre Dame in seine Rocktasche gesteckt zu haben, schleunigst der gerichtlichen Untersuchung zu entkommen trachten. Der Konvent erblickte in jenem Blatt das Zeugnis einer Verschwörung; am 29. August 1792 wurde die Anklageakte angenommen, wonach Barnave und die übrigen beteiligten Minister und Deputierten bezichtigt waren, „gegen die Konstitution, die allgemeine Sicherheit des Staates, die Freiheit und Unabhängigkeit der französischen Nation sich vergangen zu haben".

Barnave wurde in seinem Landhaus in Saint Robert verhaftet, nächtlicherweile, da man besorgte, die Nationalgarde des Fleckens möchte ihren Kommandanten zu befreien suchen.

Während seiner langen Gefangenschaft in der Festung Barraux wurde ihm wiederholt nahe gelegt, er möge entfliehen und die nahe Grenze zu gewinnen suchen, doch er weigerte sich, ein Beispiel zu geben, das er in früheren Tagen selbst verurteilt habe. Als ihm Danton eröffnen ließ, die Führer des Konvents seien bereit, ihm die Freiheit zu schenken, wenn er ein Gnadengesuch einreichen würde, lehnte Barnave ab. „Von diesen Menschen Gerechtigkeit erbitten," schrieb er an einen Freund, „hieße die Gerechtigkeit ihrer übrigen Handlungen anerkennen, und sie haben doch den König getötet! Nein, lieber will ich leiden und sterben, als diese Makel auf meinen moralischen und politischen Charakter laden!" Erst nach Jahresfrist wurde er nach Paris geschleppt, um vor das Revolutionstribunal gestellt zu werden. Nun wußte er, welches Schicksal ihm bevorstehe. „Ich habe lange Zeit an eitle Wahngebilde geglaubt," schrieb er an seine Schwestern, „aber ich bin furchtbar enttäuscht worden, und jetzt, da ich aus dem Leben scheiden muß, beklage ich nichts, als daß ich das Gut der Freundschaft verliere! Der Tod ist nichts! Ich betrachte ihn auch heute so ruhig und heiter, wie wenn ich ihn gleich anderen Menschen nur in unbekannter Ferne vor mir sähe!"

Am 28. November 1793 erschien Barnave vor den Schranken des Blutgerichts.

Er verteidigte sich selbst. Er legte seine Gedanken und Thaten dar mit dem Stolz eines Mannes, der sich unschuldig weiß. Seine Jugend, sein Mut, seine Beredsamkeit machten tiefen Eindruck auf die Zuhörer, sogar die Geschworenen schienen erschüttert zu sein. Allein der Präsident wußte in einer Schlußrede, die der Anklageschrift an Heftigkeit und Gehässigkeit nicht nachstand, diesen Eindruck zu tilgen, er nannte die Rührung der Geschworenen Schwäche und appellierte an ihren Patriotismus. So gaben diese die gewünschte Erklärung. Barnave nahm das Todesurteil unbefangen und gelassen auf. Die Bitte, seine Schwestern noch einmal sehen zu dürfen, wurde ihm abgeschlagen.

Als am 30. November der Morgen graute, wurde Barnave mit drei anderen Opfern nach dem Revolutionsplatz geführt. In allen Straßen und auf dem Richtplatz wogte die Menge. Das Schauspiel war längst kein neues mehr, doch diesmal drängte sich alles, Barnave, den Präsidenten der Nationalversammlung, den „Geliebten der Königin“, den Rivalen des großen Mirabeau, auf dem Gang zur Richtstätte zu sehen. Wenn er auf dieser Fahrt noch Auge und Ohr für die Erde hatte, sah er die Bestürzung in den Mienen vieler, hörte er hundert Rufe des Mitgefühls.

Barnave bewahrte seine Festigkeit bis zum Ende. Vom Schafott aus hielt er noch eine Ansprache an das Volk, dessen Götze er einst, das sein Götze einst gewesen war. Noch einmal überkam ihn die Begeisterung, wie in seinen besten Tagen, doch die Henker zerrten ihn fort, da sie den Eindruck seiner Rede auf die Menge fürchteten. Noch einmal rief Barnave mit erhobener Stimme: „Es lebe die Freiheit meines Vaterlands!“ Wenige Augenblicke darauf war dieser Mund für immer verstummt.

„Ich hoffe nicht auf Gerechtigkeit meiner Richter,“ hatte Barnave im Gefängnis geschrieben, „ich hoffe nur noch auf die Zukunft. Eines Tages wird mein Andenken wieder erneut und ihm zur gebührenden Achtung verholfen werden.“

Ein Jahrhundert ist seitdem vergangen, und im Andenken der Nachwelt steht er lebendig und, wie er gehofft hatte, geachtet da. Lamartine sagt von den Männern jener Tage, daß sie uns wie unmittelbare Personifikationen der Dinge anmuten, die gedacht, gesagt, gethan werden mußten; da ist Mirabeau der zündende Blitz, Vergniaud der begeisterte Aufschwung, Danton die Kühnheit, Marat die Wut, Robespierre der utopische Traum, St. Just der Fanatismus, Condorcet die Berechnung, Barnave die Ehrlichkeit!

Barnave besaß, was den meisten anderen fehlte: das Gewissen. In den Augen derjenigen, welche vom Staatsmann nur

Stärke verlangen, ist dieser sein Vorzug vielleicht eine Schwäche. Aber die Lehren Machiavells werden niemals volkstümlich werden. Es giebt Empfindungen, welche, so lange die Welt steht, einer großen That gleich geachtet werden müssen. Barnave irrte, denn er war ein Mensch. Doch indem er dafür büßt, zeigt er die stille, echte Größe, die wir bei allen seinen flammensprühenden Genossen vergeblich suchen; er allein sagt: „Ich büße, weil ich irrte!"





Der bayrische Hiesel und die Hiesel-Litteratur.

Nicht weniger denn sieben „volkstümliche" Biographien — abgesehen von einem sachlichen Werkchen Noegglers, einem Artikel in Hitzigs „Neuem Pitaval" und einer sich darauf stützenden Erzählung von Hermann Schmid — schildern den „berühmten Räuberhauptmann" Matthias Klostermeyer. Wenn man sich jedoch über das Treiben des Mannes unterrichtet hat, will es erst recht unbegreiflich erscheinen, wie ein brutaler Wegelagerer, der in unsern Tagen wohl nur in den nächstbetroffenen Kreisen Aufsehen erregen würde, je zu solcher Celebrität gelangen konnte.

Warum nehmen wir trotzdem für den Helden jener Scharteklein die Aufmerksamkeit der Leser in Anspruch?

Der Umstand, daß wir auf Grundlage archivalischen Materials über den wirklichen Verlauf des Räuberlebens zuverlässigere Daten zu bieten vermögen, wäre noch kaum eine genügende Rechtfertigung.

Dagegen dürfte die Thatsache an sich, daß ein so wenig anziehender Stoff so viele Federn in Bewegung setzte, eine Untersuchung verdienen.

Im Volksleben jener Tage werden wir nach den Ursachen zu forschen haben, welche die merkwürdige Wirkung erzielten,

daß ein Schnapphahn von der Landstraße geraume Zeit hindurch Mittelpunkt der Neugierde, der empfindsamen Teilnahme, der verschämt oder offen kundgegebenen Bewunderung war.

Gehen wir zunächst auf die Lebensschicksale des Mannes ein, wie sie aus den teilweise noch erhaltenen Untersuchungsakten (Münchener Reichsarchiv) festzustellen sind.

Matthias Klostermeyer ist geboren am 3. September 1736 zu Kissing bei Friedberg, an der Grenze zwischen Bayern und Schwaben. Der Vater des Hiesel (Abkürzung von Matthias) war Hirte und bewohnte das Brentanhäuschen, weshalb der Sohn auch der „Brentanhiesel“ genannt wurde.

Der Knabe hütete auf einem benachbarten Klostergut der Jesuiten zu Mergentheim die Schweine. Dabei fand er Muße, sich zum gewandten Vogelsteller auszubilden; bald begann er auch anderem Wild nachzujagen; der ansehnliche Gewinn, der durch heimlichen Verkauf der Beute gewonnen wurde, steigerte den Jagdeifer des Burschen, und die Lech-Auen boten für solches Gelüste günstige Gelegenheit.

Nun ist ja noch heute gerade im bayrischen Volk die Ansicht weit verbreitet, daß alles, was in Flur und Wald kreucht und fleugt, als ein freies Gemeingut aller zu betrachten sei. Daß die Jagd nur einem Jagdherrn zustehe, daß zu weidmännischer Übung eine besondere Erlaubnis erforderlich sei, will den auf ihre Kraft noch stolzer als auf das Heimatsrecht pochenden Burschen nicht einleuchten, und so wird denn auch der Wilddiebstahl nicht als unehrenhafte Beschäftigung angesehen.

Das Wild auf weiter Erde
Ist freies Eigentum,
Drum laß ich mich nicht hindern,
Denn wer's nicht schießt, wär dumm!

heißt es in einem noch zu Lebzeiten Hiesels gedichteten Volkslied. Vor hundert Jahren, als noch in allen Forsten Wild in weit größeren Massen vorhanden war und Hirsch und Eber

allenthalben den mühsam bestellten Acker des Bauern verwüsteten, galt die Abwehr des gefährlichen Feindes noch überdies als ein Akt der Notwehr. Umsonst bestrafte eine barbarische Kriminaljustiz den Jagdfrevel strenger als den Mord.

Auch Hiesel, der sich als Knecht in Kissing verdingt hatte, ließ sich durch die Warnungen der Jäger nicht schrecken; das Verbot lieh vielmehr der Jagdfreude einen neuen Reiz. Immer häufiger streifte der Bursche, der sonst für einen geschickten und fleißigen Arbeiter galt, in Wald und Au; er erwarb sich im Schießen eine Fertigkeit, von welcher die Kameraden, wie die herrschaftlichen Jäger, seine Todfeinde, wahre Wunderdinge zu erzählen wußten.

Im April 1761 wurde er im Wirtshaus zu Kissing von Werbern aufgehoben und nach Friedberg gebracht; hier gelang es ihm aber, die Wachsamkeit der Begleiter zu täuschen; er sprang in den hochgehenden Lech und erreichte glücklich das jenseitige Ufer. Von entscheidender Bedeutung für sein Geschick wurde die Verbindung mit einem berüchtigten Wilddieb, Xaver Bobinger. Bald fanden sich „zu freier Pirsch“ noch andere Genossen ein, und die schießkundige Bande durchstreifte weithin die Thäler des Lech und der Iller. Aus den oben dargelegten Verhältnissen erklärt sich, daß die Bauern mit den Wilddieben in freundschaftlichstem Einvernehmen standen. Nicht des Vergnügens halber, so beteuerte der Brentanhiesel in den Wirtshäusern, oder gar aus Gewinnsucht gehe er trotz des Verbotes der Obrigkeit dem Wild zu Leibe, sondern aus Mitleid mit dem bedrückten Bauernstand, dem gegen die Tyrannei der Jagdherren, die das Wild immer bedrohlicher anwachsen ließen, geholfen werden müsse. Dadurch erreichte er, daß ihn der Landmann als eine Art Schutzpatron betrachtete, und dieser Verehrung hatte er es zu danken, daß er, obwohl förmliche Streifen gegen ihn veranstaltet wurden, durch geheime Unterstützung der Bauern auch den gefährlichsten Nachstellungen entging.

Erst nach sechs Jahren geriet er durch den Verrat eines Genossen in Gefangenschaft; er wurde in Landsberg zu neun-

monatlicher Haft verurteilt und verbüßte diese Strafe im Zuchthaus zu München.

In der einsamen Zelle ging der von Natur gutherzige Bursche in sich; insbesondere die Nachricht, daß ihm seine Geliebte Monika Baumüller einen Sohn geboren habe, ließ in ihm den Entschluß reifen, seinem gefährlichen Gewerbe zu entsagen und mit ehrlicher Arbeit sich und die Seinen zu erhalten.

Wirklich trat er nach seiner Freilassung als Knecht bei einem Bauern im Heimatsdorf in Dienst. Da aber einige von den alten Genossen nicht nachließen, in ihn zu dringen, er möge ihnen wieder in den Wald folgen, konnte er der Versuchung nicht widerstehen. Bald war er der Hauptmann einer Bande von dreißig bis vierzig Mann, die keine Gewaltthat scheuten — aus dem Wildschützen wurde ein gefürchteter Räuber. Umsonst machte ein entfernter Verwandter, der kurfürstlich bayrische Medizinalrat Dominicus Geyer, einen letzten Versuch, den tief Gesunkenen zu retten; auf Geyers Verwendung wurde ihm Straflosigkeit zugesichert, falls er selbst die Gnade des Kurfürsten erbitten und sein ruchloses Leben aufgeben wolle. Allein das zwanglose, Ruhm und Gewinn bringende Räubergewerbe übte einen zu mächtigen Reiz aus. Zwar berief er die Genossen, etwa vierzig an der Zahl, zur Beratung in einen Forst nahe bei Augsburg und teilte ihnen das gnädige Anerbieten der Behörde mit; als sie aber nur mit dem Zuruf antworteten, er möge die Kameraden nicht verlassen, war er gern bereit, das Haupt der Bande zu bleiben, und trat fortan noch kecker und gewaltthätiger auf. Der frechste Streich war wohl der Überfall des Rathauses in Täfertingen bei Augsburg, den die Hieselsche Bande am 16. November 1770 bei hellem Tageslicht in Scene setzte. Ein paar Bauern aus Täfertingen, die wegen falschen Spiels ins Gefängnis gesteckt worden waren, entkamen in den nahen Wald und klagten hier dem Hiesel ihr Leid, denn sie wollten unschuldig in Strafe gekommen sein. Hiesel nahm dieselben als „Ehrenmitglieder“ in seine Bande auf und versprach, sie an den übermütigen Herren vom Gericht zu rächen. Mit

achtzehn Mann überfiel er das Rathaus, der Obervogt wurde geknebelt und mißhandelt, den übrigen Beamten alles Geld abgenommen — „es ist ohnehin nur das Blutgeld, das ihr den armen Leuten abgeschunden habt!“ — auch die öffentlichen Kassen wurden geleert, dann zogen die Strolche unter lustigem Jodeln wieder ab.

Der Ruf solcher „Thaten“ verbreitete sich über Stadt und Land. Es schmeichelte dem eitlen Hiesel nicht wenig, daß ihm ein Maler, Namens Lander, für die Erlaubnis, ihn zeichnen zu dürfen, eine beträchtliche Geldsumme bot. Wirklich saß er dem Maler in einem Wald bei Göggingen Modell, und ein nach der Zeichnung angefertigter Kupferstich fand so viele Liebhaber, daß der bayrische Hofpoet Ettenhuber in einer Ballade zu rühmen wußte:

Kein Haus war auf dem Lande,
Kein Haus fast in der Stadt,
Wo nicht der Hiesel stande
Auf einem Kupferblatt!

Nicht selten kam es zu förmlichen Treffen zwischen den von Hiesel befehligten Schützen und den gegen sie aufgebotenen Soldaten und Jägern. Im Januar 1771 wurde zwischen Württemberg und Bayern ein eigener Staatsvertrag abgeschlossen, dem zufolge es gestattet sein sollte, „den Erzbösewicht, welcher sich den bayerischen Hiesel nennet“, durch Streifkompagnien auf beiden Territorien zu verfolgen. Endlich ereilte den Verwegenen das rächende Geschick.

Am 14. Januar 1771 brachte Lieutenant Schedel, der vom schwäbischen Kreis mit dem Kommando über ungefähr dreihundert Jäger und Soldaten betraut war, in Erfahrung, daß sich Klostermeyer mit einigen Genossen im Wirtshaus zu Oberzell versteckt habe. Nun wurde dieses Haus von allen Seiten umzingelt; es gelang jedoch nicht, wie man gehofft hatte, die Räuber im Schlaf zu überrumpeln; die Aufgeschreckten eilten in die Küche, wo sie ihre Büchsen gelassen hatten, und wehrten

sich, wie es im Rapport Schedels heißt, „unter einem erschröcklichen Fluchen, Schelten und Lästern von 7 Uhr früh bis Mittags 11 Uhr“. Da bereits ein Jäger und zwei Grenadiere zu Tode getroffen waren, wählte der Offizier eine andere Angriffsweise. Er ließ das Dach des Hauses abdecken und von oben auf die Belagerten feuern und, als auch dies nichts fruchtete, angezündetes Stroh und Patronen in den Küchenraum werfen. Aus zwei Wunden blutend, bat Klostermeyer um Pardon; als ihm dieser zugesichert war, schob er einen anderen vor die Thür; als er sah, daß dieser geknebelt und in den Schnee geworfen wurde, setzte er die Gegenwehr fort. Endlich zwang ihn aber der zunehmende Rauch, sich zu ergeben. Der Offizier vermochte nur mit Mühe, seine erbitterten Leute im Zaum zu halten, daß sie das Leben des Räubers schonten. Hiesel und seine Genossen — zwei waren während des Kampfes gefallen — wurden unter starker militärischer Bedeckung auf Schlitten nach Buchloë gebracht, wobei nicht zu verhindern war, daß die des Weges kommenden Bauern den Gefangenen sogar noch Geschenke zusteckten. In Dillingen wurde den Räubern der Prozeß gemacht, der dadurch in die Länge gezogen wurde, daß eine Menge Zeugen zu vernehmen waren. Während der Verhandlungen starb der „Bube“, Andreas Meyer, Hiesels ergebenster Kumpan; zwei andere Spießgesellen entkamen aus dem Gefängnis und flüchteten in die Schweiz. Am 3. September 1771 wurde das Urteil gefällt; es lautete für Hiesel und zwei Genossen auf Todesstrafe und wurde drei Tage später vor den Mauern der Stadt vollzogen. Zuerst traf der Todesstreich die Genossen vor den Augen des „Hauptmanns“, dann wurde dieser erdrosselt, der Körper aufs Rad geflochten — ein viel verbreiteter Holzschnitt zeigt alle Einzelheiten der schauerlichen Prozedur —, gevierteilt, die einzelnen Körperteile wurden in verschiedenen Ortschaften der Umgebung an Stangen aufgesteckt.

So fand der Räuber, der eben am Tage der Verurteilung sein sechsunddreißigstes Lebensjahr erreicht hatte, ein furchtbares Ende.

Noch vor der Katastrophe erschien in Dillingen ein Büchlein, betitelt: „Freundschaftliche Briefe, worinnen das Leben und die Thaten des berüchtigten Wilderers Mathias Klostermayer, vulgo Baierischer Hiesel genannt, beschrieben werden von zweyen Freunden".

Da sich ja das liebe Publikum mit dem Burschen, dem eben der Prozeß gemacht wurde, liebevoller beschäftige, als mit dem Großsultan, und da schon so viele Sagen über ihn im Schwange, daß der gemeine Mann nicht mehr wisse, was er glauben dürfe, will der Verfasser „echte und sichere Nachrichten über den Meisterjäger" mitteilen. Er vergleicht ihn mit dem berühmten Schmuggler Mandrin, der durch ganz Frankreich Tabak verkaufte, den er nicht selbst gepflanzt hatte, und rühmt die Schwaben, die mit dem gefürchteten Hiesel bälder fertig wurden, als die Franzosen mit jenem Gauner, gegen den ganze Regimenter vergeblich aufgeboten wurden. Über den „fameusesten Parteigänger der schwäbischen Wälder" läßt er sodann zwei redselige Freunde in vertraulichen Briefen sich unterhalten; er will zwar gegenüber den nicht zu billigenden Ausschreitungen des Bauernpatrons, der wohl „bei einem Rousseau in Genf in die Schule gegangen sein muß", für Gesetz und Obrigkeit eintreten, kann aber sein Wohlgefallen an dem „tüchtigen Kerl", von dem „das schöne Geschlecht in denen Visiten so viel spricht", nirgend unterdrücken. „Schade, daß man ihm kein Freicorps anvertraut! ... Ich wünschte gern Hiesels Tapferkeit an der Spitze von tausend Kosaken gegen die Türken glänzen zu sehen!" Mit Behagen wird berichtet, wie beredt Hiesel noch vor Gericht seine Wilddieberei zu verteidigen wisse: „Von denen, die ihr Wild lieber haben als die Bauern, sagt er ganz ärgerliche Dinge, und ich würde mich einer Majestätslästerung theilhaftig machen, wenn ich seine Ausdrücke hersetzen wollte!"

Auch der schimpfliche Tod Hiesels hinderte nicht, daß rasch eine Legende aufwuchs, die auf Charakter und Thaten des Hingerichteten verklärenden Schein warf. Ein Jahr später erschien zu Leipzig eine angeblich „aus gerichtlichen Urkunden gezogene"

Biographie, welche energisch Verwahrung einlegte, daß man den Brentanhiesel „unter die Sorte gewöhnlicher Diebe und Räuber" zähle; er habe ja fremdes Eigentum „nur als eine gewisse Art Beute quasi jure belli seinen Todfeinden in offener Schlacht abgenommen". Zwar giebt der Verfasser zu, daß sein Held „nur ein auf eine unrühmliche Art berühmter Mensch", aber mit heller Freude erzählt er von dessen unglaublichen Thaten. Er läßt ihn von einem kleinen Heer trotziger, unbändiger Gesellen umgeben sein; alle aber erblicken in Hiesel das schwärmerisch verehrte Oberhaupt und gehorchen jedem Wink seiner Augen. Insbesondere der Andreas Meyer ist mit abgöttischer Liebe dem Hauptmann zugethan und läßt sich weder durch Gefängnis, noch durch Folterqualen abschrecken, immer wieder in den Wäldern den Herrn und Meister aufzusuchen. Dieser selbst entwickelt in den Scharmützeln mit seinen Verfolgern ein strategisches und taktisches Talent sondergleichen, das alle Zeitgenossen mit Staunen erfüllt, „da er doch nie kein kriegerisches Buch gelesen". Daneben ist er ein geborener Redner. Bei Kirchweih und ähnlichen Festen hält er effektvolle Ansprachen an die Bauern; er sei nicht ihr Feind, bedrohe niemands Leben oder Eigentum, sondern biete vielmehr Schutz und Schirm den Schwachen gegen jede brutale Übermacht, und wenn es dabei zu blutigen Kämpfen komme, handle er nur im stande der Notwehr. Darauf giebt er den Staunenden noch eine Probe seiner weltberühmten Schießfertigkeit zum besten, schießt einer auf dem Zaun sitzenden Henne den Kopf ab oder löscht mit der Kugel ein Licht aus oder durchbohrt das Aß auf einer Spielkarte, die ihm sein Liebling Andreas in großer Entfernung entgegenhält. Dann umdrängen jung und alt jubelnd den Wundermann und feiern ihn als Wohlthäter und Schutzpatron. Auch der große Fanghund Hiesels spielt eine wichtige Rolle. Tiras, dessen Genealogie weitläufig erörtert wird, war von seinem ersten Herrn, einem reichen, protzigen Müller, eigens zum Fang des Hiesel abgerichtet worden und fiel denselben auch beim ersten Zusammentreffen wütend an; Hiesel schlug ihn aber mit der Faust so kräftig

nieder, daß der Bestie sofort klar wurde, sie habe einen besseren Herrn gefunden, und Herr und Hund gewannen einander so lieb, daß „nur die Liebe des großen Alexander zu seinem Bukephalos als ein Gegenstück in der Geschichte sich findet“. Selbstlosigkeit und Großmut sind in Hiesels Charakter ebenso ausgeprägt, wie verwegenste Tapferkeit und unvergleichliche Schlauheit. Dem Armen giebt er reichlich von der Beute, die er übermütigen Bauernschindern und trägen Pfaffen abgenommen hat; dagegen ist er furchtbar in seinem Zorn, wenn er durch Verrat eines Fremden oder gemeine Erpressungen eines Untergebenen gereizt wird. Auch die Katastrophe, in welcher er endlich im Kampfe mit der so lange überlisteten und so oft überwundenen Obrigkeit unterliegt, ist panegyrisch ausgeschmückt. Nicht der Büchse und dem Säbel der übermächtigen Feinde, nur den Elementen weicht der Kühne; auch vor den Schranken des Gerichts bleibt er ein Held, der das „natürliche Recht“, das keinen Wildfrevel kennt und dem ungerecht Verfolgten jegliche Abwehr gestattet, beredt und standhaft wie ein Sohn des alten Roms verteidigt.

Dem Leser wird sich längst eine Parallele aufgedrängt haben. Wir brauchen ja nur statt des Namens Hiesel „Karl Moor“ zu setzen, dann haben wir den „erhabenen Verbrecher“ vor uns, wie er leibt und lebt, den verlorenen Sohn, der in „des Herzens Bitterkeit über die unidealische Welt“ sich „eine fürchterliche Zerstreuung machen“ und zugleich „die Parteilichkeiten der Vorsehung gut machen und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht halten“ will.

Es ist zwar bekannt, daß zunächst ein Repertoirestück des Stuttgarter Theaters, worin ein anderer mit einer Brutusseele ausgestatteter Wegelagerer die Bretter erschütterte, die Anregung zu den „Räubern“ gab, allein einzelne Episoden in Hiesels erster Biographie erinnern so unabweislich an Scenen des Dramas, daß an einer Einwirkung, sei es auf den Autor jener Stuttgarter Komödie oder auf Schiller selbst, kaum gezweifelt werden kann.

Von den Genossen des einen wie des anderen „Hauptmanns“ wird im Dickicht der Wälder in einem an Rousseau's Forderung gemahnenden Naturzustand „ein Leben voller Wonne“ geführt. Sie sind samt und sonders gemeine Schurken, nur der Hauptmann ist ein Ausbund von Edelmut. Zwar scheut auch er vor Gewaltthat gegen die Reichen und ihre Henkersknechte nicht zurück, dagegen duldet er nicht, daß vom Acker des Armen eine Rübe gestohlen werde. Wie uns von Hiesel erzählt wird, daß ihn einmal Reue beschlich und das Verlangen nach einer ehrlichen Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft in ihm erwachte, so hören wir Karl Moor klagen: „Meine Unschuld, meine Unschuld! Angeschmiedet zu sein an das Laster mit eisernen Banden!“ Wie Sattler, der wildeste der Spießgesellen Hiesels, ob solcher Aufwallungen erzürnt ausruft: „Kameraden! nicht unser Hauptmann, sondern ein altes Weib steht heute unter uns; der Feigling will uns verlassen, weil er plötzlich allen Mut verloren hat!“ so schelten Moors Räuber: „Treuloser, wo sind deine Schwüre? Ehrloser, Treuvergessener, du willst abfallen?“ Und solchen Vorwurf will nicht der eine, nicht der andere Anführer auf sich laden, treu und fest wollen sie zu den Genossen stehen, von welchen sie gleiche Standhaftigkeit fordern. Ist einer der ihren in die Hände der Häscher gefallen — in der Biographie der sogenannte Lissaboner Beck, in den „Räubern“ Roller —, so tobt der Hauptmann vor Zorn „wie ein Eber“ und zaudert nicht, ganze Ortschaften zu überfallen, um den Gefangenen zu befreien und an den „Bauernschindern und Fürstenschranzen“ Rache zu nehmen. Der Scene im Kloster Mödlingen, wobei Hiesel, „den Stiel umdrehend“, dem Prior, dem „gleißenden Pharisäer und frommen Tagedieb“, eine Strafpredigt hält, steht als Gegenstück gegenüber die Unterredung zwischen Karl Moor und dem Pater, der dem „Herzog der Beutelschneider“ seine bis zum Himmel stinkenden Frevel vorhält, dem aber entgegengedonnert wird: „Still, ihr Falschmünzer der Wahrheit, ihr Affen der Gottheit! Mein Handwerk ist Wiedervergeltung, Rache ist mein Gewerbe!“ Hier ist der Andreas Meyer dem

Hauptmann getreu „bis zum Galgen und in die Hölle“, dort ist es Schweizer, der seinem vergötterten Freunde Moor zuruft: „Geh in die Hölle, ich folge dir!“

Auch das schon erwähnte Volkslied: „Ich bin der bayrisch Hiesel“ u. s. w. mag Schiller gekannt haben, wenigstens tritt in Aufbau und Ausdrucksweise eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Räuberlied hervor.

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne 2c.

jubilieren die Räuber, ebenso der Hiesel:

Es gibt kein schönres Leben,
Wie ich führ auf der Welt!

Die Räuber singen:

Der Wald ist unser Nachtquartier 2c.

Der Hiesel:

Im Wald drauß ist mei Heimat,
Im Wald drauß ist's a Leb'n!

Das Räuberlied schließt:

Und wenn mein Stündlein kommen nun,
Der Henker soll es holen 2c.

Das Volkslied:

Und kommt die letzte Stunde,
Und schließ ich d' Aug'n zu 2c.

Freilich verhält sich die ideale Schöpfung einer hochfliegenden Jünglingsphantasie zu dem trivialen Hiesel-Panegyrikus, wie etwa der „Götz von Berlichingen“ zu einem Hasper di Spada oder ähnlicher Pfeffertütenlitteratur; immerhin wurzeln beide Produkte in der nämlichen Zeitstimmung.

In Preußen hatte die Heldenerscheinung Friedrichs des Großen die Geister lebhaft angeregt und aufgeregt; im deutschen Süden fehlte es an so gesundem Einfluß auf das Gemütsleben des Volkes, dagegen war hier Unzufriedenheit mit den überkommenen Zuständen allgemeiner verbreitet als im Norden;

zumal in der Jugend und in litterarischen Kreisen zeigte sich in den siebziger Jahren jene Gärung, jenes unruhige Vorwärtsdrängen, das wir heute als „Sturm- und Drangperiode" zu bezeichnen pflegen. Deshalb tauchten allenthalben Geheimorden auf, welche sich die Einbürgerung freisinniger Ideen zur Aufgabe setzten, und ebenso regten sich in der Litteratur trotzige Auflehnung gegen Zwang und Zopf, schwärmerisches Streben nach Erlösung aus dem beschränkten, spießbürgerlichen Stillleben, das mit dem absolutistischen Regiment und der Kleinstaaterei in Deutschland aufs engste zusammenhing, nach Freiheit und Weltbürgertum. Zugleich begann die Mahnung Rousseau's: Rückkehr zur Natur! zum ursprünglichen Menschentum! seinen Zauber auszuüben. Am deutlichsten und wunderlichsten prägte sich die dadurch heraufgerufene phantastische Stimmung in der Schwärmerei für die Humanitätsapostel mit Flinte und Räuberhut aus. Wie im allgemeinen „Selbsthilfe gegen die Niedertracht der Welt" geboten erschien, um das verlorene Menschenideal zurückzuholen, so galt Abwehr der „despotischen Kniffe" und „tyrannischen Willkür" der privilegierten Stände als erlaubt und die in solchem Kampf bewährte Tapferkeit als Heroismus. „Wenn Zeit und Umstände sich vereinigen", sagt einmal der Verfasser der gelesensten Schelmenromane, Christian Heinrich Spieß, „so kann der redlichste Mann zum Räuber werden". Welch weichherziger, edelmütiger Bravo ist der Rinaldo Rinaldini des Christian Vulpius, welch „unaussprechlich großer Jüngling" der Abällino Zschokke's! Und weshalb immer in die Ferne schweifen, da doch in deutschen Landen ein so majestätischer Gauner erstanden war!

Es kann also nicht überraschen, daß in den gegen Ende des vorigen Jahrhunderts vom Lesepöbel verschlungenen „Biographien berüchtigter Schwärmer, Jauner, Mörder und Mordbrenner" auch Hiesel redivivus einen Ehrenplatz erhielt. Das Buch ist für „gebildete" Kreise bestimmt, also in „gewählter" Sprache geschrieben und mit klassischen Citaten, sowie mit Beobachtungen „vom socialen Gesichtspunkt" ausgestattet.

Hiesel „wurde Verbrecher nur durch die Einrichtung des Staats". Er hätte seinen Anlagen gemäß ein großer Feldherr und ein trefflicher Staatsmann werden können, aber diese Talente konnten ihm nur zum Verderben gereichen, da die Einrichtung der deutschen Staaten „den Mann von geringem Stand, der hervorstechende Geistesgaben hat, nicht allein unnützer als den dummen, sondern schädlich machen". Was hätte Hiesel zumal in Bayern, „einem Lande, dem man schon damals den Vorwurf der Dunkelheit machen konnte und den man ihm noch jetzt nicht mit Unrecht macht", anders werden können, als ein Wildschütz und Straßenräuber?

Der Erscheinung Hiesels werden alle erdenklichen Vorzüge nachgerühmt, hat er doch z. B. „eine Nase, wie sie die Natur nur Königen geben sollte". Nun werden wir auch nicht mehr erstaunt sein, zu hören, daß der Bauernjunge aus Kissing ungezwungensten Anstand, majestätische Würde, die Klugheit des Fuchses, die Stärke des Löwen sein eigen nannte. Alle diese Vorzüge werden an Beispielen aus dem Leben des „halb Engel gebliebenen, halb durch Umstände, Lage und Convention zu mißgestaltetem Ungeheuer gebildeten" Mannes nachgewiesen. Manche Beispiele sind freilich seltsam genug. So wird unter anderem erzählt, daß er einmal beim Anblick eines Jägers, den sein Hund furchtbar zerfleischt hatte, plötzlich gerührt wurde, dem Ärmsten das Leben schenkte und sogar zum Verband der Wunden ein Stück Leinwand aus seinem Hemde riß. „Mich dünkt", ruft begeistert der Erzähler aus, „Alexanders Reue nach dem Tode des Klinias war um nichts edler!"

Die schon in den älteren Biographien mitgeteilte Scene im Kloster Mödlingen wird noch viel pomphafter ausgeschmückt. Nicht der freie Sohn des Waldes, repliziert Hiesel schwungvoll auf die Vorwürfe des Priors, sondern der träge Mönch, der dem lieben Gott die Tage und den Menschen das Brot stehle, sei eine Landplage; er selbst, Hiesel, sei nicht bloß ein Schütze, sondern auch ein Schützer aller Armen und Unterdrückten. „Wo ich hingehe, geht mir die Fruchtbarkeit nach, der Landmann

lächelt mir entgegen, ich bin nützlich, ja unentbehrlich!“ Einem schurkischen Amtmann wird nur dadurch das Leben gerettet, daß einer der Anwesenden an die Seelengröße des Räubers und Richters appelliert: „Tausende in Ihrer Lage würden so handeln, wie Sie jetzt handeln wollen, allein Sie sind ein großer Mann; ein großer Mann muß nicht handeln, wie Tausende an seiner Stelle, an jeder seiner Thaten muß das Siegel des großen Geistes stehen! ... Denken Sie den großen Gedanken, daß dieser Mensch, der sich im Augenblick noch so hoch über Sie erhaben dünkte, Sie jetzt wie seinen Schöpfer verehren muß, denn Sie schenkten ihm ja alles, Sie schenkten ihm, wie Gott, sein Leben!“

Wenn sich vermuten läßt, daß die ältere Hiesel-Litteratur einigen Einfluß auf die Gestaltung der „Räuber“ ausgeübt hat, so scheint hinwieder dieses Drama auf die Fortbildung der Hiesel-Legende eingewirkt zu haben. Für Hiesels Spießgesellen Schneider z. B. hat offenbar das Urbild Spiegelberg vorgeschwebt. Da die Genossen einen armen Teufel ausgeplündert haben, hält der Hauptmann eine Strafpredigt, die nur als Wiederholung einer Rede des Räubers Moor in gröberer Form sich darstellt: „Beim Teufel, es ist Schande, der Kamerad solcher Schurken zu sein! Aber ihr sollt auch warten, daß ihr schwarz werdet, ehe ihr diesen Namen hört! Schurken, Gauner, Spitzbuben! das sind eure Titel!“ „Alle standen beschämt da, vorzüglich der Schneider, der jetzt aus einem Herkules in die elendeste Memme zusammengeschrumpft war.“

Am Schluß des Hiesel-Panegyrikus persifliert der Verfasser, vermutlich unter dem Eindruck der Schilderung der schimpflichen Hinrichtung, sein eigenes Unternehmen. Er gesteht, daß ihm jetzt, da er das Werk zu Ende geführt habe, ein schwerer Stein vom Herzen gefallen sei, denn — im engsten Vertrauen gesagt! — es sei ihm doch recht sauer geworden, den Mann als einen Helden in seinem Fach darzustellen, wie es doch der Pflicht eines Biographen entspreche. „Warum? weil er nichts mehr und nichts weniger war als: ein Spitzbube!“

Durch seinen Lehrer Rambach, der in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unter der Firma H. Lenz und O. Sturm romantische Schauerkomödien und Geschichten schrieb, ließ sich auch der junge Tieck verleiten, dem Modegeschmack des Publikums ein Zugeständnis zu machen. Er setzte die von Rambach begonnene Bearbeitung einer Lebensgeschichte des bayrischen Hiesels für die unter dem Titel „Thaten und Feinheiten renommierter Kraft- und Kniffgenies" erschienene Sammlung fort. Das Buch war für den Verfasser dieser Studie nicht erreichbar. In Minors Übersicht über die litterarischen Werke Tiecks wird versichert, der Fortsetzer habe sich alle Mühe gegeben, in dem angeschlagenen Tone fortzufahren, mochte auch gelegentlich der Schalk zum Vorschein kommen und den bayrischen Hiesel für nichts mehr und nichts weniger als einen bloßen Gauner erklären.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß in den Reaktionsjahren, welche auf die revolutionäre Bewegung nach den Julitagen des Jahres 1830 in Deutschland folgten, also in einer Zeit, da wieder, wie vor der großen französischen Revolution, dem Volk jedwede Teilnahme am politischen Leben versagt und der deutsche Geist in dumpfer Stubenluft eingesperrt blieb, die hohle Romantik der Sturm- und Drangperiode wieder auflebte. Nachdem sich eine Flut trivialster Unterhaltungslitteratur durch die deutschen Lande ergossen hatte, fühlte man das Bedürfnis nach stärkeren Reizmitteln, und neben den um Mitternacht aufflatternden Gespenstern und den gegen Drachen und Türken kämpfenden Rittern gehörten wieder der biedere Bravo und der edelmütige Mordbrenner zu den Lieblingen des Publikums.

Da durfte auch der bayrische Hiesel nicht fehlen.

Von mehreren ziemlich gleichlautenden „Volksbüchern" niedrigster Gattung sei wenigstens eins hervorgehoben, „von dem schrecklichen Leben und den fürchterlichen Thaten des bayerischen Hiesels". Darin entsprechen nur noch die Grundzüge der Lebensbeschreibung der geschichtlichen Wahrheit, fast alle zur Charakteristik des Helden mitgeteilten Episoden sind

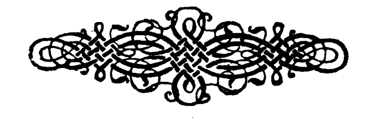
erfunden. Dies gilt insbesondere von der breiten Schilderung der Jugendzeit Hiesels, dem kreuzbraven Vater, der hübschen Nachbarstochter, den ersten Verirrungen, wozu den „kühnen und imposanten Jüngling" die Spielwut verführt habe u. s. w. Was von den wunderbaren Beweisen der Kraft, Kühnheit und List des Wildschützen berichtet wird, übertrifft noch die Hyperbeln der älteren Litteratur. Eine Hauptrolle spielt die „glutäugige Afra", welche den Geliebten aus allen Gefahren rettet, obwohl sie sein Herz nicht dauernd zu fesseln vermag. Mit Rücksicht auf den ländlichen Leserkreis ist die Erzählung mit zahlreichen Schnaderhüpfeln und Trutzliedern ausgestattet.

Natürlich durfte sich auch der fruchtbarste Autor auf dem Gebiete der Ritter- und Räuberromantik, M. K. Leibrock, den dankbaren Stoff nicht entgehen lassen. Er will die Daten aus Hiesels Leben, die ihm „aus einem alten Aktenstück bekannt wurden", „der Abschreckung halber" nicht vorenthalten, aber auch auf diesem Gemälde ist Hiesel nur ein edelmütiger „Rächer der Menschheit an den Menschen".

Noch dümmer ist das „deutsche Volksbuch" eines Münchener Winkellitteraten Bruckbräu, „Der bayerische Hiesel, Wildschützen- und Räuberhauptmann und landesverrufener Erzbösewicht". Es bietet im allgemeinen nur eine Wiederholung der bekannten Abenteuer, nur noch grotesker aufgeputzt und übertrieben. An Größe, Stärke und Schönheit ist niemand dem „Erzbösewicht" aus der Lechau zu vergleichen. „Sein ganzes Benehmen war freundlich, gefällig, annähernd; bisweilen schien das Lächeln des Wohlwollens ihm angeboren; wurde er aber zum Zorne gereizt, so glich sein Antlitz einem stürmischen See." Niemand liebte so treu, so zärtlich wie er, der oft „mit starren, thränenfeuchten Augen zu den eilenden Wolken, den Seglern der Lüfte, gegen Kissing blickt, wo das Herz seines Lebens lebte". Freilich muß sich die blonde Maria mit der braunen Afra in die Liebe des Herrlichen teilen, denn weder jenen Engel des Lichts, noch diesen Dämon der Finsternis will der Empfindsame durch Ablehnung traulicher Umarmung kränken. Daneben tritt, damit auch das

Element des Wunderbaren nicht fehle, ein uraltes Männchen, ein Trüffeljäger, als geheimnisvoller Schutzgeist auf; der „Trüffelhund" erscheint immer im Augenblick der Gefahr und zeigt Mittel und Wege zur Rettung. Erst nach dem Verschwinden des getreuen Eckart gelingt es den Häschern, des gefürchteten Gebieters der Wälder habhaft zu werden. Die grausige Hinrichtung wird natürlich ganz besonders ausführlich geschildert. Noch im letzten Augenblick erscheint dem armen Sünder der Fürst der Finsternis und verspricht, ihn durch die Lüfte zu entführen, wenn er ihm seine Seele verschreiben wolle; da sich der Sterbende dessen weigert, erscheint der Geist seines Vaters mit leuchtendem Antlitz; er bringt die Botschaft, Gott habe dem Gebesserten gnädig verziehen, bald werde es für Vater und Sohn ein seliges Wiedersehen im Himmel geben. —

Fast nur auf struppiges Unkraut, Disteln und Schmarotzerpflanzen sind wir bei der Wanderung durch die Hiesel-Litteratur gestoßen; doch fällen wir nicht ein allzu strenges Urteil über den Geschmack des Publikums, das sich an solchen geschraubten Albernheiten ergötzte! „Zu allen Zeiten", sagt A. W. Schlegel, „gab es einen bloß sinnlichen Romanenhunger, für den es ganz gleichgültig, durch welche Nahrung er gestillt werde". Auch ein namhafter Teil der heutigen „Unterhaltungslitteratur" wird hoffentlich bald nur „kulturgeschichtlichen" Wert beanspruchen können.





Karl Theodor von Pfalz-Bayern und Voltaire.

David Friedrich Strauß' Buch über Voltaire wurde zum viertenmal aufgelegt. Man hört also heute noch gern einen bedeutenden Mann über Voltaire sprechen. Aber wer liest in Deutschland heute noch die Werke Voltaire's? Wer kennt von seinen Tragödien, die so lange für klassisch galten, mehr als „Mahomet" und „Tancred", die uns Goethe vermacht hat? wer weiß von seinen Romanen „Ingénu" und „Candide", den berühmtesten seiner berühmten Romane, mehr als das eine und andere geflügelte Wort? Ich fürchte, es steht um seine erotischen, seine epischen und satirischen Gedichte, seine philosophischen und theologischen, seine geschichtlichen und litterarhistorischen Schriften nicht besser. Der Freidenker hält sich nicht für verpflichtet, ihn zu lesen, und der Fromme hält sich für verpflichtet, ihn nicht zu lesen.

Und doch würde es ebenso unrichtig wie ungerecht sein, die unermeßliche Bedeutung dieses Schriftstellers in Abrede zu stellen! Für die Gleichgültigkeit des großen Publikums gegenüber Voltaires Werken gibt Du Bois-Reymond eine paradox klingende, aber im Grunde sehr richtige Erklärung. „Die wahre Ursache dieser Entfremdung" sagt er „möchte darin bestehen, daß wir alle mehr oder weniger Voltairianer sind, Voltairianer, ohne es zu wissen und auch ohne so zu heißen. Denn so

gewaltig ist er mit seinen Zielen durchgedrungen, für die er mit unermüdlichem Eifer, mit fanatischer Hingebung, mit jeder Waffe des Geistes gekämpft hat, daß Duldung, Geistesfreiheit, Gerechtigkeit uns gleichsam zum natürlichen Lebenselement geworden sind — wie die Luft, an die wir erst denken, wenn sie uns fehlt —, mit einem Wort, daß vieles, was aus Voltaire's Feder floß, uns heute als Gemeinplatz anmutet, während es doch zu Voltaire's Lebzeiten eine That kühnsten Geistes war."

Dieser unerschrockene Kämpfer für die edelsten Güter der Menschheit war weder in seinen Schriften, noch im Leben immer edel, nicht einmal reinlich. Ihm nachteilig sind namentlich seine Irrungen mit dem großen Friedrich. Nichts ist leichter zu erklären als Undankbarkeit, nichts schwerer zu entschuldigen. Für uns unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß Voltaire seinen königlichen Freund von den Rheinsberger Tagen an bis zu seinem Lebensende unterschätzt hat. Wie spricht er nach der ersten Begegnung vom Kronprinzen? Er findet ihn „reizend". Voltaire, der das Adjektiv den Feind des Substantivs genannt hat, war sicherlich in der Wahl der Eigenschaftswörter vorsichtig. Wer aber würde einen Mann, den er als großen Genius erkannt hat, „reizend" nennen! Auch die sonstige Schilderung, die er von seinem jugendlichen Bewunderer entwirft, spricht nicht für seine Menschenkenntnis. Dagegen beweisen die nach seiner Verbannung veröffentlichten Schmähschriften und „Erinnerungen" seine Verlogenheit. Nicht als ob Friedrich II. in dieser Sache durchaus tadellos dastände! Er hat mit voller Aufrichtigkeit die „Henriade" das beste Epos der Weltlitteratur genannt, und Friedrich achtete den Dichterlorbeer wahrlich nicht gering. Er ersehnte, er ermutigte die Huldigung Voltaires, und doch nennt er denselben Mann in Briefen an Jordan seinen „gelehrten Hofnarren". Herr von Arouet war aber noch Schlimmeres als Hofnarr, er war Hofspion. Er erzählt in seinen Denkwürdigkeiten selbst offenbar mit Behagen, daß er auch in jenen Tagen, als er noch das unbedingte Vertrauen des Königs genoß, als Agent der französischen Regierung allerlei Staatsgeheimnisse zu erspähen

und das Erspähte um möglichst hohen Preis an die Marquise von Pompadour zu verkaufen gewußt habe. Der wechselseitigen Vergötterung folgte die Verstimmung, und dieser der Bruch. Friedrich übte unkönigliche Vergeltung, indem er Voltaire, wie Thiériot nachgewiesen hat, hauptsächlich um das Gedicht „Palladium", eine Satire von der Art der „Pucelle", zurückzuerlangen, in Frankfurt durch brutale Häscher verhaften ließ, und der Dichter rächte sich nichtswürdig durch die „Vie privée du Roi de Prusse". Unter solchen Umständen muß es befremden, daß eine Versöhnung überhaupt noch möglich war, und doch knüpfte sich wieder ein zärtlicher Briefwechsel an. Friedrich erklärte unumwunden, es sei ihm unmöglich, dem Verkehr, der ihm die frischeste, lebendigste Anregung gewähre, gänzlich zu entsagen, und auch Voltaire's Versöhnlichkeit dürfte nicht ausschließlich auf Eitelkeit und Habsucht zurückzuführen sein. Es ist wohl nicht bloß ein Bonmot, sondern eine aufrichtige Empfindung, wenn er seine Beziehungen zum König mit dem Verse Martials kennzeichnet: „Ich kann nicht mit dir leben, nicht ohne dich!"

Das Verhältnis zwischen Friedrich und Voltaire hielt bis auf unsere Tage Forscher wie Publikum in Atem. Die Biographen des einen wie des anderen halten die Potsdamer Episode, als König und Dichter buchstäblich Zimmernachbarn waren, für einen der wichtigsten Abschnitte; auch eine Reihe von Monographien aus deutschen und französischen Federn beschäftigt sich insbesondere mit den Briefen, die über Gemüts- und Verstandesleben der beiden und außerdem über manche politische Frage Aufklärung bieten.

Dagegen ist es so gut wie unbeachtet geblieben, daß Voltaire noch zu einem anderen deutschen Fürsten in vertrautem Verhältnis stand, zu einem Fürsten, dessen Regierung in der Geschichte seines Staates kein Lichtpunkt ist, zu Karl Theodor, seit 1742 Kurfürst von der Pfalz, seit 1777 Kurfürst von Pfalz-Bayern.

Ein Fürst trotz alledem von glänzenden Verdiensten. Im ganzen Reich war der Pfalzgraf bei Rhein gepriesen als

freigebiger Gönner aller Künste. Sein nach französischem Vorbild geregelter Hof im modisch gebauten Mannheim war nach dem Dresdener der glänzendste in Deutschland. Und nicht bloß französische Kunst feierte dort Triumphe, auch die deutsche dankte dem freigebigen Mäcen manche Förderung. Das Mannheimer Theater war die erste deutsche, nach Ratschlägen Wielands und Lessings eingerichtete Hofbühne, Schillers Jugenddramen gelangten auf ihr zur ersten Aufführung. Die Mannheimer Kapelle war die beste in Deutschland. Auch eine Akademie der Wissenschaften und eine deutsche Gesellschaft zur Hebung der Muttersprache wurden in der Rheinstadt gestiftet. In den großartigen Sammlungen dieser Residenz holten sich Lessing und Goethe Anregung.

Aber dieser Glanz wurde durch manche Erscheinungen getrübt. Dem Aufwand des Hofes entsprach nicht der Wohlstand des Landes. Der Fürst, von überfrommen Eiferern beeinflußt, war in religiösen Fragen unduldsam. Auf Tausenden seiner Unterthanen lastete die Härte seiner darauf bezüglichen Verordnungen. Das geistige Leben im Volke verkümmerte, das freie Wort verstummte. Wie alle Grandseigneurs jener Tage überschüttete der Fürst auswärtige, vor allem französische Dichter und Gelehrte von namhaftem Ruf mit Ehren und Geschenken, während der einheimische Litterator nur die Brosamen vom Tische der „Auserwählten“ erhielt. Ein trauriges Gegenstück zum Musenhof in Mannheim bildet die Heidelberger Hochschule, die unter Karl Philipp und dessen Nachfolger Karl Theodor alles Ansehen einbüßte. Nicht besser sah es an der neugegründeten Akademie der Wissenschaften aus. Als die Mitglieder von ihrem Wahlrecht Gebrauch machen und zwei Protestanten in ihre Mitte aufnehmen wollten, legten die sämtlichen Jesuiten mit und ohne Soutane am pfälzischen Hofe ihr Veto ein. Der Beichtvater des Kurfürsten, Pater Franck, war der Gehässigste, leider auch der Mächtigste.

Diese Zustände muß man sich vergegenwärtigen, um den vertrauten Verkehr zwischen Karl Theodor, zwischen dem Zögling

P. Francks und dem Propheten des Deismus doppelt überraschend zu finden.

Das Verhältnis knüpfte sich, soweit es sich aus den vorhandenen Quellen feststellen läßt, im Sommer 1753 an. Nach der Demütigung, die dem Dichter durch die Haft in Frankfurt widerfahren war, wurde ihm die Genugthuung zu teil, eine Einladung nach Mannheim zu erhalten.

Wir sind über diese Episode gut unterrichtet durch die Denkwürdigkeiten des damals fünfundzwanzigjährigen Florentiners Cosmas Colini, den Voltaire als Sekretär und Hilfsarbeiter bei seinen geschichtlichen Forschungen angenommen hatte und auf allen Reisen mit sich führte.

Am 28. Juli 1753 fuhren Voltaire und Colini von Mainz nach Mannheim. Als sie in der Pfalz allenthalben auf Ruinen von Kirchen und Burgen, welche von Franzosen eingeäschert worden waren, stießen, wurde es Voltaire ganz ängstlich zu Mute. „Wie wäre es möglich," sagte er, „daß unsere Nation in diesem Lande beliebt sein könnte! Müssen ja doch diese Ruinen unablässig den Haß der Bewohner gegen alles, was französisch heißt, heraufbeschwören! Wissen Sie was, geben wir uns hier zu Lande lieber für Italiener aus!" So wurde es auch wirklich in Worms, wo die Reisenden übernachteten, durchgeführt. Es machte Voltaire, der sich für einen italienischen Edelmann ausgegeben hatte, nicht geringes Vergnügen, dem Gastwirt, der ein bißchen italienisch verstand, von den Wundern seines welschen Vaterlandes zu erzählen.

Tags darauf langten die Reisenden in Mannheim an. Hier erfuhren sie, daß sich das Hoflager gerade im benachbarten Schwetzingen befand; noch ehe sie sich aber in Mannheim umgesehen hatten, kam eine Hofkutsche, um den berühmten Gast nach Schwetzingen zu bringen. Im Lustschloß wurden ihm Gemächer neben den kurfürstlichen angewiesen. Bei der Tafel nahm er stets den Platz zur Rechten des Kurfürsten ein.

„Der pfälzische Hof" versichert Colini „war damals wohl der glänzendste in Deutschland. Feste folgten auf Feste, und

der gute Geschmack, der dabei entwickelt wurde, verlieh ihnen immer neue Reize. Da gab es Jagden, Oper, französisches Schauspiel, Musikaufführungen durch die ersten Virtuosen Europa's, kurz, die kurfürstliche Residenz war der angenehmste Aufenthalt von der Welt für jeden Fremden von Ruf und Verdienst, der hier auf herzlichste und schmeichelhafteste Aufnahme mit Sicherheit zählen konnte."

Bald nach der Ankunft Voltaire's erschienen sämtliche Mitglieder der nach Schwetzingen mitgenommenen französischen Truppe, um dem berühmten Dramatiker ihre Aufwartung zu machen und sich Anleitung und Belehrung für die vom Kurfürsten angeordneten Aufführungen Voltairescher Dramen zu erbitten. Welches Vergnügen für den Dichter, diesem Ansuchen zu entsprechen! „Voltaire's Aufenthalt verwandelte Schwetzingen in einen Tempel Melpomenens!" Auch der Fürst suchte aus der Anwesenheit des „geistreichsten Mannes seines Jahrhunderts" für sich Nutzen zu ziehen. Jeden Tag nach der Mahlzeit nahm er den Gast in sein Arbeitszimmer; hier wurde entweder von Voltaire ein neues Kapitel des „Candide" vorgelesen oder zwanglos über Litteratur geplaudert oder über geplante Kunstunternehmungen beratschlagt. Auch zeigte der Kurfürst selbst seinem Gast die Bibliothek, die Gemäldegalerie, die Antikensammlung, das Medaillenkabinett 2c. zu Mannheim.

In den Mußestunden richtete Voltaire an seine Freunde fulminante Klagen über das Frankfurter „Räuberstückchen", an Podewils und andere Gönner in Berlin de- und wehmütige Episteln, die ihm aufs neue den Weg nach Berlin ebnen sollten. Vorläufig erblickte er ein schätzbares Glück darin, einen anderen fürstlichen Bewunderer gefunden zu haben. „Ich habe mich in der jüngsten Zeit hauptsächlich bei dem Kurfürsten von der Pfalz aufgehalten," schrieb er am 16. August 1753 an Graf d'Argental. „Sie werden zwar einwenden, daß ich vor Kurfürsten nachgerade genugsam abgeschreckt sein könnte" (Friedrich II. war ja Kurfürst von Brandenburg), „allein dieser ist ein gar tröstlicher Herr. Sæpe premente deo, fert deus alter opem!"

Vierzehn Tage verweilte Voltaire am pfälzischen Hofe, „gefeiert und geehrt gleich einem der Mächtigsten dieser Erde". Beim Abschied mußte er dem Kurfürsten geloben, bald wiederzukommen und häufig zu schreiben.

Während das erste Versprechen erst nach fünf Jahren erfüllt wurde, säumte Voltaire nicht, sich brieflich seinem Gönner in freundliche Erinnerung zu bringen. Leider scheinen sämtliche Briefe Voltaire's mit einigen Ausnahmen verloren gegangen zu sein, nur einige dreißig Antwortschreiben des Kurfürsten sind uns erhalten. Auch erneute Nachforschung im geheimen Hausarchiv zu München brachte nur noch ein paar bisher unbekannte Briefe aus späteren Jahren zu Tage.

Der Inhalt der Korrespondenz dreht sich hauptsächlich um die geschichtlichen, philosophischen und poetischen Arbeiten Voltaire's, denen der Kurfürst ebenso überschwängliche Begeisterung entgegenbrachte, wie sein größerer Zeitgenosse. Einem Werke, das seine Entstehung dem Aufenthalt Voltaire's am herzoglichen Hofe zu Gotha verdankte, den Annales de l'Empire, die im April 1754 an fürstliche Freunde versandt wurden, widmet der Kurfürst in seinem ersten Briefe vom 1. Mai 1754 begeisterte Anerkennung. Er habe seinen Dank nicht eher aussprechen können, schreibt er, denn es sei ihm nicht möglich gewesen, die Lektüre zu unterbrechen. „Ihre Werke sind aber nicht dazu gemacht, um nur in flüchtiger Eile gelesen zu werden. Fast jedes Jahr in Ihren Annalen" (das Werk ist in der Form mittelalterlicher Annalen streng chronologisch geordnet) „verdient wegen der einsichtsvollen Bemerkungen, die Sie immer an passender Stelle einflechten, eine ganz besondere Aufmerksamkeit." Diese „Bemerkungen" sind aber hauptsächlich gegen religiöse Unfreiheit und Unduldsamkeit gerichtet, so daß Karl der Große z. B. dem Verfasser nur als ein gewaltthätiger, barbarischer, bigotter Despot gilt und in der Reihe der Kaiser überhaupt nur denjenigen Lob gezollt wird, die gegen Rom und die Römlinge kraftvoll auftraten. Freilich ist auch Luther für Voltaire nichts anderes als ein keifender Mönch!

Merkwürdig ist eine Äußerung des Kurfürsten, der noch wiederholt auf das „größte Geschenk Frankreichs an Deutschland“, eben jene Annales de l'Empire, zurückkommt, über den Ursprung des deutschen Fürstentums. „Ich weiß nicht, ob Sie nicht die sogenannten Usurpationen unter den ersten deutschen Kaisern zu bereitwillig entschuldigen. Es ist eine ausgemachte Sache, daß die Kaiser die Verwaltung einiger Provinzen solchen Männern anvertrauten, welche bei ihnen die ersten Hofämter bekleideten, daß sie aber gewiß nicht gesonnen waren, diese Länder den Leuten förmlich zur Regierung zu überlassen, noch weniger, dieselben in den Familien der Hofbeamten erblich machen wollten. Sie haben zwar allerdings mit Ihrer Behauptung recht, daß die Deutschen früher Fürsten als Kaiser hatten, doch sind, soviel ich mich erinnere, weder jene Fürsten noch ihre Nachfolger wieder in Besitz ihrer alten Herrschaften gesetzt worden. Ich plaidiere gegen meine eigene Sache, aber zum Glück heißt es: Beati possidentes“.

Der Essai sur l'histoire générale, der später in den Essai sur les mœurs et l'esprit des nations umgewandet wurde, ist (1753) dem Kurfürsten Karl Theodor gewidmet. Das an ihn gerichtete Vorwort strotzt von überschwänglichen Schmeicheleien; es hat fast den Anschein, als sei das leuchtende Lob des neuen Mäcen darauf berechnet, die Eifersucht des undankbaren „Salomons des Nordens“ wachzurufen. „Der Stil der Widmungsreden, das Lob der Ahnen und der Tugenden des Schutzherrn und das schlechte Buch des Schützlings haben oft genug das Publikum gelangweilt. Aber es muß gestattet sein, einen Vortrag über Geschichte einem Manne vorzulegen, der Geschichte versteht. . . Die hohe Bescheidenheit dieses Mannes, gepaart mit einer Fülle von Kenntnissen, — sein reger Eifer, den Geist zu bilden, um sich selbst wirklich zu unterrichten und nicht bloß, um damit zu paradieren, — sein Mißtrauen in die eigene Einsicht, — seine Einfachheit, die trotzdem unwillkürlich als Größe anmutet, — sein Talent, sich Popularität zu verschaffen, ohne danach zu haschen, — die Ängstlichkeit, womit er es ablehnt,

Beweise der ehrfurchtsvollen Zärtlichkeit, die jedermann für ihn empfindet, offen entgegenzunehmen, — alles dies wäre wohl geeignet, einen geschäftsmäßigen Lobredner zum Schweigen zu bringen, kann aber nicht hindern, daß die Dankbarkeit der Güte einen schwachen Tribut zolle.“

Auch der Kurfürst kargte nicht mit Anerkennung und Bewunderung. „Die beiden Werke“ (Annales de l'Empire und Essai sur l'histoire générale) schreibt er „sind nicht für Leute gemacht, die dem neuen Automaten in Paris gleichen. Freilich giebt es so wenig Menschen, die selbst denken, und noch weniger, die richtig denken, so daß es nicht zu verwundern wäre, wenn irgend ein finsterer Misanthrop die Nachricht: man habe das Mittel erfunden, das menschliche Geschlecht mit geringeren Kosten als durch Kriege zu vermindern, mit kaltem Blute anhörte.“

Ebenso willig spendete er dem Dichter Weihrauch; ihm gefielen Voltaire's Plänkeleien gegen den französischen Klassicismus und sein Liebäugeln mit Shakespeare. Wunderlicherweise hielt er Voltaire's eigene Stücke für die Fortsetzung und ideale Ergänzung der englischen Dramen, für die höchste Leistung der dramatischen Dichtung überhaupt.

„Ich bin entzückt,“ schreibt er am 28. August 1754, „daß Sie ungeachtet der vielen sorgfältigen und mühsamen historischen Untersuchungen, die Sie anstellen, dennoch auch damit umgehen, das französische Theater mit einem neuen Trauerspiel zu schmücken; wie ungeduldig harre ich auf diese Neuigkeit! — You are in the right to think that I don't dislike the english taste, and I have borrow'd this way of thinking from the observations on this nation. Wenn die allzuweit ausgedehnten Freiheiten der englischen Tragödie durch jemand, der das so gut versteht wie Sie, etwas eingeschränkt würden, so müßten ihre Schönheiten das Wohlgefallen aller Unbefangenen erringen!“ Völlig bezaubert ist er vom „Orphelin de la Chine“. „Ich habe die Tragödie, die Sie mir freundlichst zuschickten, dreimal gelesen und immer neue Reize darin entdeckt. Kurz, ich stehe ganz

unter dem Banne dieses Eindrucks und brenne vor Ungeduld, das Stück spielen zu sehen.“ Besonderes Vergnügen würde es ihm machen, wenn sich der Dichter dazu entschließen könnte, das Stück in Mannheim selbst einzustudieren*), wie denn überhaupt fast jeder Brief eine Einladung nach Mannheim oder Klagen über das bedauerliche Fernbleiben des verehrten Mannes enthält. Das Mannheimer Theater sollte ihm unbedingt zur Verfügung stehen. „Es sollen nur Stücke gespielt werden, die das Wohlgefallen Ihrer Nichte finden werden!“ „Fürchten Sie sich nicht mehr vor der Kälte,“ tröstet er ein andermal, „ich werde alle Anstalten treffen, Sie dagegen zu schützen, und ehe ich des Vergnügens beraubt würde, Sie zu sehen, wollt' ich ja lieber an jeder Thür und an jedem Fenster einen Kamin anbringen lassen.“

Zum Dank für solche Aufmerksamkeit übersendet dann wieder Voltaire neue Poeme. Im Sommer 1759 legt er den „Tancred“ vor. „Ich habe das Drama mit großem Vergnügen gelesen und um so lieber, da Sie darin der Monotonie jener Verse, die sonst fünf ganze Akte lang paarweise miteinander abwechseln, glücklich abgeholfen haben. Und wie trefflich schildern Sie den Geist jenes Rittertums, das glücklicherweise nicht mehr vorhanden ist. Nun, jedes Jahrhundert hat seine lächerlichen Seiten, und unser Jahrhundert vielleicht noch mehr als die früheren.“

„Ich habe im Journal encyklopédique“, fährt er fort, „einen kurzgedrängten Auszug des Jesus Sirach in Versen

---

*) Der Kurfürst macht gelegentlich der projektierten Aufführung eine mit Rücksicht auf den noch herrschenden Geschmack (1755!) überraschende Bemerkung über das Kostüm: „Sie würden mir eine Freude machen, wenn Sie mir in der Zwischenzeit meldeten, was für eine Art Kleidung Sie für die Schauspieler bei der bewußten Vorstellung am schicklichsten halten. Ich bilde mir nämlich ein, daß Sie für Zanti“ (den Mandarin, der seinen Sohn opfern will) „weder Zopf noch Zwickelbart, noch für seine Frau kleine metallene Pantoffeln verlangen, wiewohl man auf solche Dinge überhaupt nicht acht gibt, wenn man Ihre herrlichen Verse hört.“

angetroffen, den man Ihnen zuschreibt. Nach den Schönheiten zu urteilen, die sich darin finden, will auch ich es gern glauben. Machen Sie mir doch die Freude, mir mitzuteilen, ob es sich in der That so verhält, und seien Sie stets überzeugt von der hohen Achtung, die ich für den ‚kleinen Schweizer‘ hege.“ Diese Bezeichnung, die sich Voltaire seit seiner Übersiedlung nach Ferney beilegte — in den Briefen an die Herzogin Luise Dorothea von Gotha nennt er sich gewöhnlich den „alten Schweizer“ —, giebt dem Kurfürsten wiederholt Anlaß zu scherzhaften Wendungen.

Karl Theodor war auch für die Verbreitung seines Lieblingsdichters in Deutschland besorgt. Wie aus einem Briefe vom 15. Juli 1761 erhellt, ließ er die „Henriade“ ins Deutsche übersetzen. „Ich lasse einen gewissen Schwarz, einen meiner Beamten“ — J. Chr. Schwarz war kurpfälzischer Konsistorialrat zu Mannheim — „daran arbeiten, einen Mann, der als Rat sehr mittelmäßig, aber ein guter Poet ist. Er hat bereits zu vollkommener Befriedigung deutscher Litteraturfreunde die ganze ‚Äneide‘ in Verse übertragen. Gelingt es ihm ebenso gut mit der ‚Henriade‘, so kann er sich rühmen, die vaterländische Litteratur mit den beiden besten Heldengedichten bereichert zu haben.“ Die Übersetzung der „Äneis“ erschien 1742, in verbesserter Auflage 1761, die „Henriade“ 1766.

Der Fürst beweist keinen schlechten Geschmack, indem er den Dichter einmal auf das Buch Hiob verweist. „Sind Sie, da Sie sich gegenwärtig mit dem Alten Testament beschäftigen, nicht auch der Meinung, daß das Buch Hiob ein stattliches Gedicht geben würde? und in den jetzigen Zeitläufen wäre es so notwendig, zur Geduld aufgemuntert zu werden.“

Derselbe Karl Theodor, der den Jesuiten in seinem Lande so große Macht einräumte, spricht sich im Verkehr mit dem Dichter der Aufklärung überraschend vorurteilslos aus. Das Trauerspiel „Olympie“ begleitet Voltaire (5. Juli 1762) mit den Worten: „Ich wünsche, daß mein guter Hierophant“ — der Hohepriester, womit er ein polemisches Gegenstück zu Joad

in Racines „Athalie“ schaffen wollte — „vor Ihrer kurfürstlichen Durchlaucht Gnade finden möchte. Er ist weder Jansenist, noch Molinist, sondern der beste Priester, den ich kenne. Wenn die Jesuiten ihm geglichen hätten, so befänden sie sich noch in Portugal und würden in Frankreich nicht mit scheelen Augen betrachtet“. Und Karl Theodor fand die Idee, der „fanatischen, unduldsamen Priesterschaft der katholischen Kirche“ das Lichtbild eines von Eigensucht und Ehrgeiz freien Gottesverehrers entgegenzustellen, bewundernswert. „Ich kann Ihnen gar nicht schildern, wie viel Vergnügen mir Ihre Alexanders-Familie bereitet. Anfänglich wollte ich die theatralische Aufführung abwarten und Ihnen dann erst die verdienten Lobsprüche spenden, aber die Trägheit meiner Schauspieler, die bereits mit dem Einstudieren des „Tancred“ beschäftigt waren, hat mich daran verhindert. Le Noble, den Sie hier in der Rolle des Lusignan gesehen haben, wird jenen Ehrenmann von Priester darstellen, von dem man so wenige Nachfolger in der Welt antrifft. Die Olympie soll die Denesle, eine noch jugendliche Schauspielerin, darstellen; sie sucht die Clairon nachzuahmen, deren Schülerin sie zwei Jahre lang gewesen ist. Le Cain kennt sie. Das Stück, so wie es vor mir liegt, scheint mir eine Fülle von Schönheiten zu bergen und hat sogar eine würdige Familienähnlichkeit mit Ihren anderen Werken.“

Ja, sogar auf die berüchtigte Satire auf den Mythus der Jungfrau von Orleans, die „Pucelle“, ein Werk von ebenso ausgesprochen antikirchlicher Tendenz wie obscöner Leichtfertigkeit, erstreckt sich die Duldsamkeit des Fürsten. Freilich stand er damit nicht allein. An der „Pucelle“ „erbaute sich“ lange Zeit die vornehme und sonst so streng kirchliche Gesellschaft!

Als sich im Lager des Bischofs von Annecy und der Schweizer Jesuiten endlich ein Sturm gegen den „ehrwürdigen Patriarchen von Ferney mit dem Pferdefuß“ erhob und als Versuch, den gefährlichen Satirenschreiber durch einen satirischen Pfeil zu erlegen, 1763 eine „Relation de la maladie, de la confession et de la mort de M. de Voltaire“ erschien, welche

dem Philosophen die beschämendsten Selbstgeständnisse und u. a. eine Abbitte vor seinem schlimmsten Feinde, dem klerikalen Kritiker Fréron, in den Mund legte, sprach der Kurfürst dem Angegriffenen Trost zu: „Seien Sie überzeugt, mein lieber, alter Schweizer, daß alle Frérons der ganzen Welt die wahre Hochachtung, die ich stets für die Person und das Genie eines Mannes, wie Sie, gehabt habe, nicht herabmindern können. Der strenge und bittere Kunstrichter erreichte nie den Virgil, den Sallust, den Newton, und derjenige, der die St. Peterskirche in Rom kritisierte, wäre vielleicht nicht im stande gewesen, den Riß zu einer Dorfkirche zu verfertigen."

Besonderes Interesse gewähren die in die Briefe da und dort eingeflochtenen Bemerkungen über politische Zeitereignisse, namentlich über den König von Preußen, der in jenen Jahren den Riesenkampf gegen das in Waffen gegen ihn vereinigte halbe Europa kämpfte.

Karl Theodor war im österreichischen Erbfolgekriege der Bundesgenosse König Friedrichs gewesen, und auch nach dem Dresdener Frieden von 1745 hatten sich freundschaftliche Beziehungen zwischen den Höfen zu Mannheim und Berlin erhalten. Allein der Lockung, mittels französischer Hilfsgelder den schwer gefährdeten Finanzen abzuhelfen, konnte, gleich so vielen anderen deutschen Fürsten, auch Karl Theodor nicht widerstehen, und das französische Interesse blieb in Mannheim auch maßgebend, als der siebenjährige Krieg ausbrach. Das pfälzische Kontingent focht also in den Reihen der berüchtigten Reichsarmee, was insbesondere für die jülichschen Lande des Kurfürsten schweren kriegerischen Druck nach sich zog.

Bekanntlich stand auch Voltaire in den ersten Kriegsjahren mit seinen Neigungen und Wünschen ganz auf Seite der Gegner Friedrichs und schämte sich nicht, in Briefen an Vertraute über die verzweifelte Lage des Königs, den er so oft als „Licht der Welt" begrüßt hatte, zu frohlocken. Da uns, wie erwähnt, die Briefe Voltaire's an Karl Theodor nicht erhalten sind, so wissen wir nicht, wie er sich diesem Gönner gegenüber über die

politischen und militärischen Ereignisse aussprach. Es berührt aber wohlthuend, zu sehen, daß wenigstens Karl Theodor, obwohl seine Truppen gegen Friedrich fochten, die gebotene Rücksicht auf die Größe und das große Schicksal des Königs niemals außer Augen läßt. Als nach der Besetzung von Dresden durch die Preußen im Winter 1756 das Gerücht Europa durchlief, daß eine hochgestellte Dame des sächsischen Hofes — glücklicherweise vergeblich — den Versuch gemacht habe, den Todfeind Sachsens durch Gift ums Leben zu bringen, schrieb Karl Theodor an Voltaire: „Sie haben sehr recht, wenn Sie behaupten, daß in keinem Jahrhundert der Vergangenheit denkwürdigere Ereignisse anzutreffen seien als diejenigen, die sich vor unseren Augen abspielen. Dies wohlgeglättete Jahrhundert, das man wohl als das goldene bezeichnet hat, ist kaum über seine erste Hälfte hinaus, so wird es durch ein meuchelmörderisches Attentat auf das Leben eines großen Königs besudelt. Unser Jahrhundert scheint mir Ähnlichkeit zu haben mit den Sirenen, deren obere Hälfte als reizende Nymphe sich zeigt, während die untere in einen grausigen Fischschwanz ausläuft.“ Nach der furchtbaren Niederlage König Friedrichs bei Kollin schreibt Karl Theodor: „Ich bin dem kleinen Schweizer sehr verbunden für seine richtigen Bemerkungen über Raminagrobis“ — weshalb dem Preußenkönig dieser Name beigelegt wird, ist aus den vorliegenden Briefen nicht ersichtlich —. „Es steht jetzt recht schlecht mit ihm. Hoffentlich sieht er sich dazu gezwungen, billige Friedensbedingungen zu unterschreiben und damit Europa wieder seine glückliche Ruhe zu geben.“ Welcher Art die „wichtige Nachricht“ war, für deren Mitteilung der Kurfürst am 25. Oktober 1757 dem kleinen Schweizer seinen Dank aussprach, ihm ewig unverbrüchliches Stillschweigen gelobend, wissen wir nicht. Vielleicht bezog sich dieselbe auf die strategischen Bewegungen der Preußen in der Umgebung von Gotha, wo Voltaire bei wiederholtem Aufenthalt bei seiner Freundin, der Herzogin Dorothea, mannigfache Verbindungen angeknüpft hatte. Als wider alles Vermuten der Feldzug dieses

Jahres mit herrlichen Siegen des Königs endigte, schrieb der Kurfürst an den Dichter: „Möge für Sie das neue Jahr so großes Glück bringen, wie das verflossene vielen Unheil gebracht hat. Nie ist so viel Blut vergossen worden! Ich glaube nicht, daß es in der Geschichte ein zweites Beispiel eines Feldzugs giebt, in dem zehn Schlachten geschlagen wurden. Und leider hat es noch nicht den Anschein, als ob wir so bald Frieden bekämen!“ Im Frühjahr 1758 versetzten die Streifzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig auch die Pfalz in Unruhe; die damals gehegte Besorgnis klingt aus den Worten, womit der Kurfürst den Dichter nach Schwetzingen einlud: „Welch ein Glück wird es für mich sein, Ihre Gesellschaft zu genießen, mich mit einem Manne wie Sie unterhalten zu können! Hoffentlich wird mir durch die Hoffnung kein Strich gezogen, weder durch Ihre Gesundheitsverhältnisse, noch durch die Husaren. Dann werde ich mit dem kleinen Schweizer weit freimütiger über die großen Revolutionen sprechen können, die wir gegenwärtig erleben. Sie wissen, daß ich stets für diesen Republikaner Gefühle der vollkommensten Hochachtung hege und hegen werde.“ Als der Sommer 1758 den blutigen Sieg Friedrichs bei Zorndorf brachte, unmittelbar darauf aber die Niederlage bei Hochkirch, schrieb Karl Theodor: „Sie haben ganz recht: in unserem Jahrhundert geht vieles vor sich, was sich mit nicht anderem vergleichen läßt, und ebenso viel nichts, das man gern zu etwas machen möchte. Dahin gehört die zweite Schlacht der Russen und eine Menge anderer Vorfälle. Endlich ist der große Mann in seinem Lager überfallen worden, aber durch seine gewandten Manöver hat er alles wieder hergestellt. Man kann nur hoffen, daß so viel vergossenes Blut die streitenden Parteien endlich bewegen werde, an den Frieden zu denken, der so lebhaft zu wünschen ist.“ Als auch diesmal die Hoffnung trog, klagte er: „Der Optimismus ist von unserer Erdkugel verbannt, und ich bezweifle, ob Pope, wenn er noch lebte und alles sähe, was sich seit einigen Jahren zugetragen hat, behaupten würde: All what is, is right.“

Durch Voltaire wurde der Kurfürst zur Lektüre der Schriften des großen Königs bewogen. Schon bei seinem Aufenthalt in Mannheim im Sommer 1754 schenkte Voltaire seinem Gönner die Prachtausgabe der „Mémoires pour servir à l'histoire de Brandenbourg", die er von König Friedrich selbst erhalten hatte.*) Zur Aussöhnung des Königs mit seinem ehemaligen Hofgelehrten trug bekanntlich am meisten bei, daß dieser nach dem Tode der Lieblingsschwester Friedrichs, der Markgräfin von Bayreuth, eine schwungvolle Ode veröffentlichte; wiederholt erklärte der König, er könne dem Schöpfer dieses herrlichsten Denkmals nicht länger gram sein. Voltaire übersandte seine Ode auch dem Kurfürsten von der Pfalz, zugleich mit einer anonym publizierten Satire aus der Feder des Königs: „Panegyrique du sieur Jacques Matthieu Reinhardt, maitre cordonnier, prononcé le treizieme mois de l'an 2899 dans la ville de l'imagination, par Pierre Mortier, diacre de la cathedrale". Voltaire charakterisiert den Inhalt der Scherzschrift in einem Briefe an die Herzogin von Gotha folgendermaßen: „Der Redner setzt in dieser Schrift auseinander, daß die meisten Könige nur schlechte Schuster geworden wären und daß Gott sie nur deshalb zu Königen gemacht hat, weil sie nie ihren Unterhalt hätten bestreiten können, wenn sie nicht dieses Amt erhalten hätten." Karl Theodor schreibt darüber: „Die Leichenpredigt auf einen Schuster, die Sie mir zugeschickt haben, ist mir sowohl wegen ihres Tones, als wegen ihres Verfassers ebenso merkwürdig erschienen, wie ich die Ode auf den Tod der Frau Markgräfin, die fast in jeder Strophe eine auffallende

---

*) Der stattliche Band mit trefflichen Porträts und Vignetten von Schmidt, Pesne und andren ist heute Eigentum der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Ein anderes Exemplar — es wurden nur ungefähr dreißig hergestellt — verehrte Friedrich dem König von Frankreich, während der Präsident Hernault, obwohl dessen französische Geschichte im Vorwort als Muster der Geschichtschreibung gerühmt wird, der Herzog von Richelieu und andere sich vergeblich um Exemplare bewarben (Aretin, Beiträge zur Geschichte und Litteratur, IV, 558; Preuß, Friedrich der Große als Schriftsteller, 18).

Wahrheit bietet, erhaben finde.“ Am 12. März 1760 schreibt er: „Sobald ich Ihren Brief vom 9. vorigen Monats erhalten habe, suchte ich mir die poetischen Werke des Philosophen von Sanssouci zu verschaffen. Ich habe sie mit großem Vergnügen gelesen. Die Epistel an den Bruder, diejenige an Hermotim, die zehnte an den General Bredow und die neunzehnte an d'Arget haben den größten Eindruck auf mich gemacht. Die ‚Kunst des Kriegs‘ ist ein höchst originelles Gedicht voll poetischer Schönheit. Dem großen Verfasser kommt es ja auch zu, in dieser Kunst Lehren zu erteilen. Den Oden vermag ich, wie Sie sich vielleicht noch erinnern, keinen Geschmack abzugewinnen; ich verstehe mich auf diese Gattung Gedichte noch weniger als auf andere. In der sechsten Epistel an Graf Gotter habe ich vortreffliche Beschreibungen von verschiedenen Künsten und Gewerken gefunden, unter anderen die vom Brot, welche so anhebt:

Sieh jenen Ackersmann
Wach mit dem Morgenrot,
Lenkt er den Pflug und baut
Das mütterliche Land!

Unter uns gesagt: ich glaube an verschiedenen Stellen den kleinen Schweizer herausgefunden zu haben.“

Leider werden wir, da die Antwort Voltaire's nicht vorliegt, nicht unterrichtet, wie hoch Voltaire selbst seinen Anteil an den Gedichten König Friedrichs anschlug. Es ist ja auch heute noch eine streitige Sache, ob der französische Poet viel von dem Seinigen dazu gegeben oder sich auf grammatikalische Verbesserungen beschränkt hat.

Karl Theodor fand übrigens den Liebling nicht etwa bloß mit Schmeichelworten ab. Im Jahre 1757 wandte er ihm eine Leibrente zu, deren Höhe wir nicht genau kennen — Desnoiterres glaubt dieselbe auf 13 000 Lire jährlich berechnen zu dürfen. Doch hat Arouet selbst ein namhaftes Kapital eingezahlt. Um dem Kurfürsten zu danken, begab sich Arouet im Sommer 1758 wieder nach Mannheim. „Ich kann diese

Reise nicht aufschieben", schrieb er am 21. Juni 1758 an d'Argental, „zu meiner Rechtfertigung muß ich Ihnen eröffnen, daß mir der Kurfürst von der Pfalz die echtesten Beweise seiner Güte zukommen ließ, daß er es übernahm, mein und meiner Nichte Vermögen zu ordnen, — ich muß ihn also besuchen und meinen Dank aussprechen!"

Als in den kriegerischen Zeitläufen die Zahlungen ins Stocken gerieten, wandte sich Voltaire am 5. Juli 1762 an den Kurfürsten: „Wird es mir wohl erlaubt sein, auch für mein Zeitliches Ihre Protektion zu erbitten, nachdem ich das Geistige Ihrem Urteil unterworfen habe? Ihre Kurfürstliche Durchlaucht sehen, daß die Seele und der Körper des kleinen Schweizers von Ihnen abhängen. Mit der Enkelin Corneille's" (der Karl Theodor ebenfalls eine Rente zugesichert hatte) „will es ebensowenig fort, wie mit der Herausgabe seiner Werke" (Karl Theodor hatte auf zehn Exemplare subskribiert). „Ich hoffe, daß Herr v. Beckers" (der Finanzminister des Kurfürsten) „uns wieder zu Kräften verhelfen wird. Ich flehe Sie um Ihre Fürsprache bei diesem Herrn an, denn ich glaube, daß ich eine bessere Protektion nicht finden kann als die Ihrige. Erlauben Sie also, daß ich die traurige und unhöfliche Bittschrift, die ich Ihrem Generalkontrolleur einreiche, an Sie adressiere. Feine italienische Höflinge behaupten zwar, man müsse sich immer durch die Minister an die Fürsten wenden, allein ich bin der Meinung, daß man bei Ihrem Hofe sich durch den Fürsten an die Minister wenden und immer zuerst an Ihre schöne Seele appellieren muß."

Der Fürst erfüllte nicht bloß die Bitte, sondern erfüllte sie auch in großmütiger Weise. „Mir ist recht gut bekannt", erwidert er, „daß man das Leibliche nicht vergessen darf, wenn man das Geistige anrufen will". Auch um die Ernennung zum Mitglied der Mannheimer Akademie scheint sich Voltaire selbst beworben zu haben. „Wiewohl ich der Akademie die Wahl der Mitglieder überlassen habe", schreibt der Kurfürst, „so weiß ich doch, daß die Gesellschaft zu aufgeklärt ist, als daß sie nicht

einsähe, welchen Gewinn sie aus Ihrer Kollegenschaft ziehen wird. Ich kann Ihnen nur meine Erkenntlichkeit bezeigen, daß Sie so gefällig sind, als Mitglied beitreten zu wollen." Der Ausgang der Wahl konnte um so weniger zweifelhaft sein, als seit mehreren Jahren Voltaire's vertrauter Sekretär Colini als Geheimsekretär in des Kurfürsten Dienste getreten war und als Direktor der wissenschaftlichen Sammlungen eine hervorragende Stellung einnahm.

„Diese Ehre" schrieb Voltaire an ihn (7. November 1763) „würde für mich im Elend meines hohen Alters ein herrlicher Trost sein; der Titel eines Mitglieds Ihrer Gesellschaft würde mich mehr als irgend ein anderer ehren und erfreuen". Die Wahl erfolgte noch im nämlichen Jahre.

Wohl kein anderes Ereignis hat auf den Charakter des Kurfürsten schädlicher eingewirkt als der Tod seines einzigen Sohnes. Dieser schmerzliche Verlust beraubte ihn des Erben, und von Stunde an gewannen jene Wühlereien, die ihn der Verschacherung der bayrischen Lande geneigt machen sollten, festeren Boden.

Zur erwarteten Ankunft des Thronerben hatte Voltaire (14. April 1761) Verse an den Vater gerichtet, deren Byzantinismus widerwärtig berührt:

> ... Je ressemble au vieux Simeon,
> Chacun de nous a son messie,
> J'ai pour Vous plus de passion
> Que pour Joseph et pour Marie!

Der Poet erinnert daran, daß bei der Geburt des Herzogs von Burgund alle in die Gemächer Ludwigs XV. gedrungenen Gassenjungen zu tanzen begannen. „Ich würde mich wie ein rechter Gassenjunge in Schwetzingen gebärden, wenn es mir gestattet wäre, im Monat Juli mich dem Vater, der Mutter und dem Kinde zu Füßen legen zu dürfen ... Einen Sohn für Ew. Durchlaucht und den Frieden, das sind meine Wünsche, und sollte der Friede ausbleiben, so wäre doch noch immer die Geburt eines Sohnes als glückliches Ereignis zu feiern." Einige

in Racines „Athalie“ schaffen wollte — „vor Ihrer kurfürstlichen Durchlaucht Gnade finden möchte. Er ist weder Jansenist, noch Molinist, sondern der beste Priester, den ich kenne. Wenn die Jesuiten ihm geglichen hätten, so befänden sie sich noch in Portugal und würden in Frankreich nicht mit scheelen Augen betrachtet“. Und Karl Theodor fand die Idee, der „fanatischen, unduldsamen Priesterschaft der katholischen Kirche“ das Lichtbild eines von Eigensucht und Ehrgeiz freien Gottesverehrers entgegenzustellen, bewundernswert. „Ich kann Ihnen gar nicht schildern, wie viel Vergnügen mir Ihre Alexanders-Familie bereitet. Anfänglich wollte ich die theatralische Aufführung abwarten und Ihnen dann erst die verdienten Lobsprüche spenden, aber die Trägheit meiner Schauspieler, die bereits mit dem Einstudieren des „Tancred“ beschäftigt waren, hat mich daran verhindert. Le Noble, den Sie hier in der Rolle des Lusignan gesehen haben, wird jenen Ehrenmann von Priester darstellen, von dem man so wenige Nachfolger in der Welt antrifft. Die Olympie soll die Denesle, eine noch jugendliche Schauspielerin, darstellen; sie sucht die Clairon nachzuahmen, deren Schülerin sie zwei Jahre lang gewesen ist. Le Cain kennt sie. Das Stück, so wie es vor mir liegt, scheint mir eine Fülle von Schönheiten zu bergen und hat sogar eine würdige Familienähnlichkeit mit Ihren anderen Werken.“

Ja, sogar auf die berüchtigte Satire auf den Mythus der Jungfrau von Orleans, die „Pucelle“, ein Werk von ebenso ausgesprochen antikirchlicher Tendenz wie obscöner Leichtfertigkeit, erstreckt sich die Duldsamkeit des Fürsten. Freilich stand er damit nicht allein. An der „Pucelle“ „erbaute sich“ lange Zeit die vornehme und sonst so streng kirchliche Gesellschaft!

Als sich im Lager des Bischofs von Annecy und der Schweizer Jesuiten endlich ein Sturm gegen den „ehrwürdigen Patriarchen von Ferney mit dem Pferdefuß“ erhob und als Versuch, den gefährlichen Satirenschreiber durch einen satirischen Pfeil zu erlegen, 1763 eine „Relation de la maladie, de la confession et de la mort de M. de Voltaire“ erschien, welche

dem Philosophen die beschämendsten Selbstgeständnisse und u. a. eine Abbitte vor seinem schlimmsten Feinde, dem klerikalen Kritiker Fréron, in den Mund legte, sprach der Kurfürst dem Angegriffenen Trost zu: „Seien Sie überzeugt, mein lieber, alter Schweizer, daß alle Frérons der ganzen Welt die wahre Hochachtung, die ich stets für die Person und das Genie eines Mannes, wie Sie, gehabt habe, nicht herabmindern können. Der strenge und bittere Kunstrichter erreichte nie den Virgil, den Sallust, den Newton, und derjenige, der die St. Peterskirche in Rom kritisierte, wäre vielleicht nicht im stande gewesen, den Riß zu einer Dorfkirche zu verfertigen."

Besonderes Interesse gewähren die in die Briefe da und dort eingeflochtenen Bemerkungen über politische Zeitereignisse, namentlich über den König von Preußen, der in jenen Jahren den Riesenkampf gegen das in Waffen gegen ihn vereinigte halbe Europa kämpfte.

Karl Theodor war im österreichischen Erbfolgekriege der Bundesgenosse König Friedrichs gewesen, und auch nach dem Dresdener Frieden von 1745 hatten sich freundschaftliche Beziehungen zwischen den Höfen zu Mannheim und Berlin erhalten. Allein der Lockung, mittels französischer Hilfsgelder den schwer gefährdeten Finanzen abzuhelfen, konnte, gleich so vielen anderen deutschen Fürsten, auch Karl Theodor nicht widerstehen, und das französische Interesse blieb in Mannheim auch maßgebend, als der siebenjährige Krieg ausbrach. Das pfälzische Kontingent focht also in den Reihen der berüchtigten Reichsarmee, was insbesondere für die jülichschen Lande des Kurfürsten schweren kriegerischen Druck nach sich zog.

Bekanntlich stand auch Voltaire in den ersten Kriegsjahren mit seinen Neigungen und Wünschen ganz auf Seite der Gegner Friedrichs und schämte sich nicht, in Briefen an Vertraute über die verzweifelte Lage des Königs, den er so oft als „Licht der Welt" begrüßt hatte, zu frohlocken. Da uns, wie erwähnt, die Briefe Voltaire's an Karl Theodor nicht erhalten sind, so wissen wir nicht, wie er sich diesem Gönner gegenüber über die

politischen und militärischen Ereignisse aussprach. Es berührt aber wohlthuend, zu sehen, daß wenigstens Karl Theodor, obwohl seine Truppen gegen Friedrich fochten, die gebotene Rücksicht auf die Größe und das große Schicksal des Königs niemals außer Augen läßt. Als nach der Besetzung von Dresden durch die Preußen im Winter 1756 das Gerücht Europa durchlief, daß eine hochgestellte Dame des sächsischen Hofes — glücklicherweise vergeblich — den Versuch gemacht habe, den Todfeind Sachsens durch Gift ums Leben zu bringen, schrieb Karl Theodor an Voltaire: „Sie haben sehr recht, wenn Sie behaupten, daß in keinem Jahrhundert der Vergangenheit denkwürdigere Ereignisse anzutreffen seien als diejenigen, die sich vor unseren Augen abspielen. Dies wohlgeglättete Jahrhundert, das man wohl als das goldene bezeichnet hat, ist kaum über seine erste Hälfte hinaus, so wird es durch ein meuchelmörderisches Attentat auf das Leben eines großen Königs besudelt. Unser Jahrhundert scheint mir Ähnlichkeit zu haben mit den Sirenen, deren obere Hälfte als reizende Nymphe sich zeigt, während die untere in einen grausigen Fischschwanz ausläuft.“ Nach der furchtbaren Niederlage König Friedrichs bei Kollin schreibt Karl Theodor: „Ich bin dem kleinen Schweizer sehr verbunden für seine richtigen Bemerkungen über Raminagrobis“ — weshalb dem Preußenkönig dieser Name beigelegt wird, ist aus den vorliegenden Briefen nicht ersichtlich —. „Es steht jetzt recht schlecht mit ihm. Hoffentlich sieht er sich dazu gezwungen, billige Friedensbedingungen zu unterschreiben und damit Europa wieder seine glückliche Ruhe zu geben.“ Welcher Art die „wichtige Nachricht“ war, für deren Mitteilung der Kurfürst am 25. Oktober 1757 dem kleinen Schweizer seinen Dank aussprach, ihm ewig unverbrüchliches Stillschweigen gelobend, wissen wir nicht. Vielleicht bezog sich dieselbe auf die strategischen Bewegungen der Preußen in der Umgebung von Gotha, wo Voltaire bei wiederholtem Aufenthalt bei seiner Freundin, der Herzogin Dorothea, mannigfache Verbindungen angeknüpft hatte. Als wider alles Vermuten der Feldzug dieses

Jahres mit herrlichen Siegen des Königs endigte, schrieb der Kurfürst an den Dichter: „Möge für Sie das neue Jahr so großes Glück bringen, wie das verflossene vielen Unheil gebracht hat. Nie ist so viel Blut vergossen worden! Ich glaube nicht, daß es in der Geschichte ein zweites Beispiel eines Feldzugs giebt, in dem zehn Schlachten geschlagen wurden. Und leider hat es noch nicht den Anschein, als ob wir so bald Frieden bekämen!" Im Frühjahr 1758 versetzten die Streifzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig auch die Pfalz in Unruhe; die damals gehegte Besorgnis klingt aus den Worten, womit der Kurfürst den Dichter nach Schwetzingen einlud: „Welch ein Glück wird es für mich sein, Ihre Gesellschaft zu genießen, mich mit einem Manne wie Sie unterhalten zu können! Hoffentlich wird mir durch die Hoffnung kein Strich gezogen, weder durch Ihre Gesundheitsverhältnisse, noch durch die Husaren. Dann werde ich mit dem kleinen Schweizer weit freimütiger über die großen Revolutionen sprechen können, die wir gegenwärtig erleben. Sie wissen, daß ich stets für diesen Republikaner Gefühle der vollkommensten Hochachtung hege und hegen werde." Als der Sommer 1758 den blutigen Sieg Friedrichs bei Zorndorf brachte, unmittelbar darauf aber die Niederlage bei Hochkirch, schrieb Karl Theodor: „Sie haben ganz recht: in unserem Jahrhundert geht vieles vor sich, was sich mit nicht anderem vergleichen läßt, und ebenso viel nichts, das man gern zu etwas machen möchte. Dahin gehört die zweite Schlacht der Russen und eine Menge anderer Vorfälle. Endlich ist der große Mann in seinem Lager überfallen worden, aber durch seine gewandten Manöver hat er alles wieder hergestellt. Man kann nur hoffen, daß so viel vergossenes Blut die streitenden Parteien endlich bewegen werde, an den Frieden zu denken, der so lebhaft zu wünschen ist." Als auch diesmal die Hoffnung trog, klagte er: „Der Optimismus ist von unserer Erdkugel verbannt, und ich bezweifle, ob Pope, wenn er noch lebte und alles sähe, was sich seit einigen Jahren zugetragen hat, behaupten würde: All what is, is right."

Durch Voltaire wurde der Kurfürst zur Lektüre der Schriften des großen Königs bewogen. Schon bei seinem Aufenthalt in Mannheim im Sommer 1754 schenkte Voltaire seinem Gönner die Prachtausgabe der „Mémoires pour servir à l'histoire de Brandenbourg", die er von König Friedrich selbst erhalten hatte.*) Zur Aussöhnung des Königs mit seinem ehemaligen Hofgelehrten trug bekanntlich am meisten bei, daß dieser nach dem Tode der Lieblingsschwester Friedrichs, der Markgräfin von Bayreuth, eine schwungvolle Ode veröffentlichte; wiederholt erklärte der König, er könne dem Schöpfer dieses herrlichsten Denkmals nicht länger gram sein. Voltaire übersandte seine Ode auch dem Kurfürsten von der Pfalz, zugleich mit einer anonym publizierten Satire aus der Feder des Königs: „Panegyrique du sieur Jacques Matthieu Reinhardt, maitre cordonnier, prononcé le treizieme mois de l'an 2899 dans la ville de l'imagination, par Pierre Mortier, diacre de la cathedrale". Voltaire charakterisiert den Inhalt der Scherzschrift in einem Briefe an die Herzogin von Gotha folgendermaßen: „Der Redner setzt in dieser Schrift auseinander, daß die meisten Könige nur schlechte Schuster geworden wären und daß Gott sie nur deshalb zu Königen gemacht hat, weil sie nie ihren Unterhalt hätten bestreiten können, wenn sie nicht dieses Amt erhalten hätten." Karl Theodor schreibt darüber: „Die Leichenpredigt auf einen Schuster, die Sie mir zugeschickt haben, ist mir sowohl wegen ihres Tones, als wegen ihres Verfassers ebenso merkwürdig erschienen, wie ich die Ode auf den Tod der Frau Markgräfin, die fast in jeder Strophe eine auffallende

---

*) Der stattliche Band mit trefflichen Porträts und Vignetten von Schmidt, Pesne und andren ist heute Eigentum der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Ein anderes Exemplar — es wurden nur ungefähr dreißig hergestellt — verehrte Friedrich dem König von Frankreich, während der Präsident Hernault, obwohl dessen französische Geschichte im Vorwort als Muster der Geschichtschreibung gerühmt wird, der Herzog von Richelieu und andere sich vergeblich um Exemplare bewarben (Aretin, Beiträge zur Geschichte und Litteratur, IV, 558; Preuß, Friedrich der Große als Schriftsteller, 18).

Wahrheit bietet, erhaben finde.“ Am 12. März 1760 schreibt er: „Sobald ich Ihren Brief vom 9. vorigen Monats erhalten habe, suchte ich mir die poetischen Werke des Philosophen von Sanssouci zu verschaffen. Ich habe sie mit großem Vergnügen gelesen. Die Epistel an den Bruder, diejenige an Hermotim, die zehnte an den General Bredow und die neunzehnte an d'Arget haben den größten Eindruck auf mich gemacht. Die ‚Kunst des Kriegs‘ ist ein höchst originelles Gedicht voll poetischer Schönheit. Dem großen Verfasser kommt es ja auch zu, in dieser Kunst Lehren zu erteilen. Den Oden vermag ich, wie Sie sich vielleicht noch erinnern, keinen Geschmack abzugewinnen; ich verstehe mich auf diese Gattung Gedichte noch weniger als auf andere. In der sechsten Epistel an Graf Gotter habe ich vortreffliche Beschreibungen von verschiedenen Künsten und Gewerken gefunden, unter anderen die vom Brot, welche so anhebt:

Sieh jenen Ackersmann
Wach mit dem Morgenrot,
Lenkt er den Pflug und baut
Das mütterliche Land!

Unter uns gesagt: ich glaube an verschiedenen Stellen den kleinen Schweizer herausgefunden zu haben.“

Leider werden wir, da die Antwort Voltaire's nicht vorliegt, nicht unterrichtet, wie hoch Voltaire selbst seinen Anteil an den Gedichten König Friedrichs anschlug. Es ist ja auch heute noch eine streitige Sache, ob der französische Poet viel von dem Seinigen dazu gegeben oder sich auf grammatikalische Verbesserungen beschränkt hat.

Karl Theodor fand übrigens den Liebling nicht etwa bloß mit Schmeichelworten ab. Im Jahre 1757 wandte er ihm eine Leibrente zu, deren Höhe wir nicht genau kennen — Desnoiterres glaubt dieselbe auf 13 000 Lire jährlich berechnen zu dürfen. Doch hat Arouet selbst ein namhaftes Kapital eingezahlt. Um dem Kurfürsten zu danken, begab sich Arouet im Sommer 1758 wieder nach Mannheim. „Ich kann diese

Reise nicht aufschieben", schrieb er am 21. Juni 1758 an d'Argental, „zu meiner Rechtfertigung muß ich Ihnen eröffnen, daß mir der Kurfürst von der Pfalz die echtesten Beweise seiner Güte zukommen ließ, daß er es übernahm, mein und meiner Nichte Vermögen zu ordnen, — ich muß ihn also besuchen und meinen Dank aussprechen!"

Als in den kriegerischen Zeitläufen die Zahlungen ins Stocken gerieten, wandte sich Voltaire am 5. Juli 1762 an den Kurfürsten: „Wird es mir wohl erlaubt sein, auch für mein Zeitliches Ihre Protektion zu erbitten, nachdem ich das Geistige Ihrem Urteil unterworfen habe? Ihre Kurfürstliche Durchlaucht sehen, daß die Seele und der Körper des kleinen Schweizers von Ihnen abhängen. Mit der Enkelin Corneille's" (der Karl Theodor ebenfalls eine Rente zugesichert hatte) „will es ebensowenig fort, wie mit der Herausgabe seiner Werke" (Karl Theodor hatte auf zehn Exemplare subskribiert). „Ich hoffe, daß Herr v. Beckers" (der Finanzminister des Kurfürsten) „uns wieder zu Kräften verhelfen wird. Ich flehe Sie um Ihre Fürsprache bei diesem Herrn an, denn ich glaube, daß ich eine bessere Protektion nicht finden kann als die Ihrige. Erlauben Sie also, daß ich die traurige und unhöfliche Bittschrift, die ich Ihrem Generalkontrolleur einreiche, an Sie adressiere. Feine italienische Höflinge behaupten zwar, man müsse sich immer durch die Minister an die Fürsten wenden, allein ich bin der Meinung, daß man bei Ihrem Hofe sich durch den Fürsten an die Minister wenden und immer zuerst an Ihre schöne Seele appellieren muß."

Der Fürst erfüllte nicht bloß die Bitte, sondern erfüllte sie auch in großmütiger Weise. „Mir ist recht gut bekannt", erwidert er, „daß man das Leibliche nicht vergessen darf, wenn man das Geistige anrufen will". Auch um die Ernennung zum Mitglied der Mannheimer Akademie scheint sich Voltaire selbst beworben zu haben. „Wiewohl ich der Akademie die Wahl der Mitglieder überlassen habe", schreibt der Kurfürst, „so weiß ich doch, daß die Gesellschaft zu aufgeklärt ist, als daß sie nicht

einsähe, welchen Gewinn sie aus Ihrer Kollegenschaft ziehen wird. Ich kann Ihnen nur meine Erkenntlichkeit bezeigen, daß Sie so gefällig sind, als Mitglied beitreten zu wollen." Der Ausgang der Wahl konnte um so weniger zweifelhaft sein, als seit mehreren Jahren Voltaire's vertrauter Sekretär Colini als Geheimsekretär in des Kurfürsten Dienste getreten war und als Direktor der wissenschaftlichen Sammlungen eine hervorragende Stellung einnahm.

„Diese Ehre" schrieb Voltaire an ihn (7. November 1763) „würde für mich im Elend meines hohen Alters ein herrlicher Trost sein; der Titel eines Mitglieds Ihrer Gesellschaft würde mich mehr als irgend ein anderer ehren und erfreuen". Die Wahl erfolgte noch im nämlichen Jahre.

Wohl kein anderes Ereignis hat auf den Charakter des Kurfürsten schädlicher eingewirkt als der Tod seines einzigen Sohnes. Dieser schmerzliche Verlust beraubte ihn des Erben, und von Stunde an gewannen jene Wühlereien, die ihn der Verschacherung der bayrischen Lande geneigt machen sollten, festeren Boden.

Zur erwarteten Ankunft des Thronerben hatte Voltaire (14. April 1761) Verse an den Vater gerichtet, deren Byzantinismus widerwärtig berührt:

... Je ressemble au vieux Simeon,
Chacun de nous a son messie,
J'ai pour Vous plus de passion
Que pour Joseph et pour Marie!

Der Poet erinnert daran, daß bei der Geburt des Herzogs von Burgund alle in die Gemächer Ludwigs XV. gedrungenen Gassenjungen zu tanzen begannen. „Ich würde mich wie ein rechter Gassenjunge in Schwetzingen gebärden, wenn es mir gestattet wäre, im Monat Juli mich dem Vater, der Mutter und dem Kinde zu Füßen legen zu dürfen ... Einen Sohn für Ew. Durchlaucht und den Frieden, das sind meine Wünsche, und sollte der Friede ausbleiben, so wäre doch noch immer die Geburt eines Sohnes als glückliches Ereignis zu feiern." Einige

Wochen später wiederholt Voltaire in überschwänglichen Versen seine Wünsche. Er selbst werde an den vorbereiteten Festen nicht teilnehmen können, denn er würde dabei eine zu häßliche Rolle spielen: „Nur im alten Ägypten hat man bei Festlichkeiten Skelette zur Schau gestellt."

Am 28. Juni 1761 wurde dem Kurfürsten ein Sohn in die Arme gelegt, doch schon am folgenden Tage verschied der Erbe stolzer Hoffnungen. „Ich habe nur einen schönen Traum gehabt", schreibt der gebeugte Vater an Voltaire, „aber derselbe hat mir, wie ich glaube, mehr Pein verursacht, als Ihnen alle Ihre Gebrechen und Schwachheiten verursachen können. Es ist vorbei! Man muß sich der Vorsehung unterwerfen!"

Es läßt sich nicht feststellen, weshalb die Korrespondenz zwischen dem Fürsten und dem Dichter seit dem Jahre 1764 ins Stocken geriet. Nur in die Briefe an Colini flicht Voltaire hier und da huldigende Worte für den Kurfürsten ein. „Wie süß wäre es für mich", schreibt er am 21. Mai 1765, „wenn ich ein paar von meinen letzten Tagen bei einem Fürsten wie Karl Theodor zubringen dürfte! Welch Vergnügen wäre es für mich, zuerst dem Gebieter meine Aufwartung zu machen und dann mit einigen Bänden aus seiner herrlichen Bibliothek mich in mein Kämmerlein einzuschließen!"

„Mein Herz ist in Schwetzingen", schreibt er am 7. Juli 1767, „während auf meinen Leib bereits ein kleines bescheidenes Grab wartet, das ich in einem Kirchlein nach meinem Geschmack herstellen ließ". Ein Jahr später fühlte er sich wieder so überraschend gekräftigt, daß er die Reise nach Mannheim unternehmen zu können glaubte. Am 29. Mai 1768 kündigt er Colini seine baldige Ankunft an: „Ich will, bevor ich sterbe, noch einer Pflicht genügen und einen Trost genießen: ich will Schwetzingen wiedersehen, dieser Gedanke erfüllt meine ganze Seele. Freilich muß ich in der heißen Jahreszeit die Reise machen, denn meine Gesundheit ist so herabgekommen, daß ich zehn Monate im Jahre das Kaminfeuer nicht entbehren kann. Ich bin für diese Welt ganz abgestorben, aber Dankbarkeit und Anhänglichkeit werden

meine Kräfte neu beleben.“ Allein durch Krankheit wurde auch diese Reise unmöglich gemacht. Der Kurfürst möge, schrieb er (28. November 1768) an Colini, statt seines gebrechlichen Leibes eins seiner Werke, das „Siècle de Louis XIV“ in neuer Ausgabe, gnädigst aufnehmen.

Im Auftrag Karl Theodors ging der treffliche Wächter im Frühjahr 1769 nach Ferney, um den Kopf Voltaire's zu zeichnen; das vorzüglich gelungene Porträt sollte auf eine Bronzemedaille kommen und mit der Umschrift versehen werden: „Il ôte aux nations le bandeau de l'erreur.“ Diese Legende fand aber nicht den Beifall Karl Theodors und mußte auf den für ihn bestimmten Exemplaren weggelassen werden; dagegen ließ Voltaire auf eigene Kosten zahlreiche Exemplare mit der ihm durchaus passend scheinenden Umschrift prägen und verteilte dieselben an seine Freunde.

Immer seltener wird in Voltaire's Briefen der Name des Kurfürsten erwähnt. Nur als die Nachricht vom Ableben des Kurfürsten Max Joseph von Bayern, wodurch der Pfälzer auch zum Herrn der bayrischen Lande berufen wurde, nach der Schweizer Einsiedelei drang, fühlte sich Voltaire gedrungen, seinen Glückwunsch auszusprechen. Kurz vor seiner letzten Reise nach Paris, aus Ferney am 12. Januar 1778, richtete er an Karl Theodor folgendes (in die große Briefsammlung nicht aufgenommenes, im Münchener geheimen Hausarchiv verwahrtes) Schreiben: „Gestatten Sie, Monseigneur, daß ein alter Mann Gott dafür dankt, daß er ihn noch den Tag erleben ließ, um eine Krone mehr auf dem Haupte Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht zu erblicken. Die grausame Lage, in der ich mich seit mehreren Jahren befinde, hat mich daran gehindert, Sie mit Briefen zu behelligen. Aber trotz der unausgesetzten Folterqualen, die mein langes Leben über mich verhängt, kann ich nicht umhin, den Bayern meinen Glückwunsch auszusprechen, daß sie gewürdigt wurden, unter das Scepter Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht zu kommen. Ich werfe mich Ihnen zu Füßen und bin mit jener höchsten Achtung und Anhänglichkeit, die nur

mit meinen Lebenstagen enden wird, Ihr unterthänigster und gehorsamster Diener Voltaire.“ Die Antwort des Fürsten lautet kurz und kalt: „Ich nehme an Ihren Schmerzen ebensoviel Anteil, wie Sie an den Wohlthaten, welche die Vorsehung mir zuwendet. Leben Sie glücklich unter der Last Ihrer Jahre (hier war noch beigesetzt: „Sie dürften sie nicht mehr gar lange zu tragen haben“; diese Worte sind jedoch im Konzept durchgestrichen), „sie ist immer leichter zu tragen als ein Diadem!“

So endet das Verhältnis mit einer Phrase, und wir fürchten, daß auch die Empfindungen, aus denen es entsprang, weder beim einen, noch beim anderen echt gewesen sind; schöne Worte können wahre Neigung nicht ersetzen, und glänzender Geist vermag nicht die Verschiedenheit der Gesinnung auszugleichen.





Die Familie Orleans.

Das deutsche Volk wurde in neuester Zeit wiederholt durch Zeitungsnachrichten von feindseligen Umtrieben der Orleans beunruhigt. Wenn auch der Beweis dafür, daß die berüchtigte Fälschung diplomatischer Urkunden einem Mitgliede dieses Hauses zur Last fällt, noch nicht, wenigstens dem Publikum noch nicht erbracht wurde, dürfte es doch an der Zeit und von Nutzen sein, über die Geschichte der Vielgenannten sich zu unterrichten.

Da keine Familie völlig mit ihrer „Tradition" zu brechen vermag, wird die Vergangenheit den gegenwärtigen Gliedern als Richtschnur, uns als Fingerzeig, vielleicht als Warnung dienen.

Ein Umstand sichert den Orleans von vorneherein Ansehen und Wichtigkeit: weitverzweigt, besitzen sie ungeheure Reichtümer. Es läßt sich nicht behaupten, daß Macht in allen Fällen Geld ist; aber jedenfalls ist Geld in civilisierten Staaten Macht.

Ludwig Philipp, der Bürgerkönig, minder freundlich auch der Barrikadenkönig genannt, verstand es trefflich, bei den altehrwürdigen Herrscherhäusern sich in Gunst zu setzen, trotzdem er seine Thronerhebung einer Revolution verdankte. Vater von fünf Söhnen und drei Töchtern, erreichte er für seine sämtlichen Kinder Verbindungen mit legitimen Höfen. Für seinen ältesten Sohn Ferdinand, Herzog von Orleans, erhielt er die Hand

einer durch Gaben des Geistes und des Herzens ausgezeichneten deutschen Prinzessin, Helene von Mecklenburg. Der Erstgeborene aus dieser Ehe ist Ludwig Philipp Albert, Graf von Paris, vermählt mit Infantin Isabella von Spanien. Derselbe ist heute das Haupt der Familie. Für die Orleanisten ist er Philipp VII., der rechtmäßige König der Franzosen.

Der Bruder dieses Fürsten, Robert, Herzog von Chartres, unbestritten der ritterlichste unter den lebenden Orleans, hat viele Freunde in der Armee.

Der zweite Sohn des Bürgerkönigs, der Herzog von Nemours, freite ebenfalls eine Deutsche, Viktoria, Prinzessin von Sachsen-Koburg, die dem Gatten einen großen Teil des gewaltigen Koharyschen Vermögens zubrachte. Die zwei Söhne und zwei Töchter aus dieser Ehe traten wieder mit europäischen Fürstenhöfen in Familienverbindung.

Der dritte Sohn Ludwig Philipps, der Prinz von Joinville, vermählte sich mit der Tochter des Kaisers von Brasilien, deren Mitgift denjenigen der Schwägerinnen sicherlich nicht nachstand.

Der reichste jedoch von Ludwig Philipps Söhnen wurde sein vierter, der Herzog von Aumale. Er erbte die 30 Millionen des letzten Herzogs von Condé. Dieser war im Jahre 1830 im Schloß St. Leu unter rätselhaften Umständen erhängt aufgefunden worden; sein Testament setzte nicht die nächsten Verwandten, die Rohans, sondern sein Pathenkind, den Herzog von Aumale, zum Erben ein. Der von den Rohans angestrengte Prozeß ging verloren; doch die Feinde der Orleans verharrten bei der Behauptung, daß Ludwig Philipp und sein Ratgeber Talleyrand die 30 Millionen „erschlichen“ hätten.

Heute ist Aumale der „Gelehrte“ in der Familie; der palmengestickte Frack des Akademikers schmückt ihn. In jüngeren Jahren, als sein Vater noch lebte, hatte er sich als Generalgouverneur von Algier in den Kämpfen mit den Beduinen als tapferer Soldat bewährt. Bei seinem Ruhm, bei seinem Reichtum würde er unter allen Brüdern wohl die besten Aussichten gehabt

haben, die Krone des Vaters zurückzuerlangen; allein da die beiden Söhne, die ihm seine Gattin, eine Tochter des neapolitanischen Königshauses, geboren hatte, in jugendlichem Alter starben, zog sich der Herzog vom politischen Schauplatz zurück und lebt nur noch seinen Studien.

Der jüngste Sohn Ludwig Philipps, der Herzog von Montpensier, wurde der Gatte Luisa Fernanda's, der Schwester der Königin Isabella von Spanien. Die Heirat sollte den Anfall Spaniens an das Haus Orleans vorbereiten. Aber obschon der Herzog seinem Ziele mehr als einmal nahe schien, erreicht hat er es heute noch nicht.

Wie bei der Brautwahl für die Söhne, so läßt sich auch bei der Verheiratung der Töchter die Familienpolitik Ludwig Philipps erkennen. Luise wurde die Gattin des ersten Königs der Belgier, Leopold von Koburg, dessen Enkelin Stephanie mit dem Kronprinzen von Österreich vermählt war; Marie heiratete einen Herzog von Württemberg, Clementine einen Herzog von Koburg. Der Sohn der letzteren ist der vielbesprochene Fürst von Bulgarien.

Dies ist die Familie, dies sind ihre Verbindungen. Das Stammgut, die Schätze der Herzoge von Penthièvre, wurden um so und so viele fürstliche Vermögen vermehrt. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß diesem Hause zur Erfüllung ehrgeiziger Wünsche unermeßliche Hilfsmittel zu Gebote stehen. Zu welchen Wünschen halten sie sich nun kraft ihrer Überliefernngen für berechtigt?

Über die Familie Orleans sind namentlich in Frankreich sehr viele Bücher geschrieben worden. Es läßt sich aber davon sagen: so viel Bücher, so viel Meinungen.

Während Tournois sogar einen Philipp Egalité als „großmütigen und edeldenkenden Märtyrer der Freiheit" feiert, stellt Montjoie denselben Mann, die „interessanteste Persönlichkeit der Familie", als entmenschten Caliban der Revolution an den Pranger; während Laurentie's Geschichte des Hauses wie eine furchtbare Anklageakte gegen den Orleanismus sich liest, Dumas

Vater über den pfahlbürgerlichen, geizigen Ludwig Philipp mit dem Birnenkopf sich weidlich lustig macht, und vollends in Cretineau's Geschichte des Julikönigtums die Vorfahren des Bürgerkönigs samt und sonders als feige Giftmischer und ehrsüchtige Hochverräter erscheinen, kurzum, so ziemlich alle Napoleonisten, Republikaner und Legitimisten unter den Historikern in wildester Leidenschaftlichkeit gegen „die Pest der französischen Nation" sich überbieten, schreiben getreue Diener des Hauses wie Montalivet im Lobe des ganzen Geschlechts, wie der einzelnen Glieder ihre Federn stumpf. Mit der Lebhaftigkeit der Franzosen und ihrem blind ergebenen Eifer für die Partei scheint der ruhige, streng sachliche Vortrag des Geschichtsforschers unverträglich zu sein. Suchen wir den ebenso Vergötterten, wie Verlästerten gerecht zu werden.

Seit dem Ausgang des 14. Jahrhunderts pflegten die Könige von Frankreich ihren Söhnen den Titel eines Herzogs von Orleans beizulegen — ein Brauch, der mit Erinnerungen aus der Merovingerzeit in Zusammenhang gebracht wird. Wiederholt erregten Herzoge von Orleans, von ehrgeizigen Absichten geleitet, Thronstreitigkeiten und Bürgerkrieg. „Die Herzoge von Orleans," erklärt Cretineau, „mochten sie den Häusern Valois, Angoulème oder Bourbon angehören, waren zu allen Zeiten verdächtige Unterthanen; durch den Orleanismus ist die Revolution gezeugt, durch den Orleanismus ist sie bis heute am Leben erhalten worden."

Der Stammvater der noch gegenwärtig so weitverzweigten Familie ist Philipp von Orleans, der zweite Sohn Ludwig XIII., der Bruder Ludwig XIV. Es wird behauptet, derselbe habe auf Mazarins Anordnung eine ähnliche Erziehung, wie Achilles am Hof von Skyros erhalten, damit der Prinz, unwissend und verweichlicht, dem königlichen Bruder nicht gefährlich werde. Auch der „große" König selbst soll die Talente des Jüngeren mit Absicht und Methode niedergehalten haben — „le secret du Roy" nennt es der Abbé Choisy. „Frankreich hat schon zu viel durch den Ehrgeiz nachgeborener Prinzen gelitten; sie sollen

gehorchen lernen; diese Kenntnis allein ist ihnen notwendig.“ Wenn solche Hoffnungen wirklich gehegt wurden — der erwachsene Philipp entsprach ihnen. Nicht Kriegsdienst, nicht Staatskunst zogen ihn an; er fühlte sich eine Stütze der „Gesellschaft“; die Triumphe im Empfangssaal und Damenzimmer waren sein Ehrgeiz. Auf Befehl des Königs bestieg er auch einmal das Schlachtroß; man ließ ihn ein paar Städte einnehmen und eine Schlacht gewinnen; dann mußte er alsbald wieder an den Hof zurück und mit Anmut und Würde nichts thun.

Als er sich 1661 mit Henriette, der Tochter des unglücklichen Karl Stuart, vermählte, wurde ihm das Palais Royal, das einst Kardinal Richelieu für sich erbaut und in seinem Testament der Krone Frankreichs vermacht hatte, als Wohnsitz angewiesen. Schon wenige Jahre später wurde dort die Leiche der jungen Herzogin aufgebahrt. Daß sich trotzdem „Monsieur“ — diesen Titel führte offiziell der Bruder des Königs — in seinen „kleinen Vergnügungen“ nicht stören ließ, mag den Argwohn hervorgerufen haben, Henriette von Orleans sei nicht eines natürlichen Todes gestorben. Eine förmliche Untersuchung wurde eingeleitet, ergab jedoch keinen Beweis einer Schuld des Gatten. Schon wenige Monate später führte der König seinem Bruder eine zweite Gattin, eine deutsche Prinzessin, die bekannte Pfälzerin Liselotte, zu. Ein Lobredner des Hauses Orleans, Tournois, will alle geistigen Vorzüge der Fürsten dieser Familie auf jene deutsche Stammesmutter zurückführen; von ihr, die inmitten des hohlen Hoflebens in Versailles ihrer biderben Denk- und Redeweise treu blieb, stamme „die Art, freimütig und selbständig zu denken, zu reden und zu handeln, welche den Prinzen von Orleans von jeher eigen war.“

Heute würde wohl die Abstammung von jener Frau nicht so geflissentlich hervorgehoben werden — war sie doch vor allem eine echte Deutsche! Jedenfalls gebührt ihr das Verdienst, zum Reichtum der Orleans den Grund gelegt zu haben; durch Sparsamkeit und Ordnung wurde es ihr möglich, den Familienbesitz durch stattliche Güter zu vermehren. Der Gatte hatte aber

für die trefflichen Eigenschaften Liselottens kein Verständnis; er sah nur ihre Häßlichkeit. Als sie, väterlicher Mahnung gehorsam, darnach trachtete, ein herzlicheres Verhältnis anzubahnen, gab er zu verstehen, sie möge ihn „um Gottes willen weniger lieb haben, weil ihm das gar zu ungelegen wäre“. Er verbrachte seine Tage in Üppigkeit und Schwelgerei; doch wurde er, wie erwähnt, ebenso durch des Bruders allmächtigen Willen, wie durch eigene Neigung in glänzendem Müßiggang festgehalten; denn weder ein Kommando, noch eine Anstellung im Staatsdienst wurde ihm übertragen. Als sich einmal der Bischof von Valence beim König dafür verwendete, dem Herzog, der sich doch in jungen Jahren bei Zütphen und Saint Omer ausgezeichnet habe, möge doch eine Armee anvertraut werden, schritt Ludwig zum Erstaunen und Entsetzen der Höflinge an die Thür, schlug allen Gesetzen der Etikette zuwider selbst die Flügel auseinander und deutete durch eine nicht mißzuverstehende Handbewegung dem Prälaten an, daß lästige Bittsteller besser draußen blieben.

Philipp starb in St. Cloud am 9. Juni 1701. „Im Grund des Herzens war er gut,“ urteilt über ihn die Frau, die er auf so demütigende Weise vernachlässigt hatte, „und wenn er weniger auf schlechte Gesellen gehört hätte, wäre er der beste Mensch von der Welt gewesen.“

Auf Philipps gleichnamigen Sohn, der bei dem Tode des Familienhauptes 27 Jahre zählte, hatten sich die glänzenden wie die schlimmen Eigenschaften des Vaters vererbt. Trotz heftigen Widerstrebens der Mutter, die, wie St. Simon sagt, „als Fürstin von altem Schlage in Sachen des Anstands unerbittlich war“, mußte er eine natürliche Tochter seines königlichen Oheims, Mademoiselle von Blois, heiraten. Schon zu Lebzeiten des Vaters hatte er im pfälzischen Erbfolgekrieg Proben von Mut und militärischem Geschick gegeben, gleich seinem Vater aber in Versailles nur frostigen Dank geerntet. Es läßt sich ohne Mühe nachweisen, daß dem Herzog auch während des spanischen Erbfolgekriegs nur die schwierigsten und undankbarsten Aufgaben übertragen wurden. Es ist wahr, er verlor die Schlacht

von Turin, aber hauptsächlich infolge der Lahmheit des ihm an die Seite gestellten Marschalls Marsin, der jeden kühnen Entschluß des Herzogs als abenteuerlich verurteilte und im entscheidenden Augenblick eine geheime Ordre des Königs vorzeigen konnte, die dem Marschall allein Verfügung über die Truppen gestattete. Der Herzog sollte nicht als Sieger heimkehren: so war es der „Wille“, so war es „System des Königs“.

Nicht besser erging es dem Herzog auf dem Kriegsschauplatz in Spanien; auch hier wurde er gerade in dem Augenblicke abberufen, da die Aragonesen, Engländer und Portugiesen zurückgedrängt worden waren und Spanien als befreit angesehen werden konnte. Die Abberufung war erfolgt auf Verlangen Philipps V., der durch geheime Umtriebe des Vetters seinen spanischen Thron bedroht glaubte. Dieser Argwohn war auch, wie wir heute bestimmt wissen, nicht unbegründet. Philipp von Orleans war eben nicht der brave Soldat, der nur in Erfüllung seiner militärischen Pflichten sein Ziel und seinen Lohn erblickt; darauf sich stützend, daß sein Vater ehedem gegen das Testament Karl II. von Spanien und die Erhebung Philipps von Anjou auf den spanischen Thron protestiert hatte, trat er sogar mit den Engländern in geheime Verbindung und war bereit, den Neffen Philipp nicht etwa, wie er glauben machen wollte, dem Vorteil Frankreichs, sondern seinem Ehrgeiz zu opfern. Natürlich mochte ihn der ohnehin so mißtrauische König nach solchen Erfahrungen noch um so weniger mit wichtigen Aufgaben betrauen. So wurde denn das Palais Royal wieder der Schauplatz der wildesten Orgien. Philipp begünstigte zwar die Künste, aber nur, insoweit sie Sinnengenuß gewährten und Prachtliebe befriedigten; er liebte Philosophie, aber nur diejenige, die Alles lernt, um das Nichts zu lehren; er pflog intimen Verkehr mit Männern der Wissenschaft, aber nur, um ihre Kenntnisse zu phantastischen Experimenten zu mißbrauchen. Er wechselte seine Gunstdamen wie die Kleider und verpraßte die Nächte mit Genossen, die er verachtete; St. Simon erzählt, der Herzog selbst habe die Gäste des Palais Royal mit dem Wort Roué, das

heißt Geräderter, Galgenstrick, charakterisiert. Er betrieb die Korruption wie eine Kunst und schwang sich darin, unterstützt durch elegante Erscheinung und verführerische Redegabe, zum Meister auf.

Aus solchem Betragen läßt sich erklären, daß bei Hofe und in Volkskreisen der Verdacht erwachen konnte, der Herzog sei nicht bloß ein leichtsinniger Wüstling, sondern ein verbrecherischer Streber, der durch seine Schwarzkünstler nicht auf den Stein der Weisen fahnden, sondern rasch und spurlos wirkende „Successionspulver“ fabrizieren lasse. Der Argwohn schien grauenhafte Bestätigung zu finden, als im Jahre 1712 binnen zehn Monaten drei Thronfolger, der Dauphin und die Herzöge von Burgund und Bretagne, also Großvater, Vater und Kind, nach einander von jähem Tode dahingerafft wurden, so daß von den legitimen Nachkommen des greisen Königs nur noch sein zweiter Enkel, Philipp V. von Spanien, und sein Urenkel, der zweijährige Ludwig, am Leben waren. So allgemein wurde dem Herzog die Schuld an dem düsteren Verhängnis beigemessen, daß er nicht mehr seinen Palast verlassen durfte, da er Gefahr lief, vom wütenden Volke gesteinigt zu werden. Alle verdammten ihn, nur Einer nicht: König Ludwig war nicht zu überreden, daß der Herzog so ruchlosen Frevels fähig sei, und die Thatsache, daß der sonst so Argwöhnische an die Schuldlosigkeit Philipps glaubte, hat diesen nicht bloß vor dem Gefängnis bewahrt, sondern erwirkt für ihn auch vor dem Richterstuhl der Geschichte ein freisprechendes Urteil.

Da aber Philipp fortfuhr, mit cynischen Principien und sittenlosem Wandel zu prunken, während Ludwig in seinen letzten Lebensjahren immer tiefer in Frömmelei versank, bestand die Entfremdung zwischen den Beiden fort. Die Mißgunst Ludwigs XIV. trat noch in seinem Testament zu Tage, indem er gegen alle Tradition Philipp nur eine untergeordnete Stellung im Regentschaftsrat für die Dauer der Minderjährigkeit des Thronfolgers eingeräumt wissen wollte.

In Frankreich sind aber allezeit die Menschen mächtiger gewesen als die Gesetze. Nach dem Tode Ludwigs XIV. (2. September 1715) ließ Philipp durch das Parlament von Paris das Testament für null und nichtig erklären und trat als „Regent“ die Herrschaft an.

Sein Regierungsprogramm läßt sich in einen Satz zusammenfassen: er strebte das Gegenteil von allem an, was sein Vorgänger hochgehalten hatte.

Für die auswärtige Politik war maßgebend, daß er die Unterstützung der vom englischen Thron gestoßenen Stuarts aufgab. Wie schon der „prince-philosophe“ noch zu Lebzeiten Ludwigs XIV. zum Ärgernis von ganz Versailles Sympathie mit der „glorreichen“ Revolution von 1688 und Bewunderung der britischen Verfassung kundgegeben hatte, so strebte der Regent für Frankreich engstes Bündnis mit England an. Während er aber in jungen Jahren für Krieg und kriegerischen Ruhm geschwärmt hatte, erblickte er nunmehr, genötigt durch die trostlose Finanzlage des Reichs, seine wichtigste Aufgabe in wirtschaftlichen Reformen. Daß ihm der gute Wille nicht fehlte, braucht nicht bezweifelt zu werden; daß er aber verkehrte Mittel wählte, indem er allzu einseitig den Industrialismus, ja das schädlichste Börsenspiel begünstigte, daß er nur das Volk verdarb und den Staat an den Rand des Abgrunds zerrte, beweist schon ein einziger Name. Es genügt, den Günstling des Regenten zu nennen, den allmächtigen Chef der Staatsbank und Erfinder aller möglichen wirtschaftlichen Arkana, den eben so leichtfertigen wie genialen John Law. Doch hat die Geschichte der Regentschaft nicht ausschließlich dunkle Blätter aufzuweisen. Manche harte, ungerechte Verordnung des absolutistischen Systems Ludwigs XIV. wurde gemildert; das Ansehen der Parlamente hob sich, die Gerichtshöfe wurden wieder unabhängig; vor allem hörte die von Frau von Maintenon befohlene Verfolgung der Gewissen auf. St. Simon spricht deshalb mit Bewunderung von den Talenten und Kenntnissen des Regenten und entschuldigt dessen Lebenswandel mit der Lasterhaftigkeit des Jahrhunderts. Voltaire rühmt, daß von

allen Nachkommen Heinrichs IV. Philipp von Orleans dem Ahnherrn am ähnlichsten gewesen sei; durch Tapferkeit, Frohsinn, Freimut, geistvolle Rede, auch durch seine Gesichtszüge, ja durch sein ganzes Wesen habe er an den Bearner erinnert. Ein Historiker freilich, der seine Moral nicht aus Bayle schöpft und bei der Sittenlosigkeit des 18. Jahrhunderts an die dadurch hervorgerufenen Gräuel der großen Revolution denkt, kann nicht so mildes Urteil fällen, kann nur bedauern, daß die liebenswürdigen Vorzüge untergingen in schmachvollen Ausschweifungen. Philipp starb unwürdig, wie er gelebt hatte, am 2. Dezember 1723.

Wie ein Wunder mag es erschienen sein, daß der Sohn des Regenten, Louis, inmitten der zügellosen Frivolität des Palais Royal Reinheit der Sitte und frommen Sinn bewahrte. Als ob er seine Tage der Sühne für die Lasterhaftigkeit seiner Familie geweiht hätte, lebte er nur dem Gebet und dem Studium; der Vater soll einmal vorwurfsvoll zu ihm gesagt haben: „Du wirst nie etwas anderes sein, als ein anständiger Mensch!“

Natürlich diente der andächtige Verkehr eines Orleans mit dem Jenseits den beaux-esprits von Versailles und Paris als Zielscheibe des Witzes. Der „Betbruder“ zog sich also gänzlich vom Hofleben zurück und fand in der Abtei St. Geneviève ein stilles Asyl.

Gegen die Gelassenheit und Beschaulichkeit „Génovevains“ und seiner frommen Gemahlin, einer badischen Prinzessin, stach das unruhige Temperament ihres Sohnes, Ludwig Philipps, merkwürdig ab. Der war mit Leib und Seele Soldat und focht unter den Bravsten bei Dettingen und Fontenoy. Ob er auch Befähigung zum Strategen besaß, wurde nicht erprobt; denn aus dynastischen Rücksichten wurde auch ihm, der überdies ein Gegner der Pompadour war, ein wichtigeres Kommando nicht anvertraut. Trotzdem war der ritterliche Prinz ein Liebling des Volks, das ihn den „König von Paris“ nannte, ein Gegenstück zum „König von Versailles“, den Etikette und Furcht von der Hauptstadt fern hielten. Dagegen war die Herzogin,

eine geborene Fürstin Conti, allgemein verachtet; sie pflog Verkehr mit den radikalsten Freigeistern und sah nicht nur in gesellschaftlichen Formen, sondern auch in Moral und Weiblichkeit „Anachronismen“; sie war die würdige Mutter des „Bürgers Egalité“.

Louis Philipp Joseph, Herzog von Orleans, geboren am 13. April 1747 zu St. Cloud, gehört zu jenen widerwärtigen Gestalten der Geschichte, auf welche das Wort des Tacitus anzuwenden ist: „Ich will nichts Falsches von ihm sagen und schäme mich, die Wahrheit über ihn zu sagen.“

Schon als Knabe und Jüngling galt er als frech und gemein; er lebte nur seinen Gelüsten und prahlte mit zügelloser Lüderlichkeit. Durch Vermählung mit Louise Marie, der einzigen Tochter des Herzogs von Penthièvre, des letzten Nachkommen der illegitimen Sippe Ludwigs XIV., gelangte er in Besitz des ungeheuren Vermögens, das Ludwig seinen natürlichen Kindern überlassen hatte; Tournois weist spöttisch darauf hin, daß jener König selbst durchaus gegen seinen Willen zum Reichtum der Familie des gehaßten und gefürchteten Bruders den Grund legte. Auch nach der Hochzeit blieb das Palais Royal ein Tummelplatz der Libertinage. Zweifellos ist vieles nicht wahr, was Pamphletisten aus den Volkskreisen und Memoirenschreiber vom Hofe zu Versailles über diesen Orleans der Nachwelt überliefert haben. Daß er um der Erbschaft willen den Prinzen von Lamballe vergiftet und lästige Verwandte und gefährliche Widersacher mit Gift und Dolch aus dem Wege geräumt habe, ist eine unerwiesene Behauptung. Man würdigt ihn auch unverdienter Auszeichnung, wenn man ihn, „le génie même du mal“, den Vater der Revolution nennt, der allein den Sturm gegen Thron und Altar entfesselt und die Hunderttausende von umsturzsüchtigen Kommunisten und Schwärmern wie ein Feldherr geleitet habe. Dazu fehlte ihm der große Zug; er gehörte nie zu den eigentlichen Führern, denn es gebrach ihm ebenso an Mut wie an Überzeugungstreue. Allerdings haben die systematisch betriebene Verdächtigung der Königin, die Opposition der von ihm

beeinflußten Journale, das Buhlen eines Prinzen von Geblüt um die Gunst der niedrigsten Volkskreise die allgemeine Aufregung und Verwirrung gesteigert, und es steht heute fest, daß einigen „großen" Revolutionsmännern, unter anderen dem nicht selten mit Brutus verglichenen Camille Desmoulins, schon vor den Tagen des Bastillensturmes ein regelmäßiger Sold im Palais Royal ausbezahlt wurde. Es war auch politische Berechnung im Spiele, wenn der Herzog die Anglomanie in Mode zu bringen suchte, sein Haar ungepudert trug, in Pantalons und langem Rock promenierte, seinen Wagen selbst kutschierte, nach englischer Sitte Kaufläden in seinen Palast aufnahm, kurz, alles nachmachte, was er während eines kurzen Aufenthalts in England gesehen hatte; es war damit beabsichtigt, dem Volk den Gegensatz zwischen dem „alten" Frankreich und dem „jungen" Europa vor Augen zu bringen und sich selbst als vorurteilslosen Freund der Gleichheit aller Stände, als Mann der Zukunft zu empfehlen.

Als Marie Antoinette im Januar 1788 durchgesetzt hatte, daß Herzog Philipp als notorischer Urheber der gegen die Königin in Umlauf gesetzten Lästerschriften auf sein Gut Villers-caterets verbannt wurde, legte das Parlament von Paris gegen diese Bestrafung Protest ein. Allerdings handelte es sich zunächst um die Principienfrage, aber auch die „Bürgerfreundlichkeit" des Betroffenen war in Betracht gezogen worden. Ludwig XVI. mußte nachgeben und die Verbannung aufheben — es war ein Vorspiel zu den verhängnisvollen Auftritten des nächsten Jahres.

Welche Rolle spielte Orleans in den Revolutionstagen? Wenn wir Tournois Glauben schenken dürften, hätten wir uns zwei Lager zu denken: hier den König, beherrscht von der intriguanten „Österreicherin", zu gefährlichsten Mißgriffen verführt durch seine aus Deutschen, Schweden und englischen Jakobiten zusammengesetzte Umgebung, — dort das Volk, das seinen König aus unwürdigen Banden befreien will, das instinktmäßig um einen Mann sich schart, der mit der abgelebten

Vergangenheit gebrochen hat, als Sohn der Gegenwart sich fühlt und erhobenen Hauptes in die Zukunft blickt, das heißt, um den Herzog von Orleans. Wie wäre aber mit dieser Charakteristik die Thatsache zu vereinen, daß den Zug des entmenschten Pöbels nach Versailles kein anderer in Scene gesetzt hat, als der „Cousin“ des Königs, der mithin an den Greueln des 5. und 6. Oktober 1789 die Hauptschuld trägt!

Necker äußert in seinen Denkwürdigkeiten, der Herzog habe nur beabsichtigt, den König zu ängstigen und zur Flucht zu bewegen, um sich dann von seinen Getreuen zum Generalstatthalter ernennen zu lassen. Allein schon Oncken hat auf eine Angabe des Polizeiministers Real hingewiesen, wonach der Herzog am Abend des 6. Oktober zu seinem Bankier sagte: „Zahlen Sie heute nichts! Das Geld ist nicht verdient, der Tropf lebt noch!“

Ist dies die Sprache eines „nur von der unwiderstehlichen Macht der Umstände gefangenen Unglücklichen“? In den herzoglichen Gemächern des Palais Royal saßen die „Freunde der Freiheit“ über die „Feinde des Volks“ zu Gericht, und die im Palais Royal eingerichteten Kaffeehäuser Foy, Valois, Corazza rc. waren die Mittelpunkte der revolutionären Bewegung. Freilich hielt der Herzog anfänglich noch für angemessen, sich von seinen Standesgenossen nicht gänzlich zurückzuziehen, aber der Ruf: „Es lebe der Herzog von Orleans, es lebe der Vater des Volkes!“ im Munde der Sansculottes und Megären, die auf ihren Piken Köpfe von erschlagenen Gardisten im Triumph herumtrugen, gab Aufklärung, wessen sich der König und die Seinen von diesem „Nachkommen des heiligen Ludwig“ zu versehen hätten.

„Herr d'Orleans“ schrieb Lafayette an den Bailli Ploën „hat niedrig spekuliert auf die Krone, wobei sein Leben das einzige war, was er nicht aufs Spiel setzte, und sein Geld das einzige, dessen Verlust ihn schmerzte!“

Welche Stirn muß der Mann gehabt haben, der, obwohl seit Juni 1791 Mitglied des Jakobinerklubs, doch noch beim Lever des Königs sich einfand, angeblich um sich ein Kommando

beeinflußten Journale, das Buhlen eines Prinzen von Geblüt um die Gunst der niedrigsten Volkskreise die allgemeine Aufregung und Verwirrung gesteigert, und es steht heute fest, daß einigen „großen" Revolutionsmännern, unter anderen dem nicht selten mit Brutus verglichenen Camille Desmoulins, schon vor den Tagen des Bastillensturmes ein regelmäßiger Sold im Palais Royal ausbezahlt wurde. Es war auch politische Berechnung im Spiele, wenn der Herzog die Anglomanie in Mode zu bringen suchte, sein Haar ungepudert trug, in Pantalons und langem Rock promenierte, seinen Wagen selbst kutschierte, nach englischer Sitte Kaufläden in seinen Palast aufnahm, kurz, alles nachmachte, was er während eines kurzen Aufenthalts in England gesehen hatte; es war damit beabsichtigt, dem Volk den Gegensatz zwischen dem „alten" Frankreich und dem „jungen" Europa vor Augen zu bringen und sich selbst als vorurteilslosen Freund der Gleichheit aller Stände, als Mann der Zukunft zu empfehlen.

Als Marie Antoinette im Januar 1788 durchgesetzt hatte, daß Herzog Philipp als notorischer Urheber der gegen die Königin in Umlauf gesetzten Lästerschriften auf sein Gut Villers-caterets verbannt wurde, legte das Parlament von Paris gegen diese Bestrafung Protest ein. Allerdings handelte es sich zunächst um die Principienfrage, aber auch die „Bürgerfreundlichkeit" des Betroffenen war in Betracht gezogen worden. Ludwig XVI. mußte nachgeben und die Verbannung aufheben — es war ein Vorspiel zu den verhängnisvollen Auftritten des nächsten Jahres.

Welche Rolle spielte Orleans in den Revolutionstagen? Wenn wir Tournois Glauben schenken dürften, hätten wir uns zwei Lager zu denken: hier den König, beherrscht von der intriguanten „Österreicherin", zu gefährlichsten Mißgriffen verführt durch seine aus Deutschen, Schweden und englischen Jakobiten zusammengesetzte Umgebung, — dort das Volk, das seinen König aus unwürdigen Banden befreien will, das instinktmäßig um einen Mann sich schart, der mit der abgelebten

Vergangenheit gebrochen hat, als Sohn der Gegenwart sich fühlt und erhobenen Hauptes in die Zukunft blickt, das heißt, um den Herzog von Orleans. Wie wäre aber mit dieser Charakteristik die Thatsache zu vereinen, daß den Zug des entmenschten Pöbels nach Versailles kein anderer in Scene gesetzt hat, als der „Cousin" des Königs, der mithin an den Greueln des 5. und 6. Oktober 1789 die Hauptschuld trägt!

Necker äußert in seinen Denkwürdigkeiten, der Herzog habe nur beabsichtigt, den König zu ängstigen und zur Flucht zu bewegen, um sich dann von seinen Getreuen zum Generalstatthalter ernennen zu lassen. Allein schon Oncken hat auf eine Angabe des Polizeiministers Real hingewiesen, wonach der Herzog am Abend des 6. Oktober zu seinem Bankier sagte: „Zahlen Sie heute nichts! Das Geld ist nicht verdient, der Tropf lebt noch!"

Ist dies die Sprache eines „nur von der unwiderstehlichen Macht der Umstände gefangenen Unglücklichen"? In den herzoglichen Gemächern des Palais Royal saßen die „Freunde der Freiheit" über die „Feinde des Volks" zu Gericht, und die im Palais Royal eingerichteten Kaffeehäuser Foy, Valois, Corazza &c. waren die Mittelpunkte der revolutionären Bewegung. Freilich hielt der Herzog anfänglich noch für angemessen, sich von seinen Standesgenossen nicht gänzlich zurückzuziehen, aber der Ruf: „Es lebe der Herzog von Orleans, es lebe der Vater des Volkes!" im Munde der Sansculottes und Megären, die auf ihren Piken Köpfe von erschlagenen Gardisten im Triumph herumtrugen, gab Aufklärung, wessen sich der König und die Seinen von diesem „Nachkommen des heiligen Ludwig" zu versehen hätten.

„Herr d'Orleans" schrieb Lafayette an den Bailli Ploën „hat niedrig spekuliert auf die Krone, wobei sein Leben das einzige war, was er nicht aufs Spiel setzte, und sein Geld das einzige, dessen Verlust ihn schmerzte!"

Welche Stirn muß der Mann gehabt haben, der, obwohl seit Juni 1791 Mitglied des Jakobinerklubs, doch noch beim Lever des Königs sich einfand, angeblich um sich ein Kommando

zu erbitten, damit er sich der lästigen Zudringlichkeit der Pariser entziehen könne! Freilich fand er bei den Getreuen des Königs nur eine Aufnahme, wie er sie verdiente. Die Kavaliere drängten ihn, wie der Minister Motteville erzählt, ziemlich unsanft zur Thür, und als er ins Gemach der Königin trat, wo die Tafel gedeckt war, wurden rasch die Schüsseln entfernt, aus Furcht, der ungebetene Gast möchte im Vorbeigehen ein Pülverchen in die Speisen mischen. War dies aber unverdiente Unbill für einen Prinzen, der im Jakobinerklub zur Schmach seiner Mutter versicherte, er sei gar kein Orleans, sondern der Sohn eines Kutschers Lacroix? der den Namen Egalité annahm und eine Erklärung veröffentlichte, er werde stets der Pflichten eingedenk sein, die ihm der stolze Name auferlege? Im Sinn und nach dem Herzen von Gracchus Babeuf und Genossen erfüllte er auch dieses Versprechen, indem er in der berüchtigten Konventsitzung am 17. Januar 1793 auf die Frage, ob „Louis Capet" des Todes schuldig, mit einem lauten „Oui!" antwortete. Sogar bei den Mitgliedern des Bergs und bei den Tricoteuses auf der Tribüne wurde ein Murren der Entrüstung laut, und als Egalité noch einmal die Worte sprach: „Ich stimme für den Tod!" riefen zahlreiche Stimmen: „Oh, horreur, oh, ce monstre!"

Doch nachdem einmal das Haupt des unglücklichsten Königs der Guillotine zum Opfer gefallen war, wurde die Revolution immer unersättlicher, bis sie zuletzt die eigenen Kinder verschlang. Es ging in Erfüllung, was der Girondist Manuel nach jener Abstimmung Philipps prophezeit hatte: „Heute ist er Richter, morgen wird er Henker sein, übermorgen Opfer!"

Schon wenige Tage nach dem Königsmord denunzierte Buzot im Konvent „eine Partei, die er nicht nennen wolle, die für den Tod des Königs nur deshalb stimmte, um einen anderen König zu erheben". Damals wurde die Warnung nicht beachtet; Egalité war ja der Zechkumpan Dantons, des „Bonvivants in der grausen Tragödie", der Busenfreund Desmoulins, des „Generalanwalts der Laterne".

Allein nach dem Abfalle des Generals Dumouriez von der Sache der Republik schlug die Stimmung gegen Philipp jählings um. Der Sohn, Louis Philipp, Herzog von Chartres, war im Lager Dumouriez' — Grund genug, um den Vater zu verdächtigen, daß auch er im Grunde des Herzens die Republik nicht liebe oder wohl gar zu stürzen wünsche. Robespierre, der nie zu den Freunden des Herzogs gehört hatte, in den Tagen der „Orgien des Blutdurstes" der eigentliche Gebieter Frankreichs, ließ den abtrünnigen Bourbon verhaften und vor das Tribunal stellen. Trotz der Erklärung, er halte zwar den Sohn für unschuldig, wolle aber, wenn ihm dessen Schuld nachgewiesen werde, wie ein zweiter Brutus handeln, wurde Philipp zum Tode verurteilt. Am 6. November 1793 starb er durch Henkershand auf dem nämlichen Eintrachtsplatz, wo König Ludwig das Schafot bestiegen hatte. In den letzten Augenblicken legte Philipp eine Würde an den Tag, die er im Leben nur allzu häufig hatte vermissen lassen. Beaulieu, der ihn vom Fenster seiner Zelle durch den Gefängnishof schreiten und den verhängnisvollen Karren besteigen sah, versicherte: „Man hätte ihn eher für einen General halten können, der seine Truppen zur Heerschau führt, als für einen Verurteilten, der sich zum letzten Gang anschickt."

Als der Zug mit dem Armensünderwagen in die Nähe des Palais Royal kam, fing eine Rotte bewaffneter Arbeiter mit den Soldaten der Eskorte Händel an, wurde aber rasch zurückgedrängt.

Der Vorfall veranlaßte ein Gerücht, orleanistische Parteigänger hätten die Absicht gehegt, den Gefangenen zu befreien, Robespierre zu ermorden und den Herzog zum Diktator zu erheben, und der Anschlag sei nur durch zufällige Abwesenheit Robespierre's vereitelt worden. Ob ein derartiges Komplott wirklich bestand, ist nicht festzustellen. In den Memoiren des damaligen Präsidenten des Konvents, Barère, findet sich die Behauptung, der ganze Prozeß gegen Philipp Egalité sei von den Emigranten angestiftet worden, und Robespierre sei nur das

Werkzeug der in Koblenz geplanten Intrigue gewesen. Auch die Wahrheit dieser Angabe ist nicht erhärtet.

Der Titel eines Herogs von Orleans, den ganz Europa nur mit Abscheu aussprach, war das einzige Erbe, das auf Philipps Sohn, Ludwig Philipp, geboren 6. Oktober 1773, überging.

Der Prinz hatte eine sorgfältige Erziehung genossen, insofern er fünf lebende Sprachen und eine Menge Kenntnisse erlernt hatte; im übrigen war die Methode der Erzieherin, der bekannten Schriftstellerin Frau von Genlis, die im Palais Royal eine zweideutige Stellung einnahm, so radikal wie möglich gewesen. Demgemäß schwärmte schon der Knabe für die Principien der Revolution; der Siebjehnjährige trat trotz der Abmahnung seiner Mutter in den Jakobinerklub ein und verrichtete hier gleich anderen Novizen den Dienst eines Thürhüters und Ausrufers. Als jedoch Buzot im Konvent jenen Angriff auf die Familie Orleans richtete, erblickte Ludwig Philipp darin eine Mahnung, sich aus der „großen Falle Paris" zu retten, und begab sich in das Lager Dumouriez'. Der Kommandant der Nordarmee hielt große Stücke auf den Prinzen und dachte ihm bei seinen Restaurationsplänen eine hervorragende Stellung zu, wenn auch nicht die Krone. In der Schlacht bei Neerwinden am 18. März 1793 befehligte „General Egalité" das Centrum. Als der geschlagene Dumouriez mit den Österreichern in Unterhandlung trat, ging auch Ludwig Philipp zu den Feinden über, erlangte aber nur einen Paß, um in der Schweiz eine Zuflucht zu suchen. Von allen Mitteln entblößt, nahm er unter dem Namen Chabaud-Latour eine Stelle am Kollegium zu Reichenau an; in deutscher Sprache lehrte er Geschichte, Geographie und Mathematik, auch Französisch und Englisch. Da er sich aber auch in jenen Klostermauern vor Verfolgung der Aristokraten nicht mehr für sicher hielt, verließ er im Juni 1794 Reichenau, nicht ohne sich ein Zeugnis seiner guten Führung als Lehrer ausstellen zu lassen. Nun irrte er, ohne einen Sou in der Tasche zu haben, monatelang in der Schweiz umher, bis General

Montesquiou dem Flüchtling die Mittel bot, nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika auszuwandern, wohin ihn der amerikanische Gesandte in Paris, Morris, eingeladen hatte.

Nachdem er noch vorher die skandinavischen Staaten bereist hatte, schiffte er sich mit seinen zwei jüngeren Brüdern nach Amerika ein. Er besuchte die großen Handelsmetropolen des Westens und dehnte seine Wanderung bis in die von Indianerstämmen bewohnten Prairien aus. Nach mannigfaltigen Abenteuern kehrte er 1800 nach London zurück. Da das Direktorium die 1797 verordnete Zurückgabe des konfiszierten dynastischen Hausguts wieder rückgängig gemacht hatte, sah sich der Herzog abermals genötigt, fremde Hilfe anzurufen; er wandte sich an die — Bourbons. Durch Vermittlung des Grafen Artois (nachmals Karl X!) fand der Gesuchsteller trotz aller störenden Erinnerungen gnädige Aufnahme bei dem Roi en exil, Ludwig XVIII. Die Fürsprache der Bourbons verschaffte dem Herzog den Bezug einer beträchtlichen Jahresrente aus den Fonds der englischen Regierung. Nach dem Tode seiner beiden Brüder Montpensier und Beaujolais begab er sich nach Palermo, wo damals der durch Murat aus Neapel verdrängte königliche Hof residierte. Der gemeinsame Haß gegen Napoleon überbrückte auch hier die Kluft zwischen ihm und dem Bourbon Ferdinand, und nachdem die Geschmeidigkeit des Herzogs auch über die Abneigung der Königin, einer Schwester Marie Antoinettens, gesiegt hatte, erhielt er die Hand der Tochter des königlichen Paares, der herzensguten Marie Amalie; am 25. November 1809 wurde in Palermo die Hochzeit gefeiert.

In den Briefen Ludwig Philipps aus jener Zeit giebt sich leidenschaftliche Erbitterung über Napoleon kund, während mit Enthusiasmus von den Pflichten gegen die königliche Familie gesprochen wird.

„Niemals würde ich eine Krone annehmen," schrieb er 1808 an seine künftige Schwiegermutter, „so lange ich nicht nach unserem Erbfolgegesetz dazu berechtigt bin. Für Schmach und Schande würde ich es ansehen, wollte ich der Nachfolger

Bonaparte's werden und eine Stellung einnehmen, die nur durch nichtswürdigen Meineid zu erringen, durch Schurkerei zu behaupten wäre. Mich beseelt anderer Ehrgeiz; ich will am Sturz der Herrschaft Bonaparte's Anteil haben, will auch ein Werkzeug der Vorsehung sein, um die Menschheit von einem Tyrannen zu befreien und auf den Thron meiner Väter wieder meinen königlichen Gebieter und ebenso auf alle gestürzten Throne die rechtmäßigen Herrscher zurückzuführen. Ich will der Welt zeigen, daß ein Mann wie ich jede Usurpation verachtet und verabscheut und daß nur Emporkömmlinge ohne Familie und ohne Ehre sich etwas aneignen, was ihnen eine günstige Gelegenheit in die Hände spielt."

Mit solcher Pietät gegen das alte Königtum stand freilich des Herzogs Vorliebe für England und englisches Wesen in einem gewissen Widerspruch.

„Ich habe mein Vaterland so früh verlassen," schreibt er einmal an den Bischof von Landaff, „daß ich kaum etwas von französischer Art an mir habe, vielmehr in Wahrheit England angehöre, nicht bloß aus Gründen der Dankbarkeit, sondern auch der Neigung und des Geschmacks."

Im Gefolge der Bourbons kehrte der Sohn des Bürgers Egalité im Mai 1814 nach Paris zurück. Kurz vorher hatte er nochmals Ludwig XVIII. seiner unbedingten Ergebenheit versichert und überschwänglicher Freude Ausdruck gegeben, daß endlich das Ungeheuer (ce monstre) gestürzt werde; es sei an der Zeit, ein Ende zu machen mit der Revolution und ihrer niedrigsten Ausgeburt, Bonaparte, den er zwar hasse, aber noch gründlicher verachte. Wie grell sticht gegen solche Worte die Proklamation Ludwig Philipps von 1840 ab, wo von Napoleon, dessen „Reliquien" soeben nach Paris gebracht wurden, gesagt ist: „Er war König und Kaiser zugleich, er war der wahre legitime Herrscher unseres Landes!"

Ludwig XVIII. gab dem Herzog alle Hausgüter zurück und verhalf ihm überdies zur Wiedererlangung des Vermögens seiner Mutter, der Erbtochter des Herzogs von Penthièvre. Der

Herzog verfügte jetzt über Reichtümer, welche den Besitz sämtlicher Prinzen der älteren Linie weit überragten. Fortan war es die Hauptsorge des ehemaligen Lehrers von Reichenau, seinen Besitz zu vermehren. Er liebte das Geld an sich, seine Schätze sollten ihm aber auch politische Vorteile zuwenden; denn wenn er auch öffentlich dem regierenden Monarchen unterthänigste Ergebenheit bezeugte, ließ er sich doch schon unmittelbar nach seiner Rückkehr angelegen sein, eine oppositionelle Partei um sich zu sammeln, indem er bald seine Eigenschaft als Mitglied der bourbonischen Familie, bald seine jakobinische Vergangenheit hervorkehrte. In diesem Bestreben wurde er durch die Abneigung der älteren Linie der Dynastie gegen jedes Zugeständnis in konstitutionellem Sinne unterstützt. Schon im Januar 1815 wurde ein Komplott aufgedeckt, dessen Teilnehmer, hauptsächlich dem Offiziersstand angehörig, Ludwig XVIII. eine neue Konstitution aufnötigen oder den verfassungsfreundlichen Herzog von Orleans auf den Thron erheben wollten. Natürlich wurde der König mißtrauisch gegen den Vetter; allein es ließ sich nicht beweisen, daß dieser selbst die Verschwörer begünstigt hätte. Während der hundert Tage floh auch Orleans mit der königlichen Familie nach England, aber Napoleons Niederlage führte „der in Orleans verkörperten Idee“ neue Anhänger zu. Vier Tage nach der Schlacht bei Waterloo schrieb Marschall Soult an Napoleon: „Der Name Orleans ist im Munde fast sämtlicher Generäle!“

Zwischen den Anhängern des Napoleonischen Cäsarentums und der absolutistischen Monarchie erwuchs der „tiers parti“, eine Mittelpartei, die ein auf politische Freiheit sich stützendes Königtum aufrichten wollte. Im Palais Royal pflegten sich die Benjamin Constant, Lafitte, Sebastiani, Stanislas, Girardin und andere Vertreter der liberalen Opposition zu versammeln. Von Wichtigkeit war es, daß Thiers und Mignet, die Hauptmitarbeiter des „Constitutionel“, des angesehensten liberalen Organs, die zu den beliebtesten und berühmtesten Wortführern des Liberalismus zählten, die Vertretung der orleanistischen

Wünsche und Interessen übernahmen. Wiederholt bildeten sich Verschwörungen zu Gunsten des Herzogs, doch dieser leugnete jede Beteiligung ab.

„Der Herzog bewegte sich nicht, und doch sah der König, daß er gehe; diese Art unbeweglicher Thätigkeit beunruhigte ihn; aber wie sollte er jemand am Gehen hindern können, der keinen Schritt zu thun schien?"

Weder Ludwig XVIII. noch sein Nachfolger Karl X. konnten ihrem Wunsche gemäß ihren Vetter exilieren, denn dieser gab sich keine Blöße und erfreute sich solcher Beliebtheit, daß es gefährlich war, ihn anzutasten.

Als Karl X. am 25. Juli 1830 jene verhängnißvollen, von dem Minister Polignac aufgesetzten „Ordonnanzen" unterzeichnete, welche die eben vollzogenen Wahlen für ungültig erklärten, ein neues Wahlrecht octroierten und die Presse unter strengste Bevormundung stellten, traten sofort Thiers und andere Vertreter der Presse mit Ludwig Philipp in Verbindung, ohne daß der Vorsichtige aus seiner passiven Rolle herausgetreten wäre. Rasch teilte sich jedoch die Aufregung weiteren Kreisen mit, und bald handelte es sich nicht mehr um einen Protest gegen mißliebige Maßregeln, sondern um eine allgemeine Schilderhebung gegen das bourbonische Königtum. Der von Thiers im „National" verfochtene Satz: „Der König herrscht, aber regiert nicht!" wurde die Losung des Tages. In einer nach Beginn des Kampfes zwischen den Volksmassen und den Truppen und zwar ebenfalls von Thiers verfaßten Proklamation war hervorgehoben, daß Karl X., an dessen Händen Bürgerblut klebe, nicht mehr Oberhaupt Frankreichs bleiben und nur der Herzog von Orleans als Freund der Freiheit die Ordnung wiederherstellen könne. Ludwig Philipp selbst aber gab kein Lebenszeichen. Er hielt sich in einem Pavillon, „la laiterie", im Park seines Landhauses zu Neuilly versteckt; er wollte sich erst finden lassen, wenn der in den Straßen von Paris hin- und herwogende Kampf entschieden, zu seinen Gunsten entschieden sein würde.

Erst als am dritten Tage der Bankier Lafitte die Nachricht überbracht hatte, daß das Volk Sieger geblieben sei, und als eine Kammerdeputation ihn dringend aufforderte, nach Paris zu kommen, um das Vaterland vor der Sturmflut der Anarchie zu retten, erklärte er sich bereit, dem Ruf der Vorsehung und der Mitbürger Folge zu leisten. Nächtlicher Weile begab er sich nach Paris und betrat, nachdem er den Anruf der Schildwache mit dem Losungswort: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! beantwortet hatte, das Palais Royal. Noch fuhr er fort zu versichern, er hege keinen anderen ehrgeizigen Wunsch, als den, zu den besten Bürgern gezählt zu werden, und er wolle einfacher Bürger sein und bleiben. Dabei war nicht zu unterscheiden, wo die Wahrheit aufhörte und die Täuschung anfing. Am Morgen des 31. Juli ließ Ludwig Philipp den Herzog von Mortemart, der dem nach St. Cloud geflüchteten König Karl die Ablehnung der Vermittlungsvorschläge durch die Kammer melden sollte, zu sich bitten.

Mortemart erzählte später, Orleans habe auf ihn den Eindruck eines Fieberkranken gemacht. „Macbeth Bourgeois" verriet die innere Aufregung durch Totenblässe seines Gesichtes. Schweiß stand ihm auf der Stirn, sein Blick war unstät, die Stimme gebrochen. „Schildern Sie Sr. Majestät, wie schmerzlich berührt ich bin ob der neuesten Vorgänge; nur gezwungen bin ich nach Paris gekommen, denn man hätte mir sonst Frau und Kinder gefangen genommen. Überbringen Sie aber meine Erklärung: ich will lieber den Tod erleiden als die Krone annehmen!"

Noch am nämlichen Tage erließ Orleans einen Aufruf, worin er sich bereit erklärte, den Posten eines Generalstatthalters anzunehmen, und mit einem echt französischen Schlagwort schloß: „Die Charte wird künftig eine Wahrheit sein!" Da aber noch immer in den Straßen nur Hochrufe auf die Freiheit und auf Lafayette ertönten, wurde im Hôtel de Ville eine theatralische Scene aufgeführt, welche ihren Zweck, die Sympathie der Menge auf den künftigen König zu lenken, nicht verfehlte: Ludwig

Philipp trat mit Lafayette ans Fenster, entfaltete die Trikolore und umarmte den General. Die auf dem weiten Platz versammelte Menge brach in Jubel aus — die neue Dynastie war von der Revolution anerkannt. Nun wurde rasch der Thron für den Roi-Citoyen aufgerichtet. Am 3. August rückte die Pariser Nationalgarde vor Rambouillet, um Karl X. zur Abreise zu zwingen; noch war der Bourbon nicht auf britischem Boden angelangt, als das Parlament am 7. August mit 219 gegen 33 Stimmen in der Person Ludwig Philipps einen Nachfolger ernannte. Als die Frage laut wurde, ob der neue König den Namen Philipp VII. annehmen solle, rief Dupin, dem Herzog von Orleans sei die Krone übertragen, „nicht weil, sondern obwohl er ein Bourbon sei". In Übereinstimmung mit dieser Erklärung nannte sich der Erwählte „Ludwig Philipp I., König der Franzosen".

Nun wurde die Charte in liberalem Sinne reformiert, so daß der Bürgerstand recht eigentlich der Träger der neuen Ordnung sein sollte. Der König selbst fuhr fort, wie ein einfacher Privatmann aufzutreten; in bürgerlichem Anzug, gewöhnlich mit dem Regenschirm in der Hand, machte er seine Promenaden; nach wie vor besuchten seine Söhne das Collège Henri IV. Diese wohlberechnete Schlichtheit war für die Pariser etwas Neues, also etwas Anziehendes; der Bürgerkönig war eine Zeit lang wirklich populär. Zwar begannen die Legitimisten und die Anhänger der Republik bald einen heftigen Kampf gegen die Autorität des Julikönigtums, und der hohe Adel verbündete sich mit den Kommunards, um den tiers parti und dessen Oberhaupt zu schädigen. Allein Ludwig Philipp obsiegte ohne viel Blutvergießen sowohl über die Restaurationsversuche der Herzogin von Berry, die ihrem Sohne die Krone retten wollte, wie über die Putsche Cavaignacs und Raspails. Obwohl kein Fürst Europa's so häufig von Mörderhand bedroht war, wie Ludwig Philipp, mied er nie die Öffentlichkeit und die Gefahr, und die ersten mißlungenen Attentate steigerten noch die Sympathie mit dem unerschrockenen Regenten, von dessen Wohlwollen manches

geschickt verbreitete Abenteuer, von dessen Welterfahrung manches kluge Wort in Kronrat und Kammer Zeugnis gab.

Ungünstiger schien sich anfänglich das Verhältnis zum Ausland zu gestalten. An den Höfen wurde befürchtet, daß die französische Regierung die revolutionären Geister in ganz Europa entfesseln und eine Ära des Krieges heraufbeschwören werde, wie Napoleon I. Die ersten Annäherungsversuche wurden ziemlich schroff zurückgewiesen; ja, Zar Nikolaus gab barsch und bündig zu verstehen, daß er einen Usurpator nicht anerkennen wolle.

Allein die Besorgnis der Fürsten erwies sich als unbegründet. Nicht bloß wurde der revolutionären Propaganda von der französischen Regierung kein Vorschub geleistet, sondern der „neue Cromwell" suchte sogar mit einer gewissen demütigen Unterwürfigkeit die Souveräne darüber zu beschwichtigen, daß er das europäische Staatswesen nicht stören werde. Zwar wurde mit England „entente cordiale" angeknüpft und die Verbrüderung „der zwei großen, dem liberalen Fortschritt zugewandten Verfassungsreiche" in Paris und London mit wohlklingenden Worten gefeiert, aber den in Polen, Italien, Deutschland entweder für ihre Nationalität oder für liberale Reformen kämpfenden Parteien blieb die erhoffte und erbetene Unterstützung Frankreichs versagt.

Man ist nicht berechtigt, zu bezweifeln, daß Ludwig Philipp aufrichtig bedacht war, die Wohlfahrt von Staat und Volk zu fördern; die eifrigste Sorge verwandte er aber auf Befestigung seiner Dynastie und Vermehrung des Hausguts. Dieser „wirtschaftliche, hausväterliche Sinn" verleitete ihn nicht selten zu einer Handlungsweise, die mit patriotischen Pflichten nicht vereinbar war oder doch den von einem Roi-Citoyen gehegten Erwartungen nicht entsprach. Ungünstigen Eindruck machte es, daß er das ganze große Vermögen auf seine Kinder überschreiben ließ, während früher das Privatvermögen der Könige mit den Krondomänen vereinigt gewesen war. Die Geltendmachung des Condé'schen Testaments zu Gunsten des Herzogs von Aumale

gab Anlaß zur Verleumdung, der Tod des Erblassers sei im Interesse des Erben gewaltsam herbeigeführt worden. Mit mehr Recht wurde getadelt, daß Ludwig Philipp auch nach der Übersiedelung in die Tuilerien fortfuhr, an der Börse zu spekulieren, und allerlei politische Manöver zu Gunsten seiner Privatkasse ausführen ließ.

Immer lauter erscholl die Klage, daß Landmann, Bürger und Arbeiter unter härterem Druck zu leiden hätten, als in den Zeiten der absoluten Monarchie, während eine neue privilegierte Kaste alle Macht in Händen habe, die Bankiers und Großindustriellen, die „Herzenskinder" des „Königs der Börse"; die neue Verfassung beruhe nicht auf demokratischer Grundlage, sondern stehe unter dem Bann einer Plutokratie, deren materielles Wesen auf alle Kreise entsittlichend wirke.

Wenn die Unzufriedenheit mit der inneren Politik der Regierung, dem „Kultus des goldenen Kalbes", der Popularität Ludwig Philipps Abbruch that, so gab die Verquickung der auswärtigen Politik mit dynastischen Rücksichten den Gegnern eine noch gefährlichere Waffe in die Hände. Um seine Familie in den Kreis der legitimen Höfe aufgenommen zu sehen, ließ der von Barrikadenkämpfern erhobene König, ohne nur durch ein Wort sein Mißfallen auszudrücken, die italienischen Revolutionäre von den Österreichern niederschießen und überließ Polen, dessen Befreiungskampf das französische Volk mit stürmischer Begeisterung aufgenommen hatte, seinem traurigen Schicksal. Je offener sich aber das Königtum von den Grundsätzen der Julikämpfer entfernte, desto mehr Kraft und Ausdehnung gewann die Opposition. Ganz Frankreich ward überdies unterwühlt von geheimen Gesellschaften, deren Ideal die Republik oder der Kommunismus war.

Noch andere Klagen wurden laut. Der sonst so sparsame König verwendete große Summen auf Ausbau und Ausschmückung des Palais Royal. „Ich bin nicht umsonst in meiner Jugend Schüler Davids gewesen", soll er erwidert haben, wenn gegen die Kostspieligkeit dieser Bauten und anderer künstlerischer

Unternehmungen Einspruch erhoben wurde. Ungeheure Summen verschlang der Umbau des Schlosses zu Versailles, das er in ein großartiges, „à toutes les gloires de la France" gewidmetes Nationalmuseum umwandeln ließ. Montalivet, der eine Zeit lang Minister des Innern war und bei Ludwig Philipp in hoher Gunst stand, versichert, für die Ausstattung von Versailles seien 23 Millionen Franken geopfert worden.

Vermutlich hoffte der König, seine Pietät für die Lieblingsschöpfung Ludwigs XIV. werde dazu beitragen, die alten privilegierten Stände, Adel und Klerus, mit der neuen Dynastie auszusöhnen. Während aber in diesen Kreisen nur von „Profanation des Königshauses" gesprochen wurde, erregte die Sorgfalt für die „blendenden Dekorationen des absolutistischen Regiments" in den Volkskreisen Argwohn und Mißstimmung. Während bei anderen Gelegenheiten über Geiz und Knickerei des Königs geklagt wurde, nannte man ihn seines Bauluxus wegen einen Verschwender.

„Fontaine" (der Hofbaudirektor), so wurde gespottet, „wird seinem Herrn nicht Geld genug übrig lassen, um ein Landhaus in England bauen zu können!"

Ludwig Philipp hörte sich gern den Friedenskönig nennen und betonte häufig, daß seine Regierung zwar nicht mit kriegerischen Triumphen prunken könne, wie die Ära Napoleons I., aber auch nicht, wie jene, zahllose Menschenopfer vom Lande heische. Er wußte aber zu gut, welch unwiderstehlicher Zauber dem Wort „gloire" trotz Moskau und Waterloo für das ganze französische Volk innewohne. Deshalb wurde der von Karl X. ins Auge gefaßte Plan der Unterwerfung Algiers mit leidenschaftlichem Eifer aufgegriffen.

Die an sich nicht gerade glänzenden Erfolge über Abdelkader boten immerhin Gelegenheit zu Aufzügen mit malerisch kostümierten Zuaven und Spahis und zu Lobreden auf den Gewinn eines Landes, das wenigstens halb so groß wie Frankreich selbst. Dagegen wies die Opposition in Kammer und Presse darauf hin, daß Frankreich in Algerien nichts gefunden

habe, als ein Massengrab für seine Soldaten, während noch fraglich sei, ob das Gebiet zu behaupten sein werde.

Einen schweren politischen Fehler beging die Regierung damit, daß sie, um ihre Vorurteilslosigkeit zu beweisen, selbst dazu beitrug, daß der Bonapartismus in Frankreich wieder auflebte. Allerdings war im Jahre 1832 der Tod des Sohnes Napoleons I., des ehedem so hochgefeierten „Königs von Rom“, in Frankreich fast unbeachtet geblieben; aber zumal in der älteren Generation war die Verehrung für den Sieger von Marengo und Austerlitz noch nicht erstorben. Um auch diese ehrwürdige Tradition für das orleanistische Hausinteresse nutzbar zu machen, ordnete Ludwig Philipp die Abholung der Gebeine des großen Toten in St. Helena an, und am 15. Dezember 1840 wurde eine prunkvolle Trauerfeier veranstaltet; der König selbst nahm im Invalidendom die „Reliquien“ in Empfang und hielt Reden, deren chauvinistischer Ton mit früheren Kundgebungen grell kontrastierte. Dadurch konnte er aber nicht vergessen machen, daß diese Reliquien nicht durch die früher so stürmisch geheischte „Revanche pour Waterloo“, sondern durch eine Art Kaufvertrag von England zurückerlangt worden waren. In Wort und Bild wurde von den Gegnern der Regierung darob gespottet, daß der „Spießbürgerkönig“ auch bei dieser Gelegenheit nur als Krämer „gehandelt“ habe.

Das Mißbehagen wuchs, als die Regierung, indem sie konservative Interessen zu fördern gedachte, dem mächtig aufstrebenden Ultramontanismus Vorschub leistete.

Die in Paris allein nach Hunderttausenden zählenden Proletarier vollends waren nicht, wie der Bürgerstand, unzufrieden mit einzelnen Thaten der Regierung, sondern wollten überhaupt keine Regierung. Aufgestachelt durch die Reden Proudhons und Louis Blancs forderten sie Niederwerfung der Macht des Kapitals, radikale Umgestaltung der socialen Verhältnisse.

„Unser Land,“ schrieb Thiers, der zu den „Gründern“ des Julikönigtums gehört hatte, im Jahre 1847 an einen Freund, „geht mit Riesenschritten einer Katastrophe entgegen, vor oder

nach dem Tode des Königs; es wird Bürgerkrieg geben, Revision der Charte, vielleicht Personalveränderungen an hoher Stelle."

Die Opposition gegen das Regiment, „das zu seinem Wesen und seinen Überlieferungen in geradem Widerspruch steht: ghibellinisch in Rom, jesuitisch in Bern, österreichisch in Piemont, russisch in Krakau, französisch nirgends," — nahm einen immer drohenderen Charakter an. Die nach der Ablehnung einer Reform des Wahlgesetzes von den Antragstellern veranstalteten sogenannten Reformbankette leiteten die revolutionäre Bewegung ein. Auf einem Bankett zu Lille setzte Ledru Rollin die Weglassung des üblichen Toastes auf den König durch; auf einem Fest der „neuen Brüder" in den Champs Elisées zu Paris rief der Dichter Lamartine: „Das Königtum wird enden, nicht wie dasjenige von 1789 in seinem Blut, sondern in der selbstgedrehten Schlinge." Auch die Treue der Bourgeoisie, die bisher als Stütze des Thrones gegolten hatte, geriet ins Wanken.

„Es hat nichts auf sich, wenn man angegriffen wird," klagte Ludwig Philipp, „aber es ist ein Verhängnis, wenn man auf keinen Verteidiger zählen kann."

Endlich stieg die Opposition aus den Bankettsälen und von der Rednertribüne des Parlaments bewaffnet auf die Boulevards von Paris. Die Kanonen vom Montmartre vermochten das gefährdete Königtum nicht zu retten. Nach dreitägigem Straßenkampf (22. bis 24. Februar 1848) war die Sache des Königs verloren. Er selbst, der in der Gefahr zwar kaltblütig blieb, aber nicht die Kraft zu handeln in sich fand, sah sich genötigt, durch eine Hinterpforte aus den Tuilerien zu fliehen, und zwar so hastig, daß er nicht einmal das Notwendigste mit sich nehmen konnte; der reichste König Europa's mußte auf der Durchreise durch Versailles von einem Getreuen ein paar tausend Franken borgen, um für sich und seine Familie die Kosten der Überfahrt nach England zu bestreiten.

Vor der Flucht hatte Ludwig Philipp eine schriftliche Erklärung abgegeben, daß er zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, auf die Krone verzichte. Die Mutter des Prinzen,

Helene von Mecklenburg, die sich in dieser Katastrophe ihrer Tante, der willensstarken Dulderin Luise von Preußen, würdig bewährte, trat in einer stürmischen Sitzung des Parlaments für das Recht ihres Sohnes tapfer ein, allein ihre Stimme ging unter im Tumult der eindringenden Menge. Mit Mühe konnte die deutsche Frau vor der Wuth der von Aufregung und Wein trunkenen Barrikadenkämpfer gerettet werden. Das Bild Ludwig Philipps im Sitzungssaal wurde von hundert Kugeln durchbohrt, der Thron zu Füßen der Julisäule zertrümmert, endlich nach wüsten Orgien des souveränen Straßenpöbels am 27. Februar die Republik proklamirt.

August von Rochau, der in seiner Geschichte des Julikönigtums die günstigen Seiten der Regierung Ludwig Philipps mit Wärme hervorzuheben pflegt, kann nicht umhin, auf die merkwürdige Thatsache hinzuweisen, daß der Anhang des Königs und des Hauses Orleans schon am 25. Februar so völlig zerstoben war, wie wenn es nie eine orleanistische Partei gegeben hätte. Während Karl X. von der Trauer und der Treue der Legitimisten ins Exil begleitet wurde, folgte dem durch die Februartage entthronten König höchstens ein rein menschliches Mitleid. Die Erklärung dieser Thatsache, meint Rochau, dürfe aber nicht darin gesucht werden, daß die Juliregierung schwerere Schuld auf sich geladen oder mehr Feinde gehabt hätte, als das Königtum der Restauration.

„Die legitimistische Hingebung an die Bourbons war eine Glaubenssache und ganz unabhängig von den persönlichen Eigenschaften, politischen Leistungen, von Glück und Unglück der rechtmäßigen Dynastie; die orleanistische Gesinnung dagegen ging von einer politischen Berechnung aus und mußte also, der Natur der Sache nach, mit der Richtigkeit dieser Berechnung stehen und fallen; der Legitimismus war Schwärmerei, der Orleanismus war Politik."

Als „Graf von Neuilly" ließ sich Ludwig Philipp in Claremont in der Grafschaft Surrey nieder. Hier starb er auch,

am 26. August 1850; im naheliegenden Weybridge fand er die letzte Ruhestätte.

Zwei Söhne des Königs, der Prinz von Joinville und der Herzog von Aumale, standen während des Februaraufstands in Algier, jener als Admiral der Mittelmeerflotte, dieser als Statthalter und Befehlshaber einer ansehnlichen Armee. Es wurde in Paris befürchtet, daß sie sich weigern würden, die im Hôtel de Ville eingesetzte provisorische Regierung anzuerkennen. Als jedoch der Astronom Arago, der in diese Regentschaft gewählt worden war, die Prinzen aufforderte, um der Ruhe des Vaterlands willen sich der Macht der Verhältnisse zu fügen, legten beide das Kommando über ihre Truppen, auf deren Ergebenheit sie ja doch nicht zählen konnten, nieder und begaben sich zu ihrem Vater nach England.

Diese Gefahr war also glücklich abgewendet, aber Bürgerblut floß noch in Strömen, als in den Junitagen die Sozialisten versuchten, an Stelle der Trikolore die rote Fahne aufzupflanzen, statt der Konstituante einen Wohlfahrtsausschuß einzusetzen, statt der konservativen Republik die Anarchie zu proklamieren. Nachdem endlich Cavaignac das Proletariat niedergekämpft hatte, wurde nicht dieser Retter der bürgerlichen Gesellschaft, sondern der von Ludwig Philipp als ungefährlicher Abenteurer betrachtete und behandelte „kleine Neffe des großen Oheims", Ludwig Bonaparte, zum Präsidenten der Republik ernannt; der populäre Name hatte bei dem durch das allgemeine Stimmrecht plötzlich zu politischer Übermacht gelangten Bauernstand den Ausschlag gegeben. „Im Angesicht Gottes und des französischen Volkes" gelobte Bonaparte der demokratischen Republik unverbrüchliche Treue. Wer die Geschichte Frankreichs kannte, mochte wohl nicht überrascht sein, als nach dem blutigen Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 der „Prinzpräsident" Bonaparte unbeschränkte monarchische Gewalt erlangte, am 2. Dezember 1852 der „erbliche Kaiser" Napoleon III. feierlichen Einzug in die Tuilerien hielt.

Wie der neue Imperator gegen alle widerstrebenden Elemente mit beispielloser Härte vorging und die Gesellschaft wie das Staatsleben aus den Fugen riß, so verfuhr er auch schonungslos gegen das Haus Orleans. Eine Verordnung vom 22. Januar 1852 verhängte über alle Besitzungen, die Ludwig Philipp auf seine Kinder überschrieben hatte, die Konfiskation, da das Privateigentum der Könige vom Staatsschatz nicht getrennt werden könne. Nach dem Urteil der bedeutendsten Juristen konnte darin nur eine brutale Gewaltmaßregel erblickt werden; da aber die in den „Idées Napoléoniennes“ so gefeierte Gleichheit des Rechts für Alle niemals so gänzlich verschwunden war, wie in den Tagen des dritten Kaiserreiches, blieb der Protest der Orleans einfach unbeachtet. Sie mußten auch mit ansehen, wie alle Fürsten Europa's, zumal Alexander II., mit dem Kaiser der Franzosen wie mit einem lieben Freund und Bruder verkehrten, während Zar Nikolaus niemals aufgehört hatte, seine Geringschätzung des „Kronenjägers“ Ludwig Philipp an den Tag zu legen.

Dagegen bildete sich wieder eine orleanistische Partei in Frankreich selbst infolge der vielen Mißgriffe und Übergriffe Napoleons. Legitimisten, die in Erwägung der unbesiegbaren Gleichgiltigkeit und Lahmheit Heinrichs V. die Hoffnung auf eine Restauration der Bourbons aufgaben, — Imperialisten, welche der militärisch-polizeiliche Terrorismus des dritten Kaiserreiches ernüchtert hatte, — Republikaner, welche nicht länger im Schlepptau fanatischer Socialisten bleiben wollten, vereinigten sich in dem Wunsche, Frankreichs Thron wieder auf den Boden der Volkssouveränetät gestellt und mit einem Orleans besetzt zu sehen.

Daß Napoleon III. selbst die Bedeutung dieser feindlichen Bestrebungen nicht unterschätzte, beweist das geflügelte Wort über die Orleans, das er in Umlauf setzte: „Sie sind geborene Verschwörer.“ So lange er regierte, gelang es den Söhnen und Enkeln des Bürgerkönigs nicht, festen Fuß im Vaterland zu fassen; erst nachdem durch das nämliche Volk, das am 8. Mai

1870 dem Regiment Napoleons ein glänzendes Vertrauensvotum ausgestellt hatte, am 4. September 1870 auf die Nachricht von der Katastrophe von Sedan die Absetzung des „feigen Despoten" verhängt worden war, brachen für die verbannten Prätendenten bessere Zeiten an. Am 8. Dezember 1871 wurden durch Dekret der Nationalversammlung der Familie Orleans alle beweglichen und unbeweglichen Güter zurückgegeben. Damit waren die Orleans wieder „aktionsfähig". Der Herzog von Aumale wurde bald darauf vom Generalrat der Oise zum Präsidenten gewählt; Aumale und Joinville traten in die Kammer ein. Der Präsident der Republik, Thiers, beobachtete gegenüber den Nachkommen des Königs, dessen einflußreichster Ratgeber er lange Zeit gewesen war, eine gewisse wohlwollende Neutralität; es wurde sogar behauptet, die Anhänglichkeit des Herrn Thiers an die Republik werde mit seiner Präsidentschaft stehen und fallen; denn er sei von Grund des Herzens Monarchist und werde nur durch den Starrsinn der extremen Royalisten immer wieder ins republikanische Lager zurückgedrängt.

Ein Sieg über die konservative Republik wäre nur möglich gewesen, wenn sich alle monarchischen Elemente offen und aufrichtig verbündet hätten. Deshalb wurde auch von dem alten General Changarnier und anderen Orleanisten eifrig am Zustandekommen einer „Fusion" der Anhänger der beiden Linien des Königshauses gearbeitet. Im Sommer 1873 schien ein Ausgleich nahe gerückt zu sein. Der Graf von Paris begab sich nach Frohsdorf, um „Henri Quint", dem Grafen von Chambord, als dem Chef des Gesamthauses zu huldigen. Allein bald trat zu Tage, daß es in Chambords Schloß bei äußerlichen Ceremonien geblieben, nicht eine wirkliche Versöhnung zu stande gekommen war; der Gegensatz zwischen der weißen Fahne und der Trikolore bestand fort. Graf Chambord selbst wies darauf hin, daß man „nicht in der Personenfrage, sondern in den Principien das Heil Frankreichs zu suchen habe"; in den Principien gingen aber die Forderungen der beiden Familien nach wie vor auseinander. Die Orleans verlangten nach der Tradition ihres

Hauses Anerkennung einer liberalen Verfassung; Chambord wollte bedingungslos sein gutes Recht anerkannt wissen und sah in jedem Zugeständnis ein seiner Ehre zugemutetes Opfer. Er wolle niemals „König der Revolution" werden, erklärte er in einem Briefe an einen Getreuen in Chesnelong, er werde nie auf Bedingungen oder Bürgschaften sich einlassen: „mon principe, c'est tout."

Viele Anhänger der Orleans wollten deshalb auch nach der Fusion lieber die „Republik der ehrlichen Leute" erhalten, als eine monarchisch-klerikale Reaktion heraufbeschwören, und so kam die republikanische Verfassung vom 24. Februar 1875 mit dem Septennat eines Präsidenten zu stande. Aufs neue schien eine Entscheidung im Sinne der Royalisten bevorzustehen, als Heinrich V. am 24. August 1883 aus dem Leben schied und der ans Sterbelager nach Frohsdorf geeilte Graf von Paris als Philipp VII. die Huldigung vieler angesehener Legitimisten empfing. Allein eine Gruppe von „reinen" Royalisten will auch heute nichts von „Egalité IV." wissen, und dieser selbst, der durch Dekret des Senats vom 22. Juni 1886 aus Frankreich ausgewiesen wurde und seither in England oder Österreich sich aufhielt, scheint nicht so viel Thatkraft zu besitzen, daß er den Versuch wagte, das aus den Fugen gerissene Staatswesen Frankreichs zur alten monarchischen Einheit zurückzuführen.

Wird ein anderer Orleans kühner, kräftiger, glücklicher sein? Wer möchte, wenn er erwägt, auf wie schwachen Widerlagern die Republik aufgerichtet ist, dem Programm: Versöhnung der traditionellen Monarchie mit der modernen Gesellschaft, des erblichen Rechts mit dem nationalen! — die Zukunft absprechen? Die Orleans suchen aber heute ihren Vorteil in anderer Empfehlung. Sie wollen die „ersten Patrioten Frankreichs" sein und glauben, die Liebe zum Vaterland am besten dadurch zu beweisen, daß sie als die unversöhnlichen Feinde der Deutschen sich gebaren. Wird ihnen diese Politik frommen? Wer Wind säet, wird Sturm ernten!



Der Rastatter Gesandtenmord.

In der Geschichte giebt es Rätsel, denen sich die Forschung, von einer gewissen Jagdfreude angefeuert, immer wieder zuwendet, obwohl wenigstens dem einen und anderen nicht einmal sonderliche Wichtigkeit zukommt. Welche Bedeutung hat Kaspar Hauser zu beanspruchen, nachdem wenigstens das Eine festgestellt ist, daß die Sage von seiner fürstlichen Abkunft auf eitel Klatsch beruht, und doch erscheinen immer wieder „neue" Enthüllungen über das mysteriöse Findelkind, von deren jeder behauptet wird, daß sie den langen Streit zu schlichten im stande sei. Auch heute ist noch nicht festgestellt, wer der in der Bastille schmachtende Mann mit der eisernen Maske war. Noch immer suchen die Forscher das „entscheidende Dokument", welches Schuld oder Unschuld Wallensteins endgiltig feststellen soll.

Zu diesen Rätseln der Geschichte gehört auch der Rastatter Gesandtenmord. Wie viele Forscher haben sich mit Aufspürung und Kritik der Quellen über dieses sensationelle Ereignis beschäftigt! Dennoch ist ein abschließendes Urteil über Ursachen und Urheber der blutigen Katastrophe auch heute noch nicht zu fällen.

Immerhin sind wir in jüngster Zeit der Wahrheit näher gerückt, als es vor Auffindung einiger maßgebender Aktenstücke

möglich gewesen war, und deshalb dürfte eine kurze Belehrung über die cause célèbre an der Wende des 18. Jahrhunderts und den heutigen Stand der Forschung vielleicht willkommen sein.

Werfen wir zunächst einen Blick auf den thatsächlichen Verlauf.

Der am 17. Oktober 1797 zu Campo Formio unterzeichnete Friedensvertrag setzte dem zweiten Krieg der gegen die französische Republik verbündeten Mächte ein Ende; doch sollten die deutschen Angelegenheiten erst auf einem nach Rastatt berufenen Kongreß geordnet werden.

Am 9. Dezember 1797 begann in dem badischen Festungsstädtchen jenes unwürdige Schauspiel, das von der Auflösung des Reiches, wie von der politischen Moral der Fürsten, die sich in die Fetzen des altehrwürdigen Purpurs zu teilen trachteten, das traurigste Bild gewährte. Noch nie waren Selbstsucht, Bestechlichkeit, Arglist der Reichsstände so schamlos, so häßlich zu Tage getreten. „Lauter betrogene Betrüger," sagt Häusser, „vom Kaiser bis zu den Duodezfürsten herab!"

Weit entfernt, eine Gemeinschaft der Interessen und Ziele zu erkennen oder gar anzuerkennen, ging jeder nur darauf aus, dem Nachbarn in der Gunst der Franzosen den Rang abzulaufen und nicht selten durch Mittel von zweideutigstem Charakter den eigenen Anteil am drohenden Verlust so klein, am erhofften Gewinn so groß wie möglich zu gestalten. Es handelte sich hauptsächlich um Entschädigung derjenigen Fürsten, die ihren Besitz auf dem linken Rheinufer verlieren sollten; denn die Anerkennung der „natürlichen Grenze" Frankreichs, die Abtretung des gesamten linken Rheinufers an die Republik war von vornherein zugestanden worden. Die Franzosen hatten auch das Zaubermittel gefunden, welches die Mehrzahl der deutschen Fürsten erwünschten Gewinn hoffen ließ und dadurch zu allen Opfern und Plänen bereitwillig machte, das Wort: Säkularisation. Preußen war ohnehin seit dem Baseler Frieden im Schlepptau Frankreichs; das Kabinett Haugwitz gab sich zwar hie und da den Anschein, als wolle es sich aufraffen und die übrigen

Reichsstände zu kräftiger Opposition um sich sammeln, sank aber bald in die gewohnte Unthätigkeit zurück. „Der König von Preußen," schrieb damals Sieyes aus Berlin an das Direktorium in Paris, „faßt die schlechteste aller Entschließungen, die, sich für keine zu entschließen."

Treffend charakterisiert ein fliegendes Blatt „Die Leidensgeschichte des Friedenskongresses" den jämmerlichen Zustand des Reiches. „Da versammelten sich die Hohenpriester, Schriftgelehrten und Pharisäer, daß sie das römische Reich mit List griffen. Das römische Reich spricht: ‚meine Seele ist betrübt bis in den Tod.' Aus dem Kreise der geistlichen Kurfürsten hört man den Ruf: ‚Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch, einer unter Euch ist's, der es verraten wird!' Bonaparte verfügt: ‚Wir haben nur Ein Gesetz, nach dem muß es sterben!' ‚Was wollt Ihr mir geben,' fragt Preußen, ‚daß ich es Euch verrate?' Und vom Kaiser heißt es: ‚Er ließ es geißeln und übergab es, daß es gekreuziget würde.' Auch die Reichsarmee wird nicht vergessen: ‚Sie schlugen an ihre Brust und kehrten wieder um.'"

Dank den Erfolgen der französischen Waffen und der Zwietracht der deutschen Stände waren die Vertreter Frankreichs in Rastatt die Herren der Situation. Das Direktorium hatte drei Gesandte abgeordnet, Treilhard, der aber bald durch einen der radikalsten Jacobiner, Jean Debry, ersetzt wurde, einen früheren Edelmann Bonnier und einen ehemaligen Pfarrer Roberjot. Der Letztgenannte wird als stiller, bescheidener Mann geschildert; um so hochfahrender und brutaler traten seine Amtsgenossen auf, und je dreister sie sich gebärdeten, desto unterwürfiger suchten die deutschen Diplomaten die Gunst der im Grunde des Herzens so verabscheuten „Königsmörder". Die Taktik der Franzosen war sehr einfach. Anfangs gingen sie mit den Vertretern Österreichs Hand in Hand und gaben sich den Anschein, als wollten sie auf alle in den vorausgegangenen geheimen Unterhandlungen kundgegebenen Wünsche des Kaisers eingehen; zugleich trachteten sie aber darnach, die mittleren und kleineren Staaten zu gewinnen, und sobald sie eine größere Klientel erworben hatten, traten sie

brüsk gegen Österreich auf und verrieten sogar von den früheren Abmachungen manches, was Den und Jenen an der Uneigennützigkeit des Reichsoberhauptes gründlich irre machte. Noch einmal suchte der kaiserliche Minister Cobenzl Annäherung an die Republik; in Selz wurden von österreichischen und französischen Bevollmächtigten Zwischenverhandlungen eingeleitet, auf welche man in Rastatt mit wachsender Besorgniß blickte; allein die Weigerung Frankreichs, zur Einverleibung Bayerns in die habsburgisch-lothringische Monarchie seine Zustimmung zu geben, ließ auch die neue Freundschaft scheitern. Fortan sah sich das Wiener Kabinett nach anderen Bundesgenossen um und gewann solche um so leichter, da der gefürchtete Bonaparte infolge der verfehlten Expedition nach Ägypten als ein „toter Mann" angesehen wurde. Eine neue europäische Koalition bildete sich, während in Rastatt noch immer das „lebhafte Verlangen nach Frieden" in jedem Protokoll figurierte.

Die inneren Zustände der Republik hatten sich während Bonaparte's Abwesenheit so verschlimmert, die Stellung des Direktoriums war so gefährdet, daß den Regierungskreisen ein neuer Krieg gar nicht unerwünscht war. Als Zar Paul, verletzt durch die Weigerung, Malta dem Johanniterorden zurückzugeben, zu den Feinden Frankreichs übertrat, brach der Kampf los; im italienischen Alpengebiet blieben die Franzosen Sieger; in Schwaben gewann Erzherzog Karl die Oberhand.

Noch wurde in Rastatt debattiert, als österreichische Patrouillen in der Umgegend anlangten. Am 23. April 1799 ließ der Kommandant der österreichischen Vorposten, Oberst Barbaczy, den Gesandten eine Erklärung zugehen, er könne für ihre Sicherheit nicht mehr bürgen und die Neutralität des Kongreßortes nicht länger anerkennen.

Nun machte sich Alles reisefertig. Die französische Gesandtschaft suchte um freies Geleit nach, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Am 28. April wurde Rastatt von Szeckler Husaren besetzt. Die Franzosen erhielten Weisung, binnen vierundzwanzig Stunden abzureisen; als sie aber das Thor passieren wollten

wurde ihnen der Durchzug verweigert, und erst nachdem über neuen Verhandlungen die Nacht hereingebrochen war, durften die acht Kutschen der drei Gesandten und ihrer Dienerschaft durch das Rheinauer Thor die Fahrt antreten.

Um die neunte Nachtstunde waren gerade noch mehrere Diplomaten im Kasino anwesend, als plötzlich die Meldung kam: die französischen Gesandten sind überfallen und ermordet worden!

Was da in fliegender Hast berichtet wurde, klang unglaublich!

Kaum waren die Wagen ein paar hundert Schritte von der Stadt entfernt, hielten ungarische Husaren die erste Kutsche, in welcher Jean Debry fuhr, an. Der Gesandte wurde herausgerissen und durch mehrere Säbelhiebe zu Boden gestreckt; ebenso wurden die beiden Kollegen, als sie auf die Frage: „Es-tu Bonnier? le ministre Roberjot?“ bejahend antworteten, von den Säbeln der Reiter so übel zugerichtet, daß schon nach wenigen Augenblicken der Tod die Armen von ihren Qualen erlöste. Dagegen war Debry noch im stande, sich aus dem Straßengraben, wohin ihn die Räuber geworfen hatten, ins nahe Gehölz zu schleppen, und so, von der Dunkelheit, dem gräulichen Unwetter und der lärmenden Verwirrung begünstigt, der Verfolgung zu entrinnen. Nach vollbrachter That plünderten die Szeckler die Wagen und führten dieselben nach Rastatt zurück. Hier nahm der Rittmeister Burckard, der sich inzwischen der mit Klagen und Vorwürfen auf ihn einstürmenden Diplomaten kaum hatte erwehren können, die Gesandtschaftspapiere in Empfang und ließ dieselben an den Oberstkommandierenden, Erzherzog Karl, weiter befördern.

Am Morgen des nächsten Tages kam Debry, jämmerlich am ganzen Leibe zugerichtet, im Gewand eines Handwerkers, den er unterwegs getroffen hatte, in das Haus des preußischen Botschafters Grafen Görtz und erzählte weinend und wehklagend eine kleine Odyssee, wie es ihm möglich geworden war, sich zu retten. Nun drangen die deutschen Gesandten aufs neue in den

brüsk gegen Österreich auf und verrieten sogar von den früheren Abmachungen manches, was Den und Jenen an der Uneigennützigkeit des Reichsoberhauptes gründlich irre machte. Noch einmal suchte der kaiserliche Minister Cobenzl Annäherung an die Republik; in Selz wurden von österreichischen und französischen Bevollmächtigten Zwischenverhandlungen eingeleitet, auf welche man in Rastatt mit wachsender Besorgniß blickte; allein die Weigerung Frankreichs, zur Einverleibung Bayerns in die habsburgisch-lothringische Monarchie seine Zustimmung zu geben, ließ auch die neue Freundschaft scheitern. Fortan sah sich das Wiener Kabinett nach anderen Bundesgenossen um und gewann solche um so leichter, da der gefürchtete Bonaparte infolge der verfehlten Expedition nach Ägypten als ein „toter Mann" angesehen wurde. Eine neue europäische Koalition bildete sich, während in Rastatt noch immer das „lebhafte Verlangen nach Frieden" in jedem Protokoll figurierte.

Die inneren Zustände der Republik hatten sich während Bonaparte's Abwesenheit so verschlimmert, die Stellung des Direktoriums war so gefährdet, daß den Regierungskreisen ein neuer Krieg gar nicht unerwünscht war. Als Zar Paul, verletzt durch die Weigerung, Malta dem Johanniterorden zurückzugeben, zu den Feinden Frankreichs übertrat, brach der Kampf los; im italienischen Alpengebiet blieben die Franzosen Sieger; in Schwaben gewann Erzherzog Karl die Oberhand.

Noch wurde in Rastatt debattiert, als österreichische Patrouillen in der Umgegend anlangten. Am 23. April 1799 ließ der Kommandant der österreichischen Vorposten, Oberst Barbaczy, den Gesandten eine Erklärung zugehen, er könne für ihre Sicherheit nicht mehr bürgen und die Neutralität des Kongreßortes nicht länger anerkennen.

Nun machte sich Alles reisefertig. Die französische Gesandtschaft suchte um freies Geleit nach, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Am 28. April wurde Rastatt von Szeckler Husaren besetzt. Die Franzosen erhielten Weisung, binnen vierundzwanzig Stunden abzureisen; als sie aber das Thor passieren wollten

wurde ihnen der Durchzug verweigert, und erst nachdem über neuen Verhandlungen die Nacht hereingebrochen war, durften die acht Kutschen der drei Gesandten und ihrer Dienerschaft durch das Rheinauer Thor die Fahrt antreten.

Um die neunte Nachtstunde waren gerade noch mehrere Diplomaten im Kasino anwesend, als plötzlich die Meldung kam: die französischen Gesandten sind überfallen und ermordet worden!

Was da in fliegender Hast berichtet wurde, klang unglaublich!

Kaum waren die Wagen ein paar hundert Schritte von der Stadt entfernt, hielten ungarische Husaren die erste Kutsche, in welcher Jean Debry fuhr, an. Der Gesandte wurde herausgerissen und durch mehrere Säbelhiebe zu Boden gestreckt; ebenso wurden die beiden Kollegen, als sie auf die Frage: „Es-tu Bonnier? le ministre Roberjot?“ bejahend antworteten, von den Säbeln der Reiter so übel zugerichtet, daß schon nach wenigen Augenblicken der Tod die Armen von ihren Qualen erlöste. Dagegen war Debry noch im stande, sich aus dem Straßengraben, wohin ihn die Räuber geworfen hatten, ins nahe Gehölz zu schleppen, und so, von der Dunkelheit, dem gräulichen Unwetter und der lärmenden Verwirrung begünstigt, der Verfolgung zu entrinnen. Nach vollbrachter That plünderten die Szeckler die Wagen und führten dieselben nach Rastatt zurück. Hier nahm der Rittmeister Burckard, der sich inzwischen der mit Klagen und Vorwürfen auf ihn einstürmenden Diplomaten kaum hatte erwehren können, die Gesandtschaftspapiere in Empfang und ließ dieselben an den Oberstkommandierenden, Erzherzog Karl, weiter befördern.

Am Morgen des nächsten Tages kam Debry, jämmerlich am ganzen Leibe zugerichtet, im Gewand eines Handwerkers, den er unterwegs getroffen hatte, in das Haus des preußischen Botschafters Grafen Görtz und erzählte weinend und wehklagend eine kleine Odyssee, wie es ihm möglich geworden war, sich zu retten. Nun drangen die deutschen Gesandten aufs neue in den

österreichischen Befehlshaber, es möchten doch wenigstens jetzt die geretteten, zur französischen Gesandtschaft gehörigen Personen unter genügender Bedeckung auf französischen Boden in Sicherheit gebracht werden. Endlich ward der Bitte entsprochen, wie denn auch der Oberst des Szecklerregiments, Barbaczy, sein Bedauern über die „schreckliche That“ aussprechen ließ und kategorische Bestrafung der Verbrecher, „die unter seinem Kommando gehabt zu haben, er zeitlebens mit innigster Wehmut fühlen müsse“, in Aussicht stellte. Debry und die Angehörigen der ermordeten Gesandten wurden nun von Husaren nach Plittersdorf eskortiert, wo sie über den Rhein setzten. Das wonnige Gefühl der Rettung überwog, wie es scheint, vorerst alle anderen Gedanken. Debry versicherte seinen Begleitern, er werde diesen Dienst nie vergessen und, wenn je Einer in französische Gefangenschaft geraten sollte, seinen Dank bethätigen. Sobald er sich aber in Straßburg auf sicherem Boden wußte, berichtete er an den Minister des Auswärtigen, Talleyrand, in ganz anderem Tone über die Vorgänge der Schreckensnacht.

Nach seiner Rückkehr nach Paris entwarf er eine noch ausführlichere Schilderung, die im „Moniteur“ und in anderen Blättern veröffentlicht wurde. In den beiden überaus phrasenreichen Erzählungen bezeichnete er nicht bloß österreichische Husaren als die Thäter, sondern gab auch mit aller Bestimmtheit seiner Überzeugung Ausdruck, daß die That auf Kommando von Offizieren, also mittelbar auf Befehl der kaiserlichen Regierung, vollzogen worden sei. „Für meine Lebenszeit werde ich dies Zeugnis der österreichischen Verruchtheit bewahren; ich werde es meinen Kindern als Vermächtnis hinterlassen; sie werden ihre Pflicht eingegraben finden in der einzigen Zeile: Segnet die Vorsehung und fluchet Österreich!“

Das „Verbrechen des Wiener Hofes“ rief denn auch unerhörte Aufregung in Paris und ganz Frankreich hervor. Zumal das Direktorium beutete die günstige Gelegenheit, dem Unwillen des Volkes eine andere Richtung zu geben, nach Kräften aus; im Rat der Alten, wie in der Versammlung der Fünfhundert

erscholl der Ruf: „Rache für eine Schandthat, vor welcher die Menschheit zurückschaudert! Rache am Haus Österreich!"

Allenthalben wurden Trauergottesdienste für die Gemordeten veranstaltet, allenthalben auch weltliche Totenfeierlichkeiten, Aufzüge mit Fahnen, Thränenkrügen und Cypressenzweigen. Bei der Totenfeier auf dem Marsfeld wurden die geretteten Frauen und Kinder der Ermordeten dem Volke vorgestellt, die zerfetzten Kleider Debry's gezeigt und aufreizende Reden gehalten, bis die ganze versammelte Menge in wütendes Geschrei ausbrach: „Rache an Österreich!" —

Auch den in Rastatt zurückgebliebenen Diplomaten war es nach der Abreise Debry's nicht mehr geheuer; sie verließen noch am nämlichen Tage die Kongreßstadt und begaben sich zunächst nach Karlsruhe. Hier unterzeichneten sie einen „gemeinschaftlichen Bericht" über die Katastrophe, den der preußische Gesandte Dohm aus den Erzählungen Debry's und der übrigen vom Überfall Betroffenen, aus den Äußerungen der österreichischen Offiziere 2c. zusammengestellt hatte. Der Bericht ist im ganzen objektiv gehalten, läßt aber — ein paar verdächtige Redensarten des Rittmeisters Burckard sind in den Originalen unterstrichen — die Ansicht durchblicken, daß man nicht an eine zufällige That einer übermütigen, räuberischen Soldateska glauben könne, sondern die kaiserlichen Offiziere als Mitwissende, demnach als Mitschuldige anzusehen habe. Das offizielle Schriftstück wurde bald darauf auch dem Publikum bekannt gemacht, und zwar mit einigen Zusätzen, unter welchen einer besonders gravierend auftrat. „Ein glaubhafter Mann" habe dem Herausgeber — als solcher ist der dänische Legationsrat Eggers, der selbst in Rastatt anwesend war, konstatiert — mit allen Einzelheiten erzählt, er habe in der Wirtschaft „Zum Engel" in Rastatt am Tage des Begräbnisses den Mörder des armen Roberjot gesehen und gesprochen. Der Husar habe „mit vielen Thränen und unter Händeringen" versichert, es sei „auf Befehl eines Offiziers" geschehen, der ihm, als er zauderte, den Kopf zu spalten gedroht habe.

Auch die französische Regierung ließ die vor Gericht deponierten Aussagen der nach Frankreich zurückgekommenen Frauen und Diener veröffentlichen. Desgleichen wurde als belastendes Zeugnis gegen die Kaiserlichen die Aussage eines Schiffers Jean Zabern aus Straßburg gedruckt. Dieser, bei einer Fahrt den Rhein herauf von österreichischen Husaren zur Landung gezwungen, glaubte während seines unfreiwilligen Aufenthalts bei der feindlichen Truppe deutlich von einem Befehl vernommen zu haben, die französischen Gesandten zu ermorden; einer von den Soldaten habe geäußert, er selbst sei bei dem Gespräch mit den französischen Ministern anwesend gewesen und habe gethan, was er thun mußte. . . .

Wie benahm sich nun solchem Verdacht, solchen offenen Anschuldigungen gegenüber das kaiserliche Kommando? Auf den Bericht des Husarenobersten über das Attentat „einiger raubsüchtiger Gemeinen“ verfügte Erzherzog Karl strenge Untersuchung und gab davon dem französischen Obergeneral Massena amtliche Nachricht. Der Husarenoberst und der Kommandant der in Rastatt eingezogenen Husaren blieben zwei Jahre lang in Untersuchungshaft; dann wurden sie freigegeben, befördert, darauf wieder Knall und Fall in Ruhestand versetzt; ein gerichtliches Urteil wurde aber nicht bekannt gemacht, als ob es sich nicht der Mühe lohne, sich um die öffentliche Meinung zu kümmern. Nur gelegentlich drang eine Äußerung des Erzherzogs ins Publikum, der Überfall sei vielleicht gar nicht von wirklichen Husaren, sondern von verkleideten französischen Emigranten ausgegangen.

Ein paar Jahre später schien man sich in Wien zu offenerem Handeln aufraffen zu wollen. Auf Vorschlag des Ministers Thugut erging an die Reichsversammlung zu Regensburg ein Dekret, sie möchte einige Deputierte zur Teilnahme an der Untersuchung „eines so unerhörten und verabscheuungswürdigen Vorfalls“ abordnen, damit selbst der mögliche Verdacht irgend einer Konnivenz entfernt werde. Der lahme Reichstag begnügte sich aber, die ganze Angelegenheit dem „reichsoberhauptlichen

Justiz-Eifer" zu überlassen, und dieser trieb nicht mehr dazu an, ein Ergebnis der Untersuchung zu veröffentlichen.

Unter solchen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, daß der Verdacht, das Attentat sei nicht nur durch kaiserliche Soldaten, sondern auch in kaiserlichem Auftrag vollzogen worden, in weitesten Kreisen fest wurzelte. Dohm glaubte sogar, den eigentlichen moralischen Urheber zu kennen, den Civilkommissär im Hauptquartier, Graf Lehrbach, jenen geriebenen Diplomaten, der viele Jahre hindurch am Münchener Hofe in österreichischem Interesse die zweideutigsten Künste entfaltet hatte. Wenn von ihm das Verbrechen ausging, war auch die Absicht leicht zu erraten. Schon der Umstand, daß die Gesandtschaftspapiere aus den Wagen entnommen, in das Hauptquartier geschickt und erst nach längerer Zeit an die französischen Behörden zurückgegeben wurden, schien zu beweisen, daß es auf Wegnahme der Papiere abgesehen war.

Mochte aber auch diese Annahme, wie sich insbesondere aus den Berichten der Diplomaten aus Rastatt und Karlsruhe an ihre Höfe ersehen läßt, weit verbreitet gewesen sein, so fehlte es doch nicht an anderen Vermutungen. In besonnenen Politikern mußte ja unwillkürlich die Frage auftauchen: aus welchem Grunde hätte die kaiserliche Regierung eine so schwere Blutschuld auf sich laden sollen? Wenn es ihr um die Dokumente zu thun war: die Franzosen würden ja wohl, wenn ihnen mit Säbel und Pistolen auch nur gedroht worden wäre, die Papiere herausgegeben haben; warum die Wehrlosen niederhauen lassen? Warum durch grauenhaften Mord in der ganzen gebildeten Welt Aufregung und Entrüstung wachrufen?

Auch in Frankreich stieß die von Debry verkündete und von den Direktoren eifrig verbreitete Erklärung der Katastrophe auf Ungläubige. Die theatralischen Trauer- und Rachefeierlichkeiten, welche von der Regierung in Scene gesetzt wurden, riefen in manchen Kreisen Spott und Hohn hervor. Ja, ein junger Deutscher, kein geringerer als Ernst Moritz Arndt, der den Sommer vor Napoleons Rückkehr aus Ägypten in Paris

zubrachte, empfing von dem Auftreten Debry's in der Nationalversammlung nur den Eindruck eines „belustigenden Possenspiels" und wurde durch die romantische Erzählung von den Rastatter Vorfällen an „Falstaff's nächtliche Heldenthaten" erinnert. Auch Pariser glossierten, wie der preußische Diplomat, Baron Sandry, nach Berlin berichtete, die oratorischen Leistungen Debry's und seiner Gesinnungsgenossen wenig respektierlich und erzählten sich auf offener Straße ärgerliche Anekdoten aus dem Leben der ermordeten Gesandten. Es ging sogar das Gerücht, die Witwe des ermordeten Roberjot habe sich geweigert, an dem Theatercoup der Trauerfeier teilzunehmen, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil sie in den Direktoren die Urheber des Mordes, der ihren politischen Zwecken dienen sollte, und in Jean Debry das Werkzeug der ruchlosen Intrigue erblickte.

Die gleiche Ansicht suchte bald nach der Katastrophe der bekannte Gentz, die politische Wetterfahne der Revolutions- und Restaurationsepoche, in dem von ihm redigierten historischen Journal zu begründen, indem er den Satz aufstellte: Is fecit, cui prodest.

Noch andere Beschuldigungen tauchten schon damals auf. Lafayette verwies auf die Königin Karoline von Sicilien, die ja bei allen Intriguen und Schandthaten die Hand im Spiel habe. Den englischen Minister Pitt zieh Quinette, der französische Minister des Innern, öffentlich des Mordes, und dem britischen König rief er zu: „Empfange den Titel eines Mörderfürsten!" Der in österreichischen Kreisen lautgewordene Verdacht, es hätten Emigranten an den „Königsmördern" Debry, Bonnier und Roberjot Rache nehmen wollen und sich zu diesem Behuf in Husarenuniformen gesteckt, wurde schon erwähnt; auch ein Gutachten, das der Reichsvizekanzler Fürst Colloredo dem Kaiser erstattete, sprach sich in diesem Sinne aus.

Für alle diese Hypothesen fanden sich nun auch in der Folgezeit Anwälte. Vorwiegend wurde jedoch immer Lehrbach als der eigentliche Anstifter angesehen; die meisten Historiker,

auch noch Schlosser und Häusser, hielten an dem Argwohn gegen den „Mephisto des Wiener Kabinetts“ fest. Es entstanden aber auch neue Hypothesen, wie z. B. diejenige von Böthlink, dem Biographen des jungen Napoleon. Böthlink schiebt die Schuld auf die französische Kriegspartei und ihr moralisches Oberhaupt Bonaparte. Während der General am Nil siegte, sollte das Direktorium in Italien und am Rhein Niederlagen erleiden; deshalb sollte um jeden Preis der Friede verhindert und die Verbindung zwischen Frankreich und Österreich gesprengt werden, und wie hätte dies wirksamer erreicht werden können, als durch eine so furchtbare Anklage gegen die nämlichen Männer, die bisher immer für die Gemeinsamkeit der französischen und österreichischen Interessen eingetreten waren. Und das Werkzeug des Dämons Bonaparte, plaidierte Böthlink weiter, war kein anderer als Debry, der angeblich mit Not der Mörderhand entronnene Kollege der Ermordeten, der nur, um seine Aussage glaubhafter zu machen, gleich Kaspar Hauser sich selbst ein paar Wunden beibrachte. „Debry's Haltung in der fraglichen Nacht erinnert nicht nur an Falstaff, sondern auch an Macbeth; der wahnwitzige Prahler scheint einen zitternden Mörder zu bergen.“ Der Führer der Friedenspartei, Roberjot, wurde durch verkleidete Meuchelmörder erschlagen und dadurch die französische Nation zur Rache an den vermeintlichen Urhebern aufgestachelt. So war die ganze Katastrophe nur ein Schachzug Napoleons, um sich während des unvermeidlich gewordenen neuen Krieges der diktatorischen Gewalt und mittels dieser des Scepters zu bemächtigen.

Es würde zu weit führen, wollten wir näher erörtern, in welchen Einzelheiten des Quellenmaterials Böthlink Beweise für seine überraschende Annahme zu finden glaubte. Diese Erörterung ist um so überflüssiger, da die Hypothese durch Schirren und Wegele gründlich widerlegt ist.

So wäre denn die sensationelle Streitfrage noch heute fast im nämlichen Stadium wie vor nahezu neun Jahrzehnten, da sie zum ersten Male die Gemüter bewegte, wenn nicht durch Sybel

einige Schriftstücke teils neu aufgefunden, teils durch scharfe und besonnene Kritik ins rechte Licht gesetzt worden wären, wodurch wenigstens die Hauptsache als aufgeklärt gelten kann.

Früher erblickte auch Sybel im Rastatter Ereignis einen politischen Mord und in den österreichischen Staatsmännern, namentlich in Lehrbach, die Urheber. Freilich nur mittelbar die Urheber des Mordes; denn die Husaren seien einfach angewiesen worden, die Papiere der Gesandtschaft aufzuheben und etwa den frechen Jakobiner Bonnier ein bischen zu „zausen"; dieser Befehl sei von den Soldaten allzu gröblich vollzogen worden. Sybel berief sich schon für diese Auffassung auf ein mysteriöses Aktenstück, auf welches zuerst der Franzose Arnault in seinen „Souvenirs d'un sexagénaire" aufmerksam gemacht hatte. Arnault erzählte nämlich, er habe durch einen hohen Beamten in München vom Inhalte eines Protokolls eines pfalzzweibrückenschen Gesandtschaftsattachés Grafen A . . . Kenntnis erhalten. Dieser habe in den kritischen Tagen nach dem Rastatter Attentat im Gasthof „Zum goldenen Hirschen" zu München gewohnt und zwar zufällig in einem Zimmer neben demjenigen, das Graf Lehrbach innehatte. Nächtlicher Weile habe er nun ein Gespräch des Grafen mit seinem Sekretär belauscht und, da er vernahm, daß es sich um das vielbesprochene Tagesereignis handle, die Äußerungen aufgeschrieben. Da habe er unter anderem deutlich vernommen, daß die Husaren das Gesandtschaftsarchiv hätten erbeuten und Bonnier durchprügeln (houspiller) sollen; zum Verdrusse Lehrbachs habe aber das Geraufe den bekannten blutigen Ausgang genommen.

Man kann Helfert, der gleichfalls die Frage erörterte, nicht ganz Unrecht geben, wenn er sagt, die ganze Behorchungsgeschichte leide an Unwahrscheinlichkeiten, wie man sie komischer kaum ersinnen könne. Obwohl er sich deshalb geneigt fühlte, das lächerliche Zeugnis ganz von der Hand zu weisen, hielt er sich doch für verpflichtet, in München nachzufragen, ob man von einem solchen Dokumente etwas wisse. Wie überrascht war er,

als das Vorhandensein bestätigt, zugleich jedoch die Herausgabe verweigert wurde! Helfert mußte sich also darauf beschränken, durch Aufdeckung von Widersprüchen in den Arnaultschen Mitteilungen unter einander und mit anderen beglaubigten Thatsachen „das Märchen vom Gasthofe ‚Zum goldenen Hirschen‘ in seiner ganzen widersinnigen Nichtigkeit darzustellen.“

Ehe noch dieses Rätsel seine Lösung fand, gelang es Sybel, ein paar Notizen im Wiener Kriegsarchiv aufzuspüren, welche an sich ziemlich dürftigen Eindruck machten, aber als wertvolle Glieder in die Kette der Untersuchungen über das Rastatter Trauerspiel sich einfügen ließen.

In den sogenannten Protokollbüchern, welche kurze Inhaltsverzeichnisse aller offiziellen militärischen Schriftstücke enthalten, fanden sich allerlei Meldungen von Generalen und Offizieren aus den letzten Tagen des April 1799, welche sich offenbar nur auf den Rastatter Überfall beziehen können. Unter anderem wird rapportiert, die Anstalten seien jetzt so getroffen, „daß, wenn die Szeckler Husaren das Nest nicht leer finden, die Sache wohl nicht fehlen wird; hätte man nur ein paar Tage früher diesen Wunsch geäußert.“ Oberst Barbaczy berichtet, „was er infolge eines geheimen Auftrags hinsichtlich der zur Abreise sich anschickenden französischen Gesandten bereits eingeleitet hat und noch ferner veranlassen wird“; zugleich fragt er an, „ob die aus badischen Truppen bestehende Eskorte dieser Gesandten feindlich zu behandeln sei.“ General Merveldt meldet, „daß dem Obersten Barbaczy die Beobachtung aller Vorsicht aufgetragen worden.“ Barbaczy „meldet die nahe Abreise der Franzosen“; er „berichtet über eine unglückliche Begebenheit, die sich mit den französischen Gesandten zugetragen.“ „Befehl des Erzherzogs auf strengste Untersuchung.“

Aus diesen Briefauszügen ist im Zusammenhalt mit den übrigen bekannten Daten wenigstens die Thatsache mit absoluter Bestimmtheit abzuleiten: das österreichische Kommando hat ein Attentat auf die französischen Gesandten mehrere Tage vorher

planmäßig vorbereitet, und österreichische Soldaten haben das Attentat in Scene gesetzt.

Daß nicht die Ermordung der Franzosen geplant war, scheint — abgesehen davon, daß so grobe Verletzung des Völkerrechts überhaupt kaum beabsichtigt sein konnte, — der Ausdruck Barbaczy's „unglückliche Begebenheit, die sich mit den französischen Gesandten zugetragen", zu beweisen.

Glücklicherweise wurde in München an der Geheimhaltung jenes in der älteren Registratur des Ministeriums des Äußern verwahrten Schriftstückes nicht festgehalten. Von dem richtigen Grundsatz ausgehend, daß solche Geheimniskrämerei unter allen Umständen dem Interesse eines Staates schaden müsse, überließ das Ministerium Herrn von Sybel eine Abschrift des Protokolls, und Sybel veröffentlichte dieselbe in seiner „Historischen Zeitschrift". Damit ist der Beweis geliefert, daß man es nicht mit einem „dummen Märchen", wie Helfert die Münchener Protokollgeschichte nannte, zu thun habe, sondern mit einer zwar wunderlichen, immerhin aber beglaubigten Thatsache.

An der Echtheit und Authenticität des Schriftstückes, das heute einem Miscellaneenband des geheimen Staatsarchivs angehört, ist nicht zu zweifeln; auch der Inhalt bietet Details, die damals nur dem in alle diplomatischen Händel und Kriegspläne eingeweihten Lehrbach bekannt sein konnten. Helfert glaubte sich zu seinem abfälligen Urteil über das „Fraubasengeschwätz" hauptsächlich dadurch berechtigt, daß in einem der Protokolle Erwähnung geschehe einer von den Horchern angewandten Vorsicht, das Licht in ein Nebenzimmer bringen zu lassen, damit das ihre als ein dunkles und unbesetztes erscheine. „Dabei" spottete Helfert „wurde nur vergessen, zu erklären, wie die Spione, jeder für sich, im Finstern ihre Aufzeichnungen machen konnten, die sie danach gegen einander verglichen und vervollständigten." Nun findet sich aber diese Bemerkung in den Originalprotokollen nicht; sie wurde vom Gewährsmann Arnault's vielleicht nur eingefügt, um die Sache noch pikanter, den Vorgang nach seiner Ansicht noch glaubwürdiger zu machen. Der von

Helfert gegen die „Behorchungsgeschichte“ erhobene Haupteinwand fällt also weg. Auch über die Ursache, welche die Nachbarn Lehrbachs zum Horchen bewogen, war Arnault falsch berichtet. Aus den Protokollen erhellt, daß es sich sozusagen um offizielle Spionage handelte; es sollte ermittelt werden, ob Lehrbach in Wien zur Zeit so großen Einfluß genieße, daß es sich verlohne, ihn ins bayrische Interesse zu ziehen. „Es ist also keine bloß skandalsüchtige Neugier, um die es sich handelt, sondern eine politische Aktion, allerdings, wie etwa ein Maler sagen würde, mehr Genre als große Historie; immer aber scheint die Zuverlässigkeit der Aufzeichnung in diesem Zusammenhange nur zu gewinnen.“

In günstigem Licht erscheint nun freilich in dem „Wortgetreuen Bericht einer Unterredung, welche Graf Lehrbach und Herr N. N. in dem Hause Stürzer am 29. April 1799 zwischen 10 und 11 Uhr“ abhielten, der Belauschte nicht. Da er nur den vertrauten Sekretär vor sich hat, giebt er sich, wie er ist, und er ist „scherzhaft, roh und konfus“; seine Ausdrucksweise erinnert stark an die Damen der Halle. Sehr wenig staatsmännisch mutet es an, daß er über ein paar Schriftstücke, sobald er nur die ersten Zeilen gelesen hat, sofort urteilt und vor Freude oder Ärger schon außer sich gerät, ehe er noch weiß, ob auch der übrige Inhalt der Depesche mit dem Anfang übereinstimmt. Andrerseits muß auf das Entschiedenste betont werden, daß gerade in diesen intimen Herzensergüssen kein Wort enthalten ist, aus welchem auf eine Anstiftung oder Mitwissenschaft geschlossen werden könnte, daß gerade damit die Thatsache erwiesen ist: Lehrbach trägt keine Schuld an der Rastatter Mordthat.

Sechs Nächte lang belauscht ein Ungenannter das Zwiegespräch des Diplomaten mit seinem Sekretär, das sich vorzugsweise um das Vorgehen gegen die noch in Rastatt verweilenden Gesandten der deutschen Reichsstände und fremder Mächte dreht. In der ersten Nacht vom 29. April hat Lehrbach eine Nachricht erhalten, die ihm sofort einen Freudenschrei entlockt: der Erzherzog wird durch Barbaczy alle Minister auseinander jagen

lassen! Diese Blamage gönnt Lehrbach seinen Kollegen von Herzen, insbesondere den französischen „Schuften" und „Spitzbuben". „Recht gern" ruft er aus „würde ich einem Husarenkorporal ein Trinkgeld geben, wenn dem Mainzischen Gesandten Albini, dem Hansnarren, fünfzig Stockprügel aufgemessen würden, und das Gleiche wollte ich geben, wenn auch die französischen Minister ihr Teil bekämen." Im übrigen handelt die Konversation vom Frieden von Campo Formio, daß Thugut immer von Affenstreichen Bonaparte's gesprochen und „der Esel Metternich" ins nämliche Horn geblasen habe ꝛc.

In der zweiten Unterredung unterhält sich Lehrbach in ebenso ungezwungener Weise über den Kaiser von Rußland, über Albini, der es immer mit den Franzosen halte, über Barbaczy, der noch einen Brief nach Rastatt schickte, statt die Gesandten sofort herausjagen zu lassen, und schließlich wird der Hoffnung Raum gegeben, daß trotzdem die Husaren noch ankommen würden, ehe Herr Bonnier und Genossen abgefahren wären. „Der Kongreß" spottet der Sekretär „hat angefangen mit Bonaparte und hört auf mit Barbaczy! Hi, hi, hi!"

Auch in der dritten Nacht giebt es nur nichtssagende Schimpfereien über den und jenen General und Beamten zu hören.

Am 3. Mai aber ist die Situation ganz verändert. Lehrbach hat inzwischen die verhängnisvolle Nachricht erhalten. Er ist außer sich darüber. Leider spricht er in seinem Ingrimm so unverständlich, daß der Horcher an der Wand nicht genau nachschreiben kann; deshalb erhalten wir nur verworrene Kunde von einem Briefe des Erzherzogs, der, wie es scheint, mißverstanden wurde und vielleicht den Anlaß zur blutigen Ermordung gab. Nur eine kurze Probe von dem Kauderwälsch!

Hoppe. „Warum sind die Franzosen, die Hasen, auch bei Nacht abgereist!"

Lehrbach. „Vielleicht waren die 24 Stunden bei der Nacht aus; ich wäre durchaus nicht ohne Eskorte gereist, und wenn die Zeit bei der Nacht aus war, so ist es vom Offizier

gefehlt. Der Barbaczy ist ein Esel. Ich habe heut' einen Durst, den ich nicht löschen kann (trinkt ein Glas Wein nach dem andern), so hat mich das Ding angegriffen; wenn man einmal einen fröhlichen Tag hat, so wird er einem sogleich wieder verbittert."

Hoppe. „C'est une mauvaise affaire, sie bringt unserer Nation Schande."

(Sie suchten alles hervor, um sie zu beschönigen.)

Hoppe. „Sie haben vielleicht Pistolen gezeigt, und dann haben die Husaren Recht gehabt — allein sie konnten nichts finden."

Lehrbach. „Daran ist der Albini, der verfluchte Kerl, schuld. Hätte der Spitzbube seine Schuldigkeit gethan und wäre er fortgegangen, wie man es ihm geheißen hat, so wäre der Kongreß weggewesen."

Lehrbach fährt fort: „Sie waren alle Drei Bösewichte, Königsmörder! Die Vorsehung, hol' mich der Teufel! straft alle die Kerle. Daß die preußischen Gesandten noch da waren! Jakobi wollte fortgehen, mais Goertz s'est conduit comme une vieille femme, Haugwitz ist ein Spitzbube! Wie der Offizier mir das dicke Packet brachte und ich den Brief las, so hat er mich angestarret, denn ich war comme stupéfait, ich habe nur gelesen, daß die französischen Minister todtgestochen wären, es wieder zugemacht und dem dummen Seilern zugeschickt."

In solchem Tone geht es fort. Der Mund des Zornigen strömt über von Vorwürfen und Klagen über alle Beteiligten, über die „verfluchten Szekler" — „es bleibt nichts anderes übrig, als sie todtschießen zu lassen!" — wie über den „dummen Kerl" Barbaczy, der seinen Bericht mit den tollen Worten anfängt: „Nun ist alles vollendet!" Das Ergebniß der Unterredung faßt der Spion folgendermaßen zusammen: „Aus dieser Geschichte geht hervor, daß man den französischen Ministern eine Tracht Prügel zugedacht hatte und die damit betrauten Husaren ihre Weisung überschritten haben. Es ist nicht zu beschreiben, welche Unruhe die zwei Herren quälte; mehr als eine Viertelstunde

haben sie nach Gründen, welche den Mord entschuldigen könnten, umhergesucht, aber nichts gefunden; man kann nicht alle Dummheiten anführen, die sie zu diesem Behuf aufs Tapet brachten."

Im fünften Protokoll ist hauptsächlich von der Aufnahme der Rastatter Nachricht am Münchener Hofe die Rede; im sechsten, das nochmals von den Rastatter Vorgängen selbst handelt, findet sich ein bedeutsames Wort, das wieder auf jenes Mißverständnis anzuspielen scheint. Lehrbach sagt: „Es ist erstaunlich, daß der Herzog (Erzherzog) nicht mehr Vorsicht gebraucht hat; so geht's, wenn die großen Herren Befehle unterschreiben, ohne sie zu lesen; die Sache war doch wichtig genug."

Was soll damit gesagt sein?

Wir kennen den Entwurf einer Antwort, welche Erzherzog Karl auf Vorstellungen und Beschwerden des Mainzischen Ministers Albini gab und am 25. April dem Obersten Barbaczy überschickte; darin heißt es, er könne auf solche Vorstellungen nicht mehr Rücksicht nehmen, „da die von französischer Seite eröffneten Feindseligkeiten in vollem Gange sind und hierdurch der Zustand der Dinge zwischen Frankreich und Deutschland wieder auf dem Fuße hergestellt ist, wie er vor den Friedensunterhandlungen war."

Daß eine solche Erklärung, wie Sybel annimmt, durch einen übereifrigen Offizier irrtümlich als eine Weisung, gegen alles, was französischen Namen trug, nach Kriegsbrauch einzuschreiten, gedeutet wurde, daß also in diesem Mißverständnis der Ursprung des Ereignisses zu suchen wäre, ist nicht unwahrscheinlich. Auf eine andere Fährte könnte eine ebenfalls von Lehrbach gemachte Äußerung leiten: „Jesus, Jesus, keine Eskorte zu geben, das ist ein angelegter Spitzbubenstreich, die Leute haben Geld bekommen!" Darauf bemerkt der Sekretär: „Der Burkard war gewiß auch dabei, sie werden ihm einige tausend Louisd'or gegeben haben!"

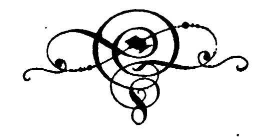
Von wem sollte aber solche Bestechung ausgehen? Mit dieser Frage sind wir wieder im Bereich der Mutmaßungen

angelangt, womit gerade bei Erklärung der Rastatter Episode zum Überdruß operiert wurde.

Begnügen wir uns also, bis vielleicht doch eine glückliche Hand die verschollenen Untersuchungsakten aus einem österreichischen Archiv zu Tage fördert, mit dem, was heute als sicheres Ergebnis der Forschung bezeichnet werden kann.

Das Ereignis ist als eine militärische Angelegenheit aufzufassen. Das österreichische Kommando erließ Befehl, die Gesandten anzuhalten und ihre Papiere wegzunehmen. Dabei wurde für die Sicherung der Gesandten nicht genugsam Sorge getragen, und so konnte — vermutlich infolge eines mißverstandenen Befehls — die blutige Katastrophe erfolgen.

Daß noch geheime Triebfedern wirksam waren, unterliegt keinem Zweifel; sonst wäre nicht zu erklären, wie ein Mann, der am besten in das Ergebnis der Untersuchung eingeweiht, ein Mann, der keiner Lüge fähig war, Erzherzog Karl, noch 20 Jahre später, da er die Geschichte des Feldzugs von 1799 schrieb, vom Rastatter Gesandtenmord hätte sagen können: „Mir ist die Sache ein Rätsel! Vielleicht ist späteren Geschlechtern die Lösung vorbehalten!"





Lucian Bonaparte.

Wenn wir eine Galerie besuchen, wenden sich unsere Blicke zunächst auf die Werke der großen Meister. Unter dem Zauber des Namens bewundern wir die Anmut oder die Pracht der Farben, die Schlichtheit oder die Kühnheit der Komposition und fühlen uns dadurch angeregt und entzückt. Wenn wir aber die Fortentwicklung der Kunst von einer zur anderen Schule begreifen wollen, dürfen wir auch an den weniger beredten und berühmten Gemälden nicht vorübergehen. Nur wenn wir über Naturanschauung, Erfindungsgabe und Technik der gesamten kunstübenden Zeitgenossen uns unterrichten, uns mit den Bindegliedern von der einen Tafel zur anderen vertraut machen, werden wir den wahren Wert jener großen Künstler und ihre Wirkung zu Gunsten oder zum Schaden der Kunst erfassen.

Ebenso verhält es sich mit der Geschichte der Völker und Staaten. Natürlich ziehen zuerst die Heroen im Kriegs- und Staatsleben, in Kunst und Wissenschaft unsere Blicke auf sich, aber wie hoch sie ihre Umgebung überragen, über letztere hinweg sich zu heben, gelang keinem; sie wirkt auf jeden, er auf sie, und nur derjenige also wird jene Unsterblichen richtig und gerecht beurteilen, der auch ihre mehr oder minder vergessenen Mitarbeiter kennen lernte.

Nicht der größte Mann, aber die interessanteste Persönlichkeit unseres Jahrhunderts ist Napoleon I. Es wird allezeit dem Historiker unvergleichlichen Reiz gewähren, diese Titanennatur zu ergründen. Eine titanische Natur? Das Wort fließt so leicht über die Lippen. Es ist so bequem, weil es im Grunde so wenig erklärt. Eine Willensstärke, eine Thatkraft ohnegleichen giebt uns schon eine bessere Vorstellung. Immerhin bleibt der Artillerielieutenant aus Korsika, der Kaiser der Franzosen und Diktator Europa's wird, eine rätselhafte Erscheinung. Aber auch dieser eherne Mann hatte in seinen Anfängen Kameraden und Gesinnungsgenossen, später Generäle und Staatsmänner, Künstler und Gelehrte, die ihm nötig waren und ihn also beeinflußten; er besaß vor allem eine Familie!

Mit jener seiner Umgebung müssen wir uns vertraut machen; wie die Geschwister von diesem merkwürdigen Bruder dachten, müssen wir zu erfahren suchen, wenn wir nicht den mythischen, sondern den wahren Napoleon kennen lernen wollen.

Von der ganzen Familie Bonaparte erfreut sich der dritte Sohn Carlo's und Lätitia's, der jüngere Bruder Napoleons, Lucian, der allgemeinsten Sympathie. „Der Republikaner in der Familie der Tyrannen" ward er genannt, und er selbst liebte es in späteren Jahren, sich als uneigennützigen Brutus neben dem größeren, aber herrschsüchtigen Cäsar darzustellen. Die historische Kritik indes nimmt sein Republikanertum nicht ernst, denn während er selbst erklärt, daß er an jenem berühmten 18. Brumaire nur die Herstellung der konsularischen Republik angestrebt habe und daß er über den tückischen Abfall des Bruders von der Sache der Freiheit ebenso überrascht wie entrüstet gewesen sei, hat die Forschung erwiesen, daß der „Republikaner" mit der Willkürherrschaft des glücklicheren Bruders sich gern ausgesöhnt haben würde, wenn nur der Bruder ihm mehr Wichtigkeit beigemessen hätte. Wir aber verzeihen ihm alle Fehler, die er als Politiker machte, wir verzeihen ihm sogar seine großen epischen Dichtungen um der „Memoiren" willen, die er hinterlassen hat, Memoiren, welche

den Cäsar der Franko-Gallier in mancher Beziehung in einem neuen und im wahren Lichte zeigen.

Nicht als ob Lucian ein wahrhafter Geschichtschreiber zu nennen wäre, er war, wie alle in seiner Familie, ein Feind der Wahrheit, die Erzählung, immer wieder unterbrochen durch Beiläufiges und nicht zur Sache gehörige Einfälle, ist ebenso sehr der Kontrolle wie der Erklärung bedürftig. Der letzte Herausgeber, Th. Jung, weist an hundert Stellen nach, daß den Verfasser bald das Gedächtnis, bald die Wahrheitsliebe im Stiche ließ; freilich verrät uns auch in Jungs Kommentar so mancher Zug, daß er bald nach dem Zusammensturz des dritten Kaiserreichs noch in frischem Haß (recentibus odiis) abgefaßt ist. In der Geschichte der mehr als wunderlichen Anfänge des Bonapartismus ist Lucian nichts weniger als zuverlässig; sehr schätzbar ist dagegen vieles, was er über Konsulat und Kaiserreich, die hundert Tage und die Restauration zu erzählen weiß. Hier bietet sich eine Fülle neuer Aufklärungen und feiner Beobachtungen über denkwürdige Männer und Frauen, mit denen der Verfasser in Berührung trat. Und wo der Erzähler Lucian den Weg der Wahrheit verläßt, da wird er für uns korrigiert durch Briefe Lucians, welche der Herausgeber rechtzeitig in Parallele bringt. Vor allem verdient Lucian unseren Dank, daß er frühzeitig angefangen hat, seine Gespräche mit dem Bruder aufzuzeichnen. „Ich habe immer gefunden", sagt er, „daß in vertraulichen Unterredungen mit historischen Persönlichkeiten nicht nur deren wahrer Charakter am klarsten zu Tage tritt, sondern in solchen scheinbar unbedeutenden Gesprächen nicht selten der Keim von Thaten zum Vorschein kommt, an welchen sie schon Anteil haben, oder welche sie im geheimsten Winkel ihrer Seele planen. Allerdings machte Napoleon oft genug solche Enthüllungen mit Absicht und Überlegung, insbesondere wenn er mit Leuten sprach, die ihm kein großes Vertrauen einflößten, doch oft sind sie ihm auch unabsichtlich entschlüpft. Wie häufig machten wir, Joseph und ich, einander die Bemerkung: ‚Erinnerst du dich, wie er uns dies oder jenes gesagt

hat? Es war der Keim zu dem, was er heute zur Ausführung bringt!'"

Lucian arbeitete an seinen Denkwürdigkeiten nicht nach bestimmtem Plan und nicht ununterbrochen, sondern nur, wenn er sich gerade angeregt fühlte. Er begann damit während seiner fünfjährigen Gefangenschaft in England. Als er nach den hundert Tagen nach Italien zurückkehrte, trieb er vorzugsweise astronomische und archäologische Studien. Die Memoiren wurden in jenen Jahren nicht weiter gefördert. Erst gegen Ende der dreißiger Jahre nahm er den Faden wieder auf und überarbeitete das schon Vorhandene. Da er aber damals schon neuer Hoffnung lebte, daß der Bonapartismus wie ein Phönix aus der Asche sich erheben werde, ist der Ton seiner Erzählung sehr verändert, er schreibt teils berechnender, teils rücksichtsloser, denn er schätzt die Landsleute, die sich so gleichgültig bei seinem „Unglück" gezeigt hatten, nicht gar hoch.

Sehen wir zu, was er von seinen Lebensgeschicken erzählt, und wie sein Bericht gegenüber den Urteilen anderer Zeitgenossen und unwiderleglichen urkundlichen Zeugnissen zu bestehen vermag.

Die Memoiren beginnen wenigstens mit einer richtigen Angabe; sie nennen 1775 als Geburtsjahr. Lucian war in Bezug auf das Datum seiner Geburt nicht immer so wahrheitsliebend. Als er sich am 17. Mai 1794 mit seiner Braut Katharina Boyer dem Maire in St. Maximin vorstellte, legte er, da er noch nicht das gesetzmäßige Alter zum Heiraten hatte, einen Geburtsschein vor, nach welchem er schon im Jahre 1768 das Licht der Welt erblickt hätte.

Den Ursprung seiner Familie leitet Lucian von den Bonaparte in Treviso und Florenz ab, will aber nicht, wie geschmeidigere Genealogen, behaupten, daß die Familie schon im vierzehnten Jahrhundert, ihrer ghibellinischen Gesinnung wegen von den Guelfen verbannt, nach Korsika gekommen sei; er läßt erst im siebzehnten Jahrhundert einen Ahnherrn Francesco auf diese Insel übersiedeln. Die Bonaparte in Ajaccio zählten zu

den angesehenen Geschlechtern, waren aber verarmt. Wer hätte geahnt, daß aus der verachteten Insel, von welcher die alten Römer nicht einmal Sklaven beziehen wollten, aus dem verfallenen Hause des Rechtsanwalts Carlo Bonaparte ein Gebieter der Welt hervorgehen werde!

Den zweifelhaften Anekdotenkram aus den Tagen der Kindheit der fünf Söhne Carlo's, den Nasica und andere Biographen Napoleons später in Ajaccio auflasen, dürfen wir füglich übergehen. Für die Knaben suchte der Vater Freistellen in verschiedenen Staatsinstituten. Der sechsjährige Lucian, an Körper und Geist dem Vater am ähnlichsten und deshalb der erklärte Liebling der Mutter Lätitia, wurde auf Verwendung seines Oheims, des Abbé, später Kardinals Fesch, in das Kollegium zu Autun aufgenommen. Bald darauf wurde er aber Zögling der Militärschule zu Brienne, weil Aussicht bestand, den um sechs Jahre älteren Bruder Napoleon, der bisher einen Freiplatz in dieser Schule genossen hatte, in der königlichen Marine unterzubringen. In Brienne sah Lucian zum erstenmal diesen seinen Bruder, und der erste verdrießliche Eindruck war entscheidend fürs ganze Leben. Während der aufgeweckte, leichtsinnige Lucian dem ältesten Bruder, dem jähzornigen, aber gutmütigen Joseph, zärtlich zugethan war, kam es mit Napoleon, der, schon als Knabe herb und verschlossen, seine geistige Überlegenheit hochmütig zur Schau trug und das Familienoberhaupt spielen wollte, niemals zu einer aufrichtig herzlichen Annäherung.

Nach dem Tode des Vaters (24. Februar 1785), der die Familie in peinlichste Bedrängnis versetzte, wurde von der Mutter beschlossen, Lucian für den geistlichen Stand zu erziehen. Allein auch der Aufenthalt im Seminar zu Aix war nicht von langer Dauer; der Knabe langweilte sich bei den frommen Vätern und kehrte bald zur Mutter nach Ajaccio zurück. Hierher kam auch häufig auf Besuch der junge Artillerielieutenant Napoleon, der keinen heißeren Wunsch hegte, als immer auf Korsika zu bleiben, in der Heimat, die er leidenschaftlich und so aufrichtig liebte, wie er überhaupt zu lieben vermochte. Lucian genoß

die Ehre, die politischen und poetischen Arbeiten des Bruders abzuschreiben, u. a. eine später vom Verfasser abgeleugnete Parallele zwischen Christus und Apollonius von Thyana und den Dialogue sur l'amour, worin der charakteristische Satz sich findet: „Die Liebe stiftet mehr Böses als Gutes, und es wäre eine Wohlthat, wenn eine gütige Gottheit die Menschen davon befreite.“ „Ich hatte vor diesem Bruder“ gesteht Lucian „der mir immer ernst und streng gegenübertrat, zu viel, soll ich sagen Hochachtung, nein, Furcht, als daß ich mich anders als mit Lobsprüchen ihm genaht hätte: er schien dieselben sehr gern zu hören“.

Die Rückkehr Paoli's aus dem Exil, des großen Paoli, der ehedem auf Korsika wie ein anderer Lykurg geschaltet hatte, war ein epochemachendes Ereignis für die Familie. Carlo Bonaparte war ja der Sekretär und Vertraute des Korsenhäuptlings gewesen, die Familie durfte also hoffen, an ihm eine feste Stütze zu finden. Lucian trat förmlich in seine Dienste und begleitete ihn nach Rostino, wo er in dem von Paoli bewohnten Jesuitenstift inmitten uralter Forste glückliche Tage verlebte. Er spricht in den Memoiren mit feurigem Enthusiasmus von der schlichten Größe des Volksmannes; sein persönliches Verhalten gegen den Gönner entsprach aber wenig diesem Panegyrikus. Paoli hatte in den Engländern ein freies Volk, auf der Rückkehr durch Frankreich in Ludwig XVI. einen guten König kennen gelernt; er war ein Freund des konstitutionellen Systems geworden, war aber ein Gegner jener von Danton und Marat gepredigten Gleichheit, welche wohl die höheren Klassen der Gesellschaft erniedrigen, aber nicht die niedrigen erheben konnte. Dagegen wurde im Hause Bonaparte die radikale Wendung der Revolution als Morgenröte, welche den Tag des Glücks ankündige, begrüßt; die Armut machte Napoleon zum Feind des ancien régime, und der Ehrgeiz Napoleons war der bestimmende Faktor für das Geschick der Familie.

Der Lieutenant in Diensten Seiner Majestät des Königs von Frankreich wirkte unbedenklich an der Organisation der

den angesehenen Geschlechtern, waren aber verarmt. Wer hätte geahnt, daß aus der verachteten Insel, von welcher die alten Römer nicht einmal Sklaven beziehen wollten, aus dem verfallenen Hause des Rechtsanwalts Carlo Bonaparte ein Gebieter der Welt hervorgehen werde!

Den zweifelhaften Anekdotenkram aus den Tagen der Kindheit der fünf Söhne Carlo's, den Nasica und andere Biographen Napoleons später in Ajaccio auflasen, dürfen wir füglich übergehen. Für die Knaben suchte der Vater Freistellen in verschiedenen Staatsinstituten. Der sechsjährige Lucian, an Körper und Geist dem Vater am ähnlichsten und deshalb der erklärte Liebling der Mutter Lätitia, wurde auf Verwendung seines Oheims, des Abbé, später Kardinals Fesch, in das Kollegium zu Autun aufgenommen. Bald darauf wurde er aber Zögling der Militärschule zu Brienne, weil Aussicht bestand, den um sechs Jahre älteren Bruder Napoleon, der bisher einen Freiplatz in dieser Schule genossen hatte, in der königlichen Marine unterzubringen. In Brienne sah Lucian zum erstenmal diesen seinen Bruder, und der erste verdrießliche Eindruck war entscheidend fürs ganze Leben. Während der aufgeweckte, leichtsinnige Lucian dem ältesten Bruder, dem jähzornigen, aber gutmütigen Joseph, zärtlich zugethan war, kam es mit Napoleon, der, schon als Knabe herb und verschlossen, seine geistige Überlegenheit hochmütig zur Schau trug und das Familienoberhaupt spielen wollte, niemals zu einer aufrichtig herzlichen Annäherung.

Nach dem Tode des Vaters (24. Februar 1785), der die Familie in peinlichste Bedrängnis versetzte, wurde von der Mutter beschlossen, Lucian für den geistlichen Stand zu erziehen. Allein auch der Aufenthalt im Seminar zu Aix war nicht von langer Dauer; der Knabe langweilte sich bei den frommen Vätern und kehrte bald zur Mutter nach Ajaccio zurück. Hierher kam auch häufig auf Besuch der junge Artillerielieutenant Napoleon, der keinen heißeren Wunsch hegte, als immer auf Korsika zu bleiben, in der Heimat, die er leidenschaftlich und so aufrichtig liebte, wie er überhaupt zu lieben vermochte. Lucian genoß

die Ehre, die politischen und poetischen Arbeiten des Bruders abzuschreiben, u. a. eine später vom Verfasser abgeleugnete Parallele zwischen Christus und Apollonius von Thyana und den Dialogue sur l'amour, worin der charakteristische Satz sich findet: „Die Liebe stiftet mehr Böses als Gutes, und es wäre eine Wohlthat, wenn eine gütige Gottheit die Menschen davon befreite." „Ich hatte vor diesem Bruder" gesteht Lucian „der mir immer ernst und streng gegenübertrat, zu viel, soll ich sagen Hochachtung, nein, Furcht, als daß ich mich anders als mit Lobsprüchen ihm genaht hätte: er schien dieselben sehr gern zu hören".

Die Rückkehr Paoli's aus dem Exil, des großen Paoli, der ehedem auf Korsika wie ein anderer Lykurg geschaltet hatte, war ein epochemachendes Ereignis für die Familie. Carlo Bonaparte war ja der Sekretär und Vertraute des Korsenhäuptlings gewesen, die Familie durfte also hoffen, an ihm eine feste Stütze zu finden. Lucian trat förmlich in seine Dienste und begleitete ihn nach Rostino, wo er in dem von Paoli bewohnten Jesuitenstift inmitten uralter Forste glückliche Tage verlebte. Er spricht in den Memoiren mit feurigem Enthusiasmus von der schlichten Größe des Volksmannes; sein persönliches Verhalten gegen den Gönner entsprach aber wenig diesem Panegyrikus. Paoli hatte in den Engländern ein freies Volk, auf der Rückkehr durch Frankreich in Ludwig XVI. einen guten König kennen gelernt; er war ein Freund des konstitutionellen Systems geworden, war aber ein Gegner jener von Danton und Marat gepredigten Gleichheit, welche wohl die höheren Klassen der Gesellschaft erniedrigen, aber nicht die niedrigen erheben konnte. Dagegen wurde im Hause Bonaparte die radikale Wendung der Revolution als Morgenröte, welche den Tag des Glücks ankündige, begrüßt; die Armut machte Napoleon zum Feind des ancien régime, und der Ehrgeiz Napoleons war der bestimmende Faktor für das Geschick der Familie.

Der Lieutenant in Diensten Seiner Majestät des Königs von Frankreich wirkte unbedenklich an der Organisation der

Revolution auf Korsika mit, unbedenklich ließ er den Termin seines Urlaubs verstreichen, vom 1. Januar 1792 an war derjenige, der sich später am liebsten den „ersten Soldaten Frankreichs" nannte, als Deserteur zu betrachten. Da aber Paoli keine Miene machte, das Signal zur Verbrüderung mit den Jakobinern zu geben und ebensowenig sich geneigt zeigte, die Führerrolle jüngeren Kräften zu übertragen, kehrte Napoleon nach Paris zurück. Unter der Ägide des Jakobinerklubs erlangte er die durch die Fahnenflucht verwirkte Stellung zurück; dafür lieh er fortan seinen Degen der Sache des Volkes, wenn er auch von vornherein nur mit Unbehagen sah, wie Soldaten in Uniform vom „Pöbel in Civil" angegriffen und überwältigt wurden. Obwohl zum Dank für seine Skrupellosigkeit zum Kapitän befördert, suchte er Befriedigung seines Ehrgeizes noch immer nur im Heimatlande. Unter nichtigem Vorwand kehrte er abermals dorthin zurück und blieb bis in den Sommer 1793, und diese Zeit wurde entscheidend für seine und der Brüder Zukunft, für das Schicksal der Welt.

Auch diesmal konnte er den erhofften maßgebenden Einfluß nicht erlangen. Für die einfachen Korsen war Abschaffung des Unterschieds der Stände ein lächerliches Beginnen, und ihren Unwillen erregte das räuberische Vorgehen der Revolutionäre gegen die Kirche und ihre Diener. Napoleon konnte sich endlich nicht mehr verhehlen, daß seine Landsleute in ihm einen Renegaten und Verräter erblickten, daß seine Rolle im Vaterland ausgespielt sei. Paoli wollte noch einen Versuch machen, ihn für gemäßigtere Ideen umzustimmen und sandte deshalb seinen Sekretär Lucian, auf dessen Treue er unbedingtes Vertrauen setzte, nach Ajaccio. Lucian konnte aber dem Bann, den der Bruder von jeher auf ihn ausgeübt hatte, nicht widerstehen, und als mit dessen Vorstellungen und Drohungen auch die Bitten der Mutter sich vereinten, rief er: „Ich werde Paoli mein Leben lang verehren, aber ich will ihn nie wieder sehen!"

Aber die ganze Familie konnte sich nicht mehr lange in Ajaccio behaupten. Als Paoli den Mördern Ludwigs XVI.,

d. h. der bestehenden französischen Regierung, den Gehorsam aufkündigte und die Parteigänger des „Bergs" auf der Insel ächtete, mußten Mutter und Kinder nächtlicherweile entfliehen. Früh morgens sahen sie von der Höhe ihr Haus in Flammen stehen. „Tröstet euch!" beruhigte Mutter Lätitia die Jammernden, „wir werden es schöner wieder aufbauen — es lebe Frankreich!" Auf einer Barke erreichten die Flüchtlinge ein Kriegsschiff; bald waren sie auf französischem Boden in Sicherheit.

„Die Söhne der Freiheit" aus Korsika waren in den radikalen Klubs in Toulon und Marseille die Helden des Tages. Lucian sah sich plötzlich genötigt, den Volksredner zu machen. Wir wollen glauben, daß er wirklich, wie er versichert, den Willen hegte, eine gemäßigte Sprache zu führen und insbesondere nichts gegen Paoli zu sagen; der Lärm der Versammlung, das Wutgeschrei der Landsleute, der Beifallsjubel der Sansculotten wirkten aber so berauschend, daß er eine förmliche Brandrede gegen den Hochverräter Paoli hielt, und je wütender sein Gebaren, desto stürmischer wurde er beklatscht und umarmt. Wir wollen ihm auch gern glauben, daß ihm das Parfüm dieser Liebkosungen Ekel einflößte, und ihn anfangs auch das Treiben der Verworfenen, die von Hinrichtungen und Massenmorden, wie von leckerem Gastmahl und deliziösem Schauspiel sprachen, mit Grauen erfüllte — allein wir müssen ihm widersprechen, wenn er beteuert, auch er habe oft, wie Mirabeau, den Genossen ein „Still, ihr schmutzigen Stimmen!" zugerufen und immer im Sinn der Mäßigung und Humanität sich verwendet. Auch sein Sohn Pierre erzählt in seinen „Souvenirs" eine rührende Geschichte, wie der Vater mit Lebensgefahr einen Royalisten Rey der Guillotine entriß, zum Dank dafür aber nach dem neunten Thermidor von seinem Schützling ins Gefängnis geschleppt wurde. Der Vater habe immer an die Schilderung dieses Vorganges die Mahnung geknüpft: „Thut Gutes, so oft ihr könnt, aber zählt nicht auf Dankbarkeit; Undank ist die Regel, Dankbarkeit die Ausnahme!" Allein gegen die Friedensliebe und Mäßigung Lucians zeugen seine eigenen Briefe und

Proklamationen, von welchen freilich in den Memoiren nicht die Rede ist. Nach der Einnahme von Toulon wurde von den Anhängern des Konvents an den königstreuen Einwohnern furchtbare Rache genommen, und es war Lucian, der damals nach Paris berichtete: „Bürgerrepräsentanten, vom Feld der Ehre aus, wo ich im Blute der Verräter wate, kündige ich euch jubelnd an, daß eure Befehle vollzogen sind, daß Frankreich gerächt ist; weder auf Alter, noch auf Geschlecht wurde Rücksicht genommen; wer durch die Kanonen der Republik nur verwundet war, ist ins Jenseits befördert durch den Degen der Freiheit und das Bajonett der Gleichheit! Meinen bewundernden Gruß! Bürger Brutus Bonaparte."

Seine Dürftigkeit zwang ihn, eine armselige Stellung als Aufseher bei einem Militärmagazin im Städtchen St. Maximin bei Marseille anzunehmen; obwohl er nur einen Gehalt von 1200 Franken bezog, konnte er doch als Krösus seiner Familie gelten. Nun zögerte er auch nicht, seine Geliebte, Katharina Boyer, eine Wirtstochter in St. Maximin — „Marathon" hieß das Krähwinkel bei den Klubisten — zu heiraten. Daß der Bräutigam dabei einen gefälschten Taufschein unterschob, wurde schon erwähnt; die Braut setzte unter den Ehekontrakt drei Kreuze, denn Katharina Boyer, deren Töchter später „Altesses impériales" hießen, konnte nicht ihren Namen schreiben. Lucian fuhr auch in St. Maximin fort, als Führer der Radikalen eine politische Rolle zu spielen. In den Memoiren freilich entwirft er Karikaturen von den Scipionen und Cornelien, die ihm, dem redegewaltigen Brutus, zujauchzten; hier nennt er auch Robespierre „den ärgsten Gleisner und niedrigsten Feigling"; in jenen Tagen aber suchte er nicht minder begierig als sein Bruder Napoleon die Gunst des furchtbaren Diktators. Robespierre ließ auch dem Kapitän Bonaparte, der sich bei Toulon ausgezeichnet hatte, die Stelle eines Kommandanten von Paris anbieten; Napoleon lehnte jedoch ab. „Später erst werde ich" soll er zu Lucian gesagt haben „Paris und die Pariser kommandieren!"

Der neunte Thermidor stürzte den Tyrannen; statt des „Ça ira! Les aristocrates à la lanterne!“ erscholl der „Reveil du peuple“ in allen Straßen; namentlich im südlichen Frankreich gewann die royalistische Bewegung die Oberhand. Brutus Bonaparte entfloh aus St. Maximin, fiel aber auf der Flucht in die Hände fanatischer Legitimisten, der „Compagnons de Jesus“, und wurde nach Aix ins Gefängnis gebracht. Schon war aber Napoleons Einfluß in den maßgebenden Kreisen der Hauptstadt so mächtig, daß seine Fürbitte dem Bruder schon nach wenigen Wochen die Freiheit erwirkte. Er verschaffte ihm auch die Stelle eines Kriegskommissärs, obwohl er nicht bloß wegen der thörichten Heirat Lucians aufgebracht war, sondern auch über dessen politische Thätigkeit. Wie konnte Lucian noch immer fortfahren, den Brutus zu spielen, in einer Zeit, da es nur noch zweifelhaft war, ob ein neuer Tarquinius nach Frankreich zurückkehren oder ein Sulla durch einen glücklichen Staatsstreich zuvorkommen werde! Noch gebarte sich zwar dieser neue Sulla als gehorsamster Sohn der Republik, in Wirklichkeit war er ihr grimmster Feind. Und die Zeiten ermöglichten nicht bloß, sie forderten eine Militärdiktatur. Frankreich hatte keinen König mehr, keine Notabeln, keine Gerichtshöfe, keine Finanzmänner, es hatte nur noch seinen Ehrgeiz und seine Armee; es glich einem Kranken, der in der Fieberhitze alle Kleider von sich geworfen hat, der nur ein blutiges Schwert noch trägt, mit dem er alle tötet, die seiner wahnsinnigen Wut Einhalt gebieten wollen. Ein so unerhörter Zustand der Dinge war auf die Dauer unhaltbar, und die Barras und Tallien wären nicht im stande gewesen, die Wiederkehr des Königtums aufzuhalten! Allein schon stand ihnen zur Seite der Mann, der den Genius eines Cäsar und die Verschmitztheit eines Oktavian besaß, für den die Verfassung von 1794 mit ihrem Rat der Alten und der Jungen nur die Staffel zur Aneignung einer Gewalt war, wie sie unbeschränkter kaum noch einem Sterblichen beschieden.

Da die Sonne des Namens Bonaparte immer heller strahlte

durfte sich der Bruder Kriegskommissär, der die französischen Armeen nach München, Brüssel und Amsterdam begleitete, schon manches erlauben, was bei einem anderen schwer geahndet worden wäre. Je lässiger er in seiner amtlichen Thätigkeit, desto lebhafter deklamierte und disputierte er vor Offizieren und Gemeinen. Endlich verließ er eigenmächtig den seinem Selbstbewußtsein nicht genügenden Posten und kehrte nach der Hauptstadt zurück. Es war ja viel interessanter, die stürmischen Sitzungen des Rats der Fünfhundert zu besuchen, und viel amüsanter, den politischen Diners und Soupers beizuwohnen, bei welchen die schöne Madame Tallien, die Gattin des Helden des 9. Thermidor, als Kalypso waltete.

Unter solchem Einfluß erschien ihm natürlich das Direktorialregiment in hellem Licht, und noch vierzig Jahre später erblickte er in solcher Teilung der Gewalten das Ideal einer republikanischen Verfassung. „Die Grundzüge von 1796 und 1797 haben in den folgenden Ereignissen ihre Rechtfertigung gefunden, und trotz des Schlimmen, das man seither der Direktorialverfassung nachgesagt hat, glaube ich noch heute, daß ein guter Franzose, ein verständiger Mann aufrichtiger Anhänger einer Republik sein konnte, die auf so gute, gesetzliche Grundlage sich stützte. Daß trotzdem die Verfassung der inneren Unruhen und militärischen Mißerfolge wegen nicht Bestand hatte, das ist nur der relativen Schwäche einer zu beweglichen Exekutivgewalt zuzuschreiben. Mit einem Schimmer von Glück im Jahre 98 oder bei geringerem Ungestüm der Parteien hätte die Direktorialregierung der Revolution ein Ende machen und sich durch allmähliche friedliche Verbesserungen festsetzen können. Diese Behauptung möchte vielleicht mit dem 18. Brumaire schwer vereinbar erscheinen, und doch ist der 18. Brumaire, wenn er richtig beurteilt wird, nur eine Bestätigung derselben. Das hoffe ich in der Fortsetzung der Memoiren darzuthun.“

In Wahrheit waren Tallien und Barras, während sie die Talente des „hoffnungsvollen“ jungen Napoleon im Dienst der Republik auszunutzen glaubten, nur noch die Werkzeuge zur

Durchführung seiner ehrgeizigen Pläne. Mit dieser Wendung ist aufs engste die Liebesepisode Josephine verknüpft. Der Verfasser des Dialogs über die Liebe, der pessimistische Freund der Einsamkeit, fand plötzlich Gefallen an Gesellschaft und Geselligkeit; bald war er ein täglicher Gast in Barras' Gemächern im Palais Luxembourg, endlich ein willenloser Gefangener der Marquise von Beauharnais. „Zu leben für Josephine sei die Geschichte meines Lebens!“ Dieses Wort charakterisiert die entscheidende — freilich nur auf ein paar Jahre entscheidende Wandlung. Es berührt widerwärtig, daß Lucian, dem die Schwägerin in der Folge wenig Gunst schenkte, ein wahres Zerrbild von der Kadize des neuen Mohammed entwirft. Nicht bloß übertreibt er mit der Behauptung, Josephine wäre um zehn Jahre älter gewesen als ihr Gatte, nicht bloß spricht er von Mangel an Geist und ruinenhaften Resten der Jugendreize, er läßt auch durchblicken, daß Barras mit der Kreolin ein schnödes Verhältnis unterhalten, dem Gatten der lästig gewordenen „Freundin“ das Oberkommando in Italien gleichsam als Mitgift übergeben habe.

Vielleicht hat Lucian schon damals über solche Dinge seiner Zunge allzu freien Lauf gelassen, jedenfalls war Napoleon mit ihm sehr unzufrieden. „Dieser junge Mensch“ schrieb er an Carnot „verbindet mit einigem Geist eine sehr schlechte Gesinnung; er hat sein Leben lang die fixe Idee gehabt, eine politische Rolle spielen zu wollen.“ Es verdroß ihn, daß Lucian noch immer mit den Jakobinern verkehrte, „diesem Häuflein, das der Schandfleck der französischen Nation ist“, und er wurde zornig, als Lucian eines Tages nach Korsika zurückging, um den günstigen Umschwung des Geschickes der Familie Bonaparte zur Schau zu tragen und an Paoli's Anhang Rache zu nehmen. Theodor Jung läßt sogar Lucian und Joseph von Korsika aus förmliche Piratengeschäfte treiben. Das Machtwort des Bruders Obergeneral rief den lässigen Beamten nach Paris zurück, und endlich wußte Lucian durchzusetzen, daß ihm ein Sitz im Rate der Fünfhundert angewiesen wurde.

Er thut sich auf seine parlamentarische Thätigkeit viel zu gute und sucht ebenso deren Bedeutung, wie deren volks- und freiheitsfreundliche Tendenz in helles Licht zu setzen. Doch ist eine Schwenkung unverkennbar; der radikale Jakobiner ging eine Zeitlang mit den Regierungsfreunden völlig Hand in Hand, und auch als er wieder zur Opposition übertrat, geschah es nicht mehr im Sinne der Umsturzmänner, sondern zur Unterstützung der ehrgeizigen Pläne seines Bruders. Deshalb zählte er auch zu den hitzigsten Chauvinisten, die aus der blutigen Katastrophe von Rastatt, wo französische Gesandte von österreichischen Husaren überfallen und ermordet worden waren, Kapital schlugen, um aufs neue die Republik in Krieg zu verwickeln und die Unentbehrlichkeit des Siegers von Arcole hervortreten zu lassen.

Freilich focht der Feldherr damals am Fuße der Pyramiden und plante Vormarsch nach Indien oder Einnahme von Konstantinopel, aber es ist heute aufs bestimmteste nachgewiesen, daß der General über Tunis und Tripolis in unausgesetzter Verbindung mit seinen Brüdern stand und über den Stand der Dinge in Frankreich trefflich unterrichtet war, daß also Lucian, der in den Memoiren die Rückkehr Napoleons aus dem Pharaonenland als „eine für das Direktorium, wie für die Familie unerwartete, von der Vorsehung selbst geleitete Thatsache" hinstellt, wieder einmal, sagen wir, von seinem Gedächtnis im Stich gelassen wurde. In den Worten, womit Napoleon dem Marschall Marmont seinen Entschluß, Ägypten zu verlassen und nach Frankreich zurückzueilen, kundgab, liegt der ganze Plan seiner Zukunft. „Der Stand der Dinge in Europa nötigt mich, diesen großen Entschluß zu fassen. Unsere Armeen sind im Nachteil, und Gott weiß, bis wohin nicht schon die Feinde vorgedrungen sind. Italien ist verloren und der Lohn so vieler Anstrengungen, so vielen vergossenen Blutes ist dahin. Aber was vermögen auch diese Unfähigen, die an der Spitze der Geschäfte stehen? Alles ist Unwissenheit, Unverstand oder Korruption bei ihnen. Ich, ich allein habe die Last getragen und durch andauernde

Erfolge dieser Regierung Bestand verliehen, die ohne mich sich niemals emporgebracht und behauptet hätte. Als ich mich entfernte, mußte alles zusammenstürzen. Warten wir nicht ab, bis die Zerstörung vollendet ist. Man wird in Frankreich die Kunde von meiner Heimkehr zugleich mit der Nachricht von der Vernichtung der türkischen Armee bei Abukir erhalten. Meine Gegenwart wird die Geister erheben, den Truppen das verlorene Selbstvertrauen und den gutgesinnten Bürgern die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft wiedergeben." Wer so dachte, war nicht mehr gewillt, sich „den an der Spitze der Geschäfte stehenden Unfähigen" ferner noch unterzuordnen. „Schon auf seinem italienischen Feldzuge" sagt Fournier „hatte sich Bonaparte nach seinen eigensten Entschlüssen benommen, sich als Souverän in dem eroberten Lande gefühlt und die Verträge von Leoben und Campo Formio verhandelt und abgeschlossen, die Frankreich verpflichteten. Jetzt, in Ägypten, wo er noch mehr als dort als sein eigener Herr schaltete, hatte seine Herrschsucht neue Nahrung gewonnen und der sehnsüchtige Gedanke an ein selbständiges Regiment noch tiefere Wurzeln geschlagen. Er konnte sich kaum mehr ohne Krone denken. Nur schien es ihm offenbar leichter, sie von dem verdorrten Maibaum der Revolution zu pflücken, als aus dem unendlichen Sande der Wüste auszugraben."

Obwohl der thatsächliche Gewinn der orientalischen Expedition so gering war, daß man nur von einem Fiasko des Unternehmens sprechen kann, so hatte doch der Kampf in fernen Wüsteneien den Feldherrn mit einem romantischen Nimbus umgeben, der seine Wirkung auf die Gallier nicht verfehlte. Die Eroberung der öffentlichen Meinung bahnte den Weg zur Tyrannis.

Der stürmische Jubelruf, der den heimgekehrten Sieger von Abukir begrüßte, ließ erkennen, daß man in dem jungen General den Retter Frankreichs erblickte. Wie wird er aber das Rettungswerk angreifen? Wird er die ehemaligen Gesinnungsgenossen, die Jakobiner, um seine Fahne scharen? Wird er sich den Freunden gemäßigter Reformen anschließen? Wird er sich mit

den Direktoren in die Gewalt teilen? Voll Unruhe und Aufregung sahen dreißig Millionen Franzosen den ersten Schritten Bonaparte's entgegen. Lucian will nicht mehr und nicht weniger von den Wünschen und Plänen seines Bruders gewußt haben, als der erste beste Bourgeois; der Bruder habe ja stets eine Zurückhaltung beobachtet, die zu sagen schien: „Ihr könnt mich wohl anstarren, aber nicht durchschauen.“ Er war aus allen Feldzügen als glorreicher Sieger hervorgegangen, dies gab ihm ein Anrecht auf die Bewunderung seiner Familie; daß er aber nicht bloß der geschickteste Taktiker und Stratege seiner Zeit, sondern auch ein eminent politischer Kopf war, das ahnte damals weder die Mutter, die nichts weniger als überschwänglich von der Begabung ihres caparbio, ihres Trotzkopfes, dachte, noch einer der Brüder. Dagegen steht fest, daß sowohl Lucian als Joseph im gemeinsamen Familieninteresse für Ausbreitung des Anhanges des Obergenerals rührig arbeiteten und für den bevorstehenden parlamentarischen Feldzug die Parole ausgaben: „Frankreich ist verloren, wenn nicht General Bonaparte es rettet!“

Von höchstem Interesse sind die Mitteilungen der Memoiren über den 18. und 19. Brumaire des Jahres VIII der Republik (9. und 10. November 1799) und über die Comédie de l'attente, die der Katastrophe voranging; von höchstem Interesse, weil Lucian ganz im Vordergrund der Ereignisse stand, ja, man kann sogar behaupten, der glückliche Erfolg des Staatsstreiches vom 19. Brumaire, der als die wichtigste Etappe auf dem Wege Napoleons zum Thron sich darstellt, ist nur der Besonnenheit und Energie Lucians zu danken. Schon hatte der Bonapartismus ein Netz von Fäden über das ganze Land gezogen, jeder Bruder, jede Schwester hatte einen bestimmten Part übernommen, der Gourmand Joseph, dessen Déjeuners dînatoires für die Pariser Schlaraffenwelt als Ereignisse galten, die reizende Pauline, die eine kleine Armee von erhörten und unerhörten Verehrern um sich gesammelt hatte, Lucian, der den altrömischen Faltenwurf am besten studiert hatte und noch immer den alten Freunden vom Berg die Hände schüttelte. Von besonderer Wichtigkeit

war es, daß Lucian zum Präsidenten des Rats der Fünfhundert ernannt wurde. Gerade die gewandtesten und einflußreichsten Politiker waren bereits ins Bonapartesche Lager übergegangen. Barras fügte sich willig der Überlegenheit des ehemaligen Schützlings, Talleyrand hatte längst prophezeit: „Der Enthusiasmus der Menge hat über Frankreichs Los schon entschieden!" und der Cato der französischen Republik, Siеyès, hatte sich — man braucht von Gohiers Enthüllungen nur einen winzigen Bruchteil gelten zu lassen — Hals über Kopf dem künftigen Gebieter verkauft.

Dieser selbst aber schien die Spannung, womit ihn alle Welt beobachtete, gar nicht zu bemerken. Als ihn Lucian über seine Auffassung der politischen Lage interpellierte, erwiderte er nachlässig — so berichtet wenigstens Lucian —, er sei allerdings der Ansicht, daß Frankreich eine fester geschlossene Regierung nötig habe, daß drei Konsuln besser am Platze wären, als die fünf Direktoren, aber er selbst wolle keiner von diesen dreien sein. „Lassen Sie mich erst ein bißchen ausschnaufen! Ich bin der Armee notwendig, ich denke nicht daran, die Toga gegen das Schwert einzutauschen!"

Solchen Worten entsprach das Benehmen des Generals. Am liebsten verkehrte er mit Gelehrten, der Philosoph Volney schien ihn mehr zu interessiren, als alle politischen Zirkel. Wenn er zu den Direktoren ging, trug er den palmengestickten Frack eines Mitglieds der Akademie; wenn er die Kriegskameraden um sich versammelte, war die einzige äußere Auszeichnung der krumme Türkensäbel, den er in der Schlacht bei den Pyramiden erbeutet hatte. Und es erregte sogar Anstoß, daß er bei einem Besuch, den er den Invaliden der letzten Feldzüge abstattete, in einfachem Überrock erschien.

Doch diese Nachlässigkeit war eine Maske. Am 10. Brumaire hatte er in Lucians Hause eine Unterredung mit Sieyès, dem Führer der aus den verschiedensten Parteien zusammengesetzten modérés. Da führte der kleine Mann mit dem Feuerauge plötzlich eine ganz andere Sprache, als man sie bisher aus

seinem Munde vernommen hatte. „Es muß endlich statt des Schwatzens gehandelt werden, eine provisorische Regierung ist notwendig, damit Frankreich eine neue Verfassung erhält. Falls man es für geboten erachten sollte, will ich einer von den drei Konsuln sein. Wenn Ihnen dies nicht einleuchtet, so“ — mit diesen Worten schickte er sich zum Fortgehen an — „so zählen Sie nicht mehr auf mich!“

Diese Erklärung zerhieb den gordischen Knoten. In den nächsten Tagen waren Sieyès und Lucian damit beschäftigt, die Freunde auf das kommende Ereignis vorzubereiten; immer wieder erscholl der Refrain: „Die rote Revolution erhebt aufs neue das Haupt! Nur ein festes Regiment von gemäßigter Tendenz kann den Umsturz alles Bestehenden aufhalten!“

Ein Festgelage in der Kirche St. Sulpice, das die Direktoren zu Ehren der heimgekehrten Sieger Moreau und Bonaparte veranstalteten, bot — wer denkt nicht an das Bankett der Generäle Wallensteins? — günstige Gelegenheit, die Parteigenossen und die Gegner zu mustern. Das Ergebnis war befriedigend. Wo Napoleon nicht auf schwärmerisches Vertrauen zählen durfte, war wenigstens skeptische Ergebenheit vorherrschend; wenn man den populären Helden des Tages nicht unschädlich machen konnte, warum sollte man ihn daran hindern wollen, zum Ruhm eines großen Feldherrn noch den eines Begründers der Freiheit hinzuzufügen?

Denn nur als solchem, versichert Lucian, wollten ihm die Freunde der Ordnung vorübergehend außerordentliche Gewalt übertragen; keiner von den am Staatsstreich Beteiligten habe beabsichtigt, daß die Diktatur über die zur Verfassungsänderung notwendige Zeit hinausreiche.

Vom Festmahl in St. Sulpice begab sich Napoleon nochmals in die Wohnung des Bruders in der Rue Verte, um mit Sieyès die letzten Vorbereitungen zu besprechen.

Am 18. Brumaire sollte im Rat der Alten Anzeige vom drohenden Ausbruch einer jakobinischen Verschwörung erstattet und aus diesem Anlaß Übersiedelung der beiden Kammern nach

St. Cloud beantragt, zugleich an Napoleon das Kommando über die gesamte Heeresmacht, Linie und Nationalgarde, übertragen werden; dann soll der Rücktritt des Direktoriums verkündet und die Erhebung von drei Konsulen, Bonaparte, Sieyès und Roger-Ducos, erzwungen werden.

Am festgesetzten Tage wurden schon früh morgens alle in Paris liegenden Regimenter unter dem Vorwand einer Parade auf den Champs Elysées aufgestellt. Die Generale und Stabsoffiziere versammelten sich bei Bonaparte. Dieser hielt eine kurze Ansprache und schloß mit der Frage: „Wollen Sie meinem guten Willen vertrauen, oder wollen Sie die Republik in den Händen der Advokaten zu Grunde gehen lassen?“ Die Antwort war eine begeisterte Huldigung für den gefeierten Helden; nur wenige, darunter Bernadotte, wagten Einwendungen zu erheben.

Im Rat der Alten war durch geheimnisvolle Andeutungen, durch Drohungen und Verheißungen der Boden schon geebnet; die Kammer votierte, wie es Bonaparte durch Cornets Mund befahl.

Auch bei den Fünfhundert lief alles friedlich ab. Lucian berief die Versammlung auf den folgenden Tag nach St. Cloud. Indes gingen die Fünfhundert nicht auseinander, ohne ein kräftiges „Es lebe unsere Verfassung!“ Die vom Tuileriengarten herkommenden Truppen antworteten auf den Ruf mit einem „Es lebe Bonaparte!“

Tags darauf wurde im Erdgeschoß der Orangerie zu Saint Cloud die Sitzung eröffnet. Sofort erfolgten heftige Angriffe auf die bonapartistischen Umtriebe. Lucian in seiner Eigenschaft als Präsident rief die „übelberatenen“ Redner mit Pathos und Würde zur Ordnung. Als ein Schreiben von Barras, das eine Art Abdankung kundgab, zur Verlesung kam, stieg die Aufregung.

„Ein solcher Verzicht ist ungesetzlich!“ ruft der eine, der andere: „Das Direktorium ist aufgelöst!“ „Nieder mit der Diktatur!“ „Ruhe!“ „Den Ordnungsruf!“ „Die Verfassung oder den Tod!“

Endlich wird Ruhe hergestellt, da — neue Bewegung! neuer Lärm! Bajonette blitzen im Saal. Napoleon Bonaparte tritt vor, begleitet von vier Grenadieren. Die ganze Versammlung fährt von den Sitzen empor. „Bewaffnete im Saal?“ „Verrat, Verrat!“ Auch viele von den Gemäßigten stimmten in den Ruf der Jakobiner ein. Im Nu ist der General von Wütenden umringt, der droht mit der Faust, der zuckt den Dolch — die Grenadiere schützen den General mit ihrer Brust, zerren ihn aus dem Saal — einer von ihnen wird von einem Dolchstoß getroffen.

Alles dieses ist ein Werk des Augenblickes.

Noch immer füllt wirres Geschrei den Saal. Umsonst sucht Lucian Ruhe herzustellen, umsonst sucht er das befremdende Vorgehen des Bruders zu rechtfertigen; er habe wohl nur eine dringende Mitteilung machen wollen, man möge an die Schlachtfelder Italiens und Ägyptens denken, man möge ihn nicht verurteilen, ohne ihn zu hören!

Umsonst! Die Jakobiner sind Herren der Situation, die Freunde Bonaparte's sind eingeschüchtert.

Da erhebt sich eine Stimme: „Hors la loi!“ Das war das furchtbare Wort, das in den Tagen der Schreckensherrschaft die Edelleute und die Priester vogelfrei erklärte, der Guillotine überlieferte.

„Hors la loi!“ rufen zehn, rufen hundert Stimmen. Lucian wird von der Estrade heruntergestoßen. „Nieder mit dem Präsidenten! Hors la loi!“

Der Vorgang erinnert an die berühmte Erzählung des Tacitus von jener Scene im römischen Senat, wie der eben noch von allen gepriesene, zu den Sternen erhobene Sejan, „Gott Sejan,“ unmittelbar nach der Verlesung der kaiserlichen Botschaft, die den Günstling ächtete, von allen verlassen, verhöhnt, mißhandelt, ermordet wurde. . . .

Doch Rettung kommt, sie kommt von Lucian, der inmitten der leidenschaftlichen Verwirrung kaltes Blut bewahrt. Er winkt dem General Fregeville. „Ich, der Präsident, bin von

meinem Platz verdrängt! Ich stelle mich unter den Schutz der Truppen! Bringen Sie mich in Sicherheit!"

Fregeville erreicht glücklich die Thür. Wieder erhebt Lucian die Stimme, lautes Kampfgeschrei erwidert ihm, er wird hin und her gezerrt und bedroht, aber er überschreit die Schreienden, er sucht die Tribüne wieder zu erreichen, die Bonapartisten fassen wieder Mut, sie drängen sich um den Präsidenten — Geschrei, Gewühl, Geraufe überall!

Da stürmen Grenadiere in den Saal, ein Offizier bricht sich Bahn. „Bürgerpräsident, hier sind wir, Sie zu schützen!"

„Ich folge Ihnen, machen Sie freie Bahn!"

Die Grenadiere fällen die Bajonette.

„Folgen wir ihm!" rufen die Bonapartisten, „folgen wir dem Präsidenten!"

„Nieder mit dem Präsidenten!" rufen die Jakobiner. „Wir sind verraten! Verfassungsbruch! Hors la loi!"

Im Garten findet Lucian den Bruder. Unbeweglich steht Napoleon vor den Kolonnen, starren, finsteren Blickes.

„Trommelwirbel!" ruft Lucian. Die Tambours schlagen an.

„Franzosen", wendet sich Lucian an die Soldaten, „der Präsident des Rats der Fünfhundert erklärt euch, daß die Mehrheit in diesem Augenblick bedroht wird durch die Dolche von Schuften, die unseren Tod wollen! Sie schmieden ruchlose Pläne! Sie sind von den Engländern bestochen, sie wollen euren General außer das Gesetz stellen! Bajonette gegen Dolche! Die wahren Vertreter des Volkes sind in eurer Mitte, jene im Saal zurückgebliebenen Banditen jagt auseinander!'

„Und wer Widerstand leistet, wird niedergemacht!" ruft jetzt Napoleon, „mir folgt, denn ich bin der Gott des Tages!"

„Schweig doch!" raunt ihm Lucian zu, „glaubst du zu Mamelucken zu sprechen?"

„Es lebe Bonaparte!" ruft einer der Soldaten. „Es lebe Bonaparte!" ruft die ganze Kolonne.

Aber sie stehen unbeweglich, sie machen keine Miene, vorzurücken.

Napoleon, erbleicht, zittert — —

„Ja, ich habe ihn erbleichend und zitternd gesehen“, sagt Lucian in den Memoiren, „das hat er mir nie verziehen! Das hat das Bruderband zwischen uns entzweigeschnitten!“

„Ihr zaudert?“ erhebt Lucian aufs neue die Stimme und zieht den Degen. „Wie ich hier diesen Stahl gegen die Brust des Bruders zücke, so will ich — ich schwöre es euch — der erste sein, der ihn durchbohrt, wenn er je die Freiheit Frankreichs ermorden wollte!“

„Es lebe Bonaparte!“ rufen die Grenadiere, Murat kommandiert zum Angriff, unter Trommelschlag rücken sie gegen das Gebäude an. In wenigen Minuten ist der Saal leer, durch Thüren und Fenster entweichen die Abgeordneten, verstecken sich im Garten, flüchten nach Paris zurück.

Noch war der Sieg nicht vollständig. Auch der Rat der Alten mußte gewonnen werden. Auch in dieser Versammlung hatte Napoleon, noch ehe er bei den Fünfhundert erschienen war, durch ungeschicktes Auftreten seine Sache gefährdet. Zuerst hatte er versucht, durch dieses und jenes den Staatsstreich zu rechtfertigen; dann war er ironisch und brüsk geworden — kurz, er hatte zu viel geredet und die günstige Stimmung der Alten ins Gegenteil umgewandelt. Als er den Saal verlassen hatte, war durch d'Alphonse beantragt worden, daß alle Mitglieder aufs neue der Verfassung den Treueid leisteten.

Noch wurde über Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit dieses Antrags gestritten, als Lucian eintrat. Er meldete die Sprengung der gesetzgebenden Versammlung und beschwor die ehrwürdigen Väter, Maßnahmen, welche der Drang des Augenblickes zur Pflicht mache, nicht ihre Zustimmung zu versagen. „Gestattet, daß sich die konsularischen Fasces erheben, in der Welt der Alten das glorreiche Zeichen republikanischer Freiheit, die Stimme des Volks wird nicht anstehen, eurem Werk die Weihe zu geben!“

Wer durch die zündenden Worte nicht gewonnen ward, konnte sich doch der Überzeugung nicht erwehren, daß gegen die

Macht der Thatsachen nicht anzukämpfen sei. Der Rat der Alten nahm die von Sieyès und den Brüdern Bonaparte vorbereiteten Anträge an.

Darauf sammelte Lucian die noch in St. Cloud anwesenden gesinnungstüchtigen Mitglieder des Rats der Jungen, um 9 Uhr nachts wurde eine neue Sitzung eröffnet, und auch hier stießen die Anträge nicht mehr auf Widerstand. Bonaparte und seinen Soldaten wurde der Dank des Vaterlandes votiert, und zum Gesetz wurde erhoben: Das Direktorium hat aufgehört zu bestehen, die Exekutivgewalt wird drei Konsuln übertragen, Bonaparte, Sieyès, Roger-Ducos. Um Mitternacht verkündete Trommelwirbel die Ankunft der herbeigerufenen Konsuln, unter tiefem Schweigen aller Anwesenden gelobten die drei Männer der Republik unverbrüchliche Treue, dann erhob sich endloser Beifallsruf! „Die Freiheit“, donnerte Lucian, „die im Ballhause zu Versailles geboren ward, heute ist sie hier in unserer Mitte aufs neue ins Leben gerufen worden!“

„Seltsamer Brutus!“ flüsterte Bernadotte, als der theatralische Akt zu Ende war, dem Helden des Tages ins Ohr, „heute hast du altbürgerlich als guter Bruder gehandelt!“

Die „Rettung“ der Republik aus Gefahren, welche nie bestanden hatten, wurde allenthalben mit Festen und Gelagen gefeiert. Die „Retter“ mußten natürlich belohnt werden, Lucian wurde zum Minister des Innern ernannt.

Er soll dem Bruder, der bisher nur siegreicher Agrippa war, dazu verhelfen, Augustus zu werden, wohlwollender Gönner der Künstler und Gelehrten, väterlicher Freund des Volkes. Alle Zweige der Verwaltung sollen glänzenden, überraschenden Aufschwung erfahren. Das war auch nach dem Sinne Lucians; aber das einträchtige Zusammengehen der beiden Brüder war nicht von langer Dauer. Es ist überflüssig, die einzelnen, von Lucian angeführten Motive des Konfliktes zu berühren; die Ursache der Entfremdung lag tiefer.

Nach dem Erfolg des 19. Brumaire war Lucian nicht mehr gesonnen, sich mit einem zweiten Platze zu begnügen; er

dachte an die Möglichkeit einer Zweiteilung des Regiments: der Bruder General sollte an der Spitze der Armee stehen, er, der Staatsmann, wollte die Verwaltung leiten. Er glaubte, seine Unentbehrlichkeit dem Bruder bewiesen zu haben, aber wie sah er sich enttäuscht! Ein Napoleon konnte nur Werkzeuge, nicht einen selbstbewußten Streber neben sich dulden. Sobald aber Lucian gewahr wurde, daß der Konsul nichts weniger als Rat und Belehrung suche, ging er, der Minister, unter die Opposition. Dazu kam noch, daß Lucian, wie sein Vater ein schlechter Wirt, bis zum Halse in Schulden steckte, das war dem immer besonnenen, ordnungsliebenden Bruder ein Greuel. Und noch eins! Napoleon war nichts weniger als ein treuer Gatte, aber er wahrte den Schein und war deshalb ungehalten über die Liebesexzesse seines Unterrichtsministers. Den hellen Zorn Napoleons aber forderte heraus, daß Lucian fortfuhr, bei hoch und nieder zu beteuern, daß er am 19. Brumaire das Vaterland gerettet habe, daß jetzt erst der Bau der großen Revolution glorreich vollendet sei; je begeisterter er von Republik und Freiheit sprach, desto unbequemer, widerwärtiger wurde er dem Bruder.

Zugleich wurde bekannt, daß Lucian der Verfasser einer Flugschrift sei, in welcher wenigstens Napoleon ein gehässiges Machwerk seiner Feinde vermutet hatte, einer Parallele zwischen Cäsar, Cromwell und Napoleon. Dieselbe strotzte von byzantinischer Schmeichelei für den eigentlichen Beherrscher Frankreichs, allein hinter den Tiraden verbarg sich ein Stachel. Ein Vergleich des größten Sohnes Frankreichs mit Cromwell, dem hinterlistigen Verbrecher, könne nur als Frevel betrachtet werden, dagegen lasse sich wohl ein würdiger Vergleich mit Cäsar ziehen; unzweifelhaft werde für Frankreich, falls es Napoleon gelingen sollte, das letzte Ziel Cäsars zu erreichen, ein Jahrhundert wunderbarer Größe anbrechen, doch sei zu besorgen, daß nach dem Tode des neuen Cäsars auch Tyrannen wie Nero, Caligula und Claudius den Thron in den Tuilerien besteigen könnten.

Der Verfasser eines gleisnerischen Pamphlets, das so zur Unzeit daran mahnte, daß der Übermächtige, der eben wieder den glorreichen Sieg bei Marengo erfochten hatte, noch höheres Ziel anstreben werde, durfte nicht mehr geschont werden. Napoleon stellte den Bruder wegen der Zerrüttung seiner Finanzen zur Rede, es gab eine heftige Scene, das Portefeuille des Ministers flog auf den Tisch. Noch wollte der Konsul mit dem Bruder, der ihm kurz zuvor so wichtigen Dienst geleistet hatte, nicht geradezu brechen, aber der „Schwätzer" sollte fort aus Paris! Talleyrand überbrachte am Abend nach der Kampfscene dem Exminister das Brevet, das ihn vom 6. November 1800 zum Gesandten am spanischen Hofe ernannte.

So folgte auf das Drama des 19. Brumaire das Intriguen-Lustspiel: „Lucian Bonaparte in Madrid." Es war ihm darin nicht die große politische Rolle zugeteilt, wie er sie gewünscht und erhofft hatte, immerhin bekleidete er eine ebenso einflußreiche wie eigentümliche Stellung. Vertreter der mächtigsten Republik Europa's bei einer absolutistisch klerikalen Monarchie. Als König figurierte Karl IV., ganz beherrscht von seiner sittenlosen Gemahlin; Günstling der Königin und somit der eigentliche Regent war der Minister Don Manuel Godoy, nach dem Friedensschluß mit Frankreich 1795 zum Principe de la paz ernannt. Es war also ebenso dem Interesse Frankreichs, wie dem Charakter Lucians angemessen, daß er vor allem die Freundschaft Godoy's anstrebte, und das war ihm nicht schwer gemacht, verband doch beide die gemeinsame Vorliebe für weibliche Reize und pikante Abenteuer. In kurzer Zeit war Lucian der Liebling der Hofkreise, das wollen wir ihm glauben; wie es sich mit den von ihm selbst gerühmten Beweisen seiner Geradheit und Unbestechlichkeit verhielt, wollen wir dahingestellt sein lassen. Er gesteht übrigens zu, daß er, um seinen Einfluß zu wahren, zu manchen wunderlichen Sitten und Diensten sich bequemen mußte. Godoy bedeutete ihm, er sollte, um das Wohlgefallen des Königs zu steigern, vor dem Thron, wie es die alte spanische Etikette vorschreibe, nach Mädchenart die Kniee beugen.

Lucian macht sich in den Memoiren über solche Zumutung weidlich lustig: „Es fehlte nur noch der Unterrock!“ Aber — er knickste. Durch eine offizielle Note Talleyrands wurde er angewiesen, der Bürgerin Minette während ihres Aufenthalts in Madrid seinen ganz besonderen Schutz angedeihen zu lassen. Mademoiselle Minette war eine Putzmacherin aus Paris, welche im Auftrag des ersten Konsuls der Königin von Spanien ein vertrauliches Geschenk zu übermitteln hatte, eine Anzahl Roben nach neuestem Pariser Schnitt; sie brachte 27 große Schachteln mit, davon gehörten nur acht der Königin, die übrigen enthielten also Kontrebande; als aber Lucian dies zur Anzeige brachte, stellte sich heraus, daß er den Ministern, deren Gattinnen sich mit billiger Pariser Waare versorgt hatten, einen schlimmen Dienst erwiesen hatte.

Wie burlesk solche Geschäfte erscheinen mögen, — die Aufgabe, um derentwillen ein französischer Gesandter in Spanien auch derartige Mittel nicht verschmähen durfte, war eine große. Es galt, Spanien dem englischen Einfluß abspenstig zu machen. Napoleon hatte den Riesenplan gefaßt, das mittelländische Meer der Schiffahrt und dem Handel der lateinischen Nationen zu reservieren, den Engländern ihren wichtigsten Stützpunkt, Gibraltar, zu entreißen, der kürzesten Linie nach Indien sich zu bemächtigen. Ägypten, Malta, Sardinien waren die ersten Etappen gewesen, jetzt sollten die Höfe der pyrenäischen Halbinsel dafür gewonnen werden. In Madrid gelang dies ohne Schwierigkeit, dagegen weigerte sich Portugal, den englischen Schutz aufzugeben. Als es darüber zwischen den beiden Nachbarstaaten zum Kriege kam, trat der klägliche Verfall der spanischen Macht offen zu Tage; König Karl glaubte noch zu wärmstem Danke verpflichtet zu sein, als Lucian, der den Krieg geschürt hatte, einen schimpflichen Frieden mit Portugal vermittelte. Besser als die spanischen wußte der Diplomat die eigenen Interessen zu vertreten. Dank der Gunst des ersten Konsuls wurde für den Prinzen von Parma, den Gatten der spanischen Infantin Maria Luisa, ein neues Königreich Etrurien gebildet;

für die Vermittlung dieses Geschäftes erhielt Lucian zwanzig wertvolle Gemälde aus der Galerie von Buen Retiro und 100,000 Thaler in Diamanten, und der gleiche Lohn wurde ihm für den Abschluß des Friedens mit Portugal zugewendet. Daneben scheinen noch andere Geschäfte günstige Erfolge gehabt zu haben, denn bei seinem Abschied von Spanien verfügte er über eine Rente von 200,000 Franken und war noch mit einer Million Franken bei verschiedenen Spekulationen beteiligt.

Napoleon beurteilte das Fiasko des portugiesischen Unternehmens weniger nachsichtig, als König Karl und sein Friedensfürst; auch schien ihm die Freundschaft des Botschafters mit den Bourbons das Maß der von der Politik gebotenen Konnivenz zu überschreiten. Lucian wurde im November 1801 von seinem Posten abberufen.

Nach Paris zurückgekehrt, erbat er eine Stelle im Staatsrat, willigte aber auf Wunsch Napoleons ein, in das Tribunat einzutreten. Wenn er aber gehofft hatte, in dieser Stellung maßgebenden Einfluß auf den Bruder zu gewinnen, so sah er sich abermals getäuscht. Dem Korsen Napoleon war nicht entgangen, daß die Franzosen, die unter allen Nationen am häufigsten die Freiheit im Munde führen, am leichtesten der Freiheit entbehren. Er wußte, daß es viele Unzufriedene im Lande gab, aber er kannte ein vortreffliches Mittel, jeder Gefahr zu begegnen: den Krieg. Durch militärischen Ruhm, der gleichsam an seine Fahnen gefesselt schien, berückte, berauschte er die Nation, durch glückliche Abwehr der äußeren Feinde obsiegte er über die inneren. Er verfügte schon über eine diktatorische Gewalt ohnegleichen, aber diese sollte nur die Staffel zum Throne sein. Lucian weist, wie schon erwähnt, den Vorwurf, auch er habe zum Sturz der Republik beigetragen, mit Entrüstung von sich. Das sei gerade so ungerecht, meint er, als wenn man der geistvollen, selbstlosen, patriotischen Versammlung von 1789 die Greuel der Schreckensherrschaft als Schuld aufbürden wollte. „Wenn ich mich, dies will ich einräumen, zu schwach den freiheitsmörderischen Thaten des ersten Konsuls

widersetzt habe, so sprechen mich meine Eigenschaft als Bruder und vor allem meine Zurückweisung jener Gunstbezeigungen, welche andere für den Mord der Mutter Heimat angenommen haben, vor dem Richterstuhl meines eigenen Gewissens frei."

In den Memoiren ist aber jener Brief nicht berührt, den Lucian am 4. April 1801 von Madrid an seinen Bruder gerichtet hatte. Die Königin von Spanien hatte mit ihm darüber gesprochen, ihre Tochter Isabella — „sie ist zwar erst 13 Jahre alt, aber sie liebt gar so sehr die Franzosen!" — wäre doch eine ganz andere Frau für den gefeierten Konsul, als die alternde Josephine, und Lucian trug nicht das mindeste Bedenken, der Einführung einer Königstochter, einer bourbonischen Prinzessin, in seine Familie das Wort zu reden. Noch verdächtiger wird sein uneigennütziges Republikanertum durch ein paar Bemerkungen, die er in jenen Brief einflocht: „Der Friede mit der Kirche hat Ihnen den Charakter eines geborenen Souveräns verliehen, und weil man die nächste Zukunft ahnt, sucht man sich immer mehr Ihrer Hilfe zu versichern. In dieser glücklichen Lage befinden Sie sich heute. Diese Anschauung hat so um sich gegriffen, daß man sich in den Kopf setzt, ich selbst würde früher oder später die Regierung etwa über das cisalpinische Gebiet übernehmen, und daß bei jeder Konferenz die Minister von der ‚Universalmonarchie' zu sprechen beginnen; der Friedensfürst ist so durchdrungen von der Idee, in mir ein Staatsoberhaupt zu erblicken, daß er bei seinen vertraulichen Eröffnungen über die Gefahren, die ihn beim Tode des Königs und der Königin bedrohen, häufig zu mir gesagt hat: ‚Sie werden mir dereinst in Ihren Staaten ein Asyl bieten!'"

Dagegen sind die Memoiren sehr aufrichtig in ihren Mitteilungen über den Verkehr der Brüder Bonaparte untereinander; sie entrollen aber ein wenig anmutiges Bild. Dem Verkehr der Brüder fehlt es ebenso an Offenheit, wie an Herzlichkeit. Joseph und Lucian heucheln devote Miene und aufrichtigen Ton, man hört aber aus ihren Worten den Neid und Groll über die

Überlegenheit des Bruders heraus; sie dürfen ja keine Demütigung übel nehmen, wenn ihnen auch Scham die Wangen rötet! Napoleon aber spielt mit ihnen, wie die Katze mit der Maus. Bald sucht er harmlos plaudernd ihre wirklichen Intentionen auszuforschen, bald ist er schweigsam und verschlossen, bald spricht er schamlos das Verfänglichste aus, als ob es sich nicht der Mühe lohne, vor solchen Wichten seine Gedanken zu drapieren. Wie fühlen sich die Armen geschmeichelt, wenn er aus dem üblichen Vous in das vertrauliche Tu übergeht! Aber unmittelbar darauf übergießt er sie mit ätzendem Spott, er hatte ja seine Freude daran, andere zu quälen! Hat er sich doch nicht damit begnügt, eine früher heiß begehrte Gattin zu verstoßen; er zwingt deren Tochter Hortense, bei der neuen Hochzeit die Schleppe der Österreicherin zu tragen.

Wenn man diese Kapitel in Lucians Memoiren liest, muß man sich, um gerecht zu bleiben, ins Gedächtnis rufen, daß der Nörgler und Spötter, dessen widerwärtiges Bild uns dieser Spiegel zeigt, ein allzeit tapferer Soldat, ein epochemachender Feldherr, ein bedeutender, wenn auch von leidenschaftlichen Wallungen allzu abhängiger Staatsmann war — kurz, man darf nicht über dem kleinen Menschen den großen Mann vergessen!

Fast immer führten die Unterredungen trotz der Zurückhaltung der Brüder zu Zwist und Zank. Insbesondere der Verkauf von Louisiana ließ die Geschwister hart aneinander geraten.

Lucian that sich viel zu gute darauf, daß er als Gesandter im Sommer 1801 die Rückgabe Louisiana's von Spanien an Frankreich vermittelt hatte. Nun beschloß Napoleon plötzlich, die eben erst wiedergewonnene Kolonie — „le brillant fleuron de la couronne diplomatique de Lucien“, wie Talleyrand spottete — um 81 Millionen Franken an die Vereinigten Staaten von Nordamerika zu verkaufen. Lucian geriet darüber außer sich.

„Wenn Sie Geld brauchen, die Kammern werden es bewilligen!“

„Auf die Unverschämten soll ich bauen? Sie werden knausern, wie sie immer geknausert haben!"

„Die Geschichte", sagt Lucian feierlich, „die Geschichte beweist das Gegenteil!"

„Die Geschichte? Ich weiß, wo und wie Sie Geschichte lesen! Was verstehen Sie von Geschichte!"

„Aber der Schritt, den Sie vorhaben, ist inkonstitutionell!"

„Ha, ha!" lacht Napoleon — es war ein erzwungenes Lachen, das ihn die größte Anstrengung kostete, — „Konstitutionell! Inkonstitutionell! Souveränetät der Nation! Große Worte! Große Phrasen! Glauben Sie denn noch immer im Jakobinerklub von St. Maximin das große Wort zu führen? Wir sind seither weiter gekommen, lassen Sie sich das endlich gesagt sein! Inkonstitutionell! Ah! Hochkomisch! Köstlicher Scherz! Fahren Sie doch so fort, Herr Klubredner! Aber zugleich mögen Sie wissen, Sie und Ihr Herr Joseph, daß ich handeln werde, wie's mir beliebt. Ich verachte die Jakobiner und ihren Anhang, und fürchte mich nicht so viel vor ihnen! Nicht einer soll mir in Frankreich bleiben, wenn es, wie ich hoffe, nach meinem Kopfe geht. Volksvertretung! Der wahre Vertreter Frankreichs bin ich, über euch Narren und das Ding, das ihr nationale Vertretung nennt, lache ich."

Und wieder ertönt das nervöse Lachen — plötzlich werden die Mienen ehern, er tritt auf den Bruder zu, als wolle er ihn an der Gurgel packen.

„Sie wollten mit diesen Reden wohl meiner spotten?"

„Ich denke nicht daran, Bürger Konsul, Sie zu verspotten, aber ich weiß, was ich zu denken habe!"

„So, so, zu denken? Nun, was denken Sie denn über mich, Bürger Lucian, beim Teufel! Ich bin sehr begierig, es zu hören! Nur schnell heraus damit!"

„Ich denke, Bürger Konsul, wenn ich sehe, wie verächtlich Sie die Konstitution des 18. Brumaire behandeln, müßte ich Ihr Feind sein, wenn ich nicht Ihr Bruder wäre!"

„Mein Feind! Ah! das ist stark!" Napoleon fährt vom Stuhl auf und stürzt auf den Verhaßten los, dann bleibt er stehen und mißt ihn mit finsteren Blicken. „Mein Feind, du? Ich würde dich zermalmen, wie diese Bagatelle!"

Damit schleudert er seine Dose mit dem Miniaturporträt Josephinens so heftig auf den Boden, daß das Bild herausfliegt!

„Allez vous promener! Brutus manqué!"

Noch rollt er wütend die Augen und ballt die Fäuste, — aber während sich Lucian eilig zurückzieht, sieht er noch, daß der Bruder gelassen, wie wenn er nicht im mindesten erzürnt wäre, sich niederbeugt und die Scherben seiner Dose auflieſt —

„Ich habe oft gehört," bemerkt Lucian, „daß er bei dem großen Schauspieler Talma Unterricht genommen hätte! Ich glaube es nicht! Er war selbst ein größerer Schauspieler! Jede Geste war von ihm berechnet und einstudiert!"

So lärmende Scenen gab es gar nicht selten, und gewöhnlich war es der Kampf des irdenen Topfes mit dem eisernen: Lucian mußte sich fügen. Eher durfte sich Joseph, der um ein Jahr älter war, als Napoleon, erlauben, wie er zu sagen pflegte, der Katze die Schellen anzuhängen. Als Louisiana im April 1803 wirklich verkauft wurde, warf Joseph im Zorn über so eigenmächtiges, unpatriotisches Gebaren dem sonst so Gefürchteten das Schreibzeug an den Kopf und schlug im ganzen Zimmer alles, was nicht niet- und nagelfest war, in tausend Scherben.

Aus mehr denn einem Grunde schienen die Brüder in dieser Louisianafrage richtig und gerecht zu urteilen, und doch waren sie die Kurzsichtigen. Napoleon wußte bereits, daß neuer Krieg mit England unvermeidlich war, daß Österreich und Rußland rüsteten, daß ihn nur der Kaufpreis für Louisiana so rasch, wie es geboten war, in Stand setzen werde, mit ganz Europa den Krieg aufzunehmen.

Nicht bloß mit dem Übermächtigen gab es Streit, auch unter den übrigen Brüdern und den Schwestern nahm die Fehde

kein Ende. Sie stritten sich bei jeder Gelegenheit um den Vorrang, sogar um die Plätze bei Tische, bis Jupiter tonans, unbekümmert um die finsteren Blicke der Männer und die Thränen der Damen, Ruhe gebot. Über die Schauspielaufführungen seiner Familie in Malmaison spottete Napoleon, sie seien derart, daß man die Mitwirkenden recht gut für fürstliche Personen halten könnte. Manchmal traten aber auch Celebritäten der Comédie française auf der Bühne in Schloß Malmaison auf, und es kam dann wohl vor, daß eine Chimene oder Zaïre, die dem Konsul ein besonders aufmerksames Lächeln geschenkt hatte, am anderen Morgen einen anonymen Drohbrief erhielt; die mangelhafte Orthographie ließ darauf schließen, daß das Briefchen von Madame Josephine geschrieben war.

Eine Fülle von Anekdoten bieten die Memoiren aus dem eigentlichen Treiben am Hofe der „konsularen Majestät", wie sich der Senat bereits auszudrücken pflegte. Da wird erzählt vom Kardinal Caprara, der um seine Champignons au gratin aufrichtiger besorgt war, als um sein Legatenamt; vom aufgeblasenen Cambacérès mit seinem stereotypen „Ich und Kollege Bonaparte"; von dem Alle überlistenden Talleyrand, von dem perfidesten aller Höflinge, Fouché, von Frau von Staël, die vor Lucian das naive Geständnis gemacht haben soll, sie fühle sich jedesmal, wenn sie vor dem Lenker der Geschicke Frankreichs stehe — nein, auf deutsch klingt es zu häßlich! — „enfin je me trouve et deviens en effet bête comme une oie!" Bekannt ist die hübsche Antwort Napoleons auf eine kecke Frage der Staël. „Ist es denn wahr," fragte diese, „daß Sie die Frauen nicht lieben?" „Ich liebe meine Frau!" erwiderte Napoleon. Lucian schwächt jedoch den anmutigen Eindruck dieses Wortes durch Mitteilung einer vom Bruder gegebenen Erklärung ab: „O, einer weniger häßlichen Frau würde ich kaum eine solche Antwort gegeben haben!"

Um für seine weitsehenden Pläne Bundesgenossen um sich zu sammeln, begann Napoleon, durch Heiraten von Mitgliedern seiner Familie engere Verbindung mit fürstlichen Häusern

anzustreben. Auch Lucian, seit 1801 Witwer, sollte solchen Zwecken dienstbar werden. Napoleon hatte ihn ausersehen, sich mit der vor kurzem verwitweten Königin von Etrurien, einer geborenen Prinzessin von Spanien, zu vermählen.

Allein zum erstenmal stieß die „konsulare Majestät“ auf entschiedenen Widerstand. Lucian weigerte sich, die Königin, eine Königin! zu heiraten. Das hatte einen sehr triftigen Grund. Er war schon wieder verheiratet. Im Dezember 1803 hatte er sich mit Bürgerin Alexandrine Jouberton, einer schönen, geistvollen Frau, deren Vergangenheit jedoch nicht fleckenlos war, in aller Stille in Plessis vermählt.

Anfänglich wollte er diese Thatsache dem Bruder Konsul verheimlichen und seine Abneigung gegen die Spanierin auf alle erdenklichen anderen Gründe zurückführen; als aber diese Vorwände zurückgewiesen wurden, blieb nichts anderes übrig, als die Wahrheit einzugestehen.

Napoleon geriet vor Wut außer sich.

„Ohne mein Wissen! Gegen meinen Willen heiratet er seine Maitresse! — Die Ehe ist ungültig! — Ich löse sie! — Lucian ist frei, er soll sich meinem Willen fügen, sich von dieser Frau trennen, oder er soll meinen Zorn fühlen!“

Allein diesesmal erwiesen sich Jupiters Blitze als kalte Schläge. Lucian war denn doch kein Jerome, der seine Elisa Patterson beim ersten Zornesausbruch Napoleons opferte; alle Verheißungen, alle Drohungen waren umsonst, Lucian blieb dabei: „Ich werde um keinen Preis mein Weib aufgeben!“

Bald ließ ihn die geringschätzige Behandlung von seiten der Höflinge erkennen, daß der große Bann der allerhöchsten Ungnade über ihn verhängt sei. Er wurde einigermaßen dafür entschädigt durch kleine Ovationen, die ihm von Männern und Frauen des Bürgerstandes bereitet wurden. Als Madame Lucian im griechischen Kostüme in der Comédie française erschien, richteten sich Aller Blicke neugierig und bewundernd auf sie, zum Verdruß von Madame Josephine, die in kostbarster Seidenrobe erschienen war.

Von Schwägerin Josephine will Lucian auch freundschaftliche Warnung erhalten haben: der Konsul werde häufig durch Träume geängstigt, in welchen Lucian und Bernadotte als Häscher und Henker erschienen. Das war deutlich genug! Lucian machte sich bereits mit dem Gedanken vertraut, Paris zu verlassen. Da traf die Nachricht von der ruchlosen Hinrichtung des Herzogs von Enghien ein. Lucian eilte nach Hause. „Alexandrine, laß uns schleunigst fliehen! Er hat Blut geschmeckt!“ — Das war ein trauriges Abschiednehmen! Hatte sich doch Demoiselle Agathe, die vertraute Zofe der Frau Konsul, die Bemerkung entschlüpfen lassen, Bürger Lucian werde wohl so bald nicht zurückkehren.

Gerade während im Senat die unwürdige Komödie sich abspielte, den „glorreichen Überwinder der Verschwörung des Herzogs von Enghien“ um Annahme des Kaisertitels zu bitten, und der Königsmörder Cambacérès als der erste den zwiefachen „Kollegen“ als „Majestät“ begrüßte, begab sich Lucian mit seiner Familie nach Rom, wo er den Palast Lancellotti bezog. Durch Senatsbeschluß vom 18. Mai 1805 wurde dem Verbannten das Recht der Nachfolge in der Kaiserwürde entzogen, trotz des Protestes der Mutter Lätitia, die unermüdlich die Zurückberufung ihres Lieblings in den Familienkreis forderte. Allein Napoleon blieb unerschütterlich bei seinem: „Tout faire pour Lucien, mais rien faire pour Lucien marié!“ Ja, gegenüber dem Kardinal Fesch sprach er von einem „Bruder, der in jeder Beziehung verächtlich sei!“ Als der Kardinal Oheim auch diesen Ausfall wörtlich dem Exilierten mitteilte, wurde er freilich vom Kaiser vor Talleyrand und anderen Zeugen „sa vraie bête rouge“ tituliert.

„Ich will keine Auszeichnungen, ich will keine Vorteile, die ich nicht mit der Mutter meiner Kinder teilen darf!“ Diese immer erneute Versicherung Lucians gewinnt ihm unsere Sympathie, und auch sonst läßt sich nicht verkennen, daß Lucian in den Tagen der Verbannung einen neuen Menschen angezogen hat. „Ich wurde glücklich,“ sagt er selbst, „seit ich aufhörte,

ehrgeizig zu sein!“ Das ist nun freilich nicht so zu verstehen, als ob er fortan von Wallungen der Eitelkeit frei geblieben wäre. Die Memoiren zeugen vom Gegenteil. Es schmeichelt ihm offenbar, daß die Franzosen den Verbannten als einen „gefährlichen“ Mann betrachteten, der wohl einmal plötzlich in Paris erscheinen und die Republik ausrufen könnte; er berichtet sehr ernsthaft von dem enthusiastischen Lobe, das Gäste seines Hauses seiner ersten größeren Dichtung, dem Epos Charlemagne, spendeten; er zählt gewissenhaft auf, welche Damen Madame Lucian bis zur Thüre des Salons geleitete oder mit bloßem Kopfnicken verabschiedete, und auch andere Nachrichten lauten dahin, daß er sich gern den Anschein gab, als sei er ebenso roi-préfet in Rom, wie seine Brüder in Neapel, Spanien und Holland.

Allein er blieb seinem Vorsatz auch getreu, als ihm für Nachgiebigkeit gegen den Wunsch des Bruders eine wirkliche Krone geboten wurde. Napoleon ließ ihn deshalb noch einmal zu sich bescheiden; die Unterredung fand statt zu Mantua am 12. Dezember 1807. Wie anders lautet der Bericht Lucians, als die bekannte romantische Erzählung in den Memoiren der Herzogin von Abrantes! Darnach wären die beiden nach langer Trennung wieder vereinten Brüder einander gerührt an die Brust gesunken; dann hätte Napoleon auf die Weltkarte gedeutet: „Such' dir ein Königreich aus, das du mit deiner Gattin regieren willst — nur gieb deine republikanischen Grundsätze auf!“ Lucian aber wäre mit stolzer Miene zurückgetreten: „Behalten Sie Ihre Kronen! Ich verkaufe mich nicht! Ich bin mir zu gut, Ihr Geschöpf, Ihr Werkzeug zu sein!“

Da ist Lucian weit aufrichtiger. Er mußte lange im Zimmer stehen, erzählt er, bis es Kaiserliche Majestät der Mühe wert fanden, von ihren Büchern und Karten aufzublicken. Dann schenkte Majestät dem Bruder ein paar freundliche Worte, schleuderte ihm aber unmittelbar darauf die gröbste Sottise an den Kopf: „Ihre Frau?! Sie sprechen immer von Ihrer ‚Frau‘? Sie wissen ja doch, daß sie Ihre Frau gar nicht ist,

denn ich erkenne sie nicht als solche an!“ Dazu glaubte noch der Beschimpfte, wie er selbst gesteht, wie zu einem trefflichen Witz lachen zu müssen; allmählich wuchs aber auch in ihm eine Art Zorn auf, und auch er gab bittere Worte, als ihn der Kaiser einen schlechten Bürger und Winkelredner schalt. Je hitziger Lucian, desto frostiger wurde Napoleon. „Ich bin zu mächtig, als daß es mir anstünde, Wallungen des Zornes nachzugeben! Nur so viel! Thun Sie endlich, was ich will — der Thron Portugals wäre doch ein artiger Lohn — oder aber — Europa ist für uns beide zu klein!“

Unzufrieden, grollend schieden die beiden voneinander.

„Mein Bruder!“ schrieb Napoleon am 17. Dezember 1807 an den König von Neapel, „ich habe Lucian in Mantua gesehen und habe einige Stunden mit ihm gesprochen. Er wird Ihnen ohne Zweifel erzählt haben, in welcher Gemütsstimmung er mich verließ. Seine Denkweise und seine Sprache sind so grundverschieden von der meinigen, daß ich kaum fassen konnte, was er wollte. Ich glaube, er sagte mir, daß er seine älteste Tochter nach Paris zu ihrer Großmutter schicken wolle. Wenn er sein Vorhaben noch nicht geändert hat, wenn er sich noch immer in dieser Stimmung befindet, wünsche ich sofort davon benachrichtigt zu werden; das junge Mädchen soll dann noch im Laufe des Januar nach Paris kommen; entweder mag Lucian sie begleiten, oder sie kann durch eine Gouvernante zu Madame gebracht werden. Lucian schien mir von widerstreitenden Gefühlen bewegt zu sein, ohne daß er die Kraft hatte, einen festen Entschluß zu fassen. Ich habe alle mir zu Gebote stehenden Mittel versucht, um Lucian, der ja noch so jung ist, zur Verwertung seiner Talente für mich und das Vaterland zu gewinnen. Falls er mir seine Tochter schicken will, so muß sie unverzüglich abreisen, und als Antwort soll er mir eine Erklärung schicken, daß er sie mir ganz und gar zur Verfügung stellt, denn es gilt keinen Augenblick zu verlieren, die Ereignisse überstürzen sich, und mein Geschick muß sich erfüllen (les événements se pressent et il faut, que mes destinées s'accomplissent.) Wenn er

seine Ansicht geändert hat, teile man es mir ebenfalls sogleich mit, denn in diesem Falle werde ich auf andere Weise Sorge tragen. Sagen Sie Lucian, daß mich sein Schmerz und der Rest von Anhänglichkeit, welche er kundgab, gerührt haben, daß ich deshalb um so mehr bedauere, daß er nicht Vernunft annehmen und zu seiner und meiner Ruhe beitragen will." Wirklich willigte Lucian ein, seine Tochter den politischen Plänen des Bruders zur Verfügung zu stellen.

Napoleon wollte sie mit dem Prinzen von Asturien vermählen. Als aber Lucian auch in den nächsten Briefen wiederholte, er wolle dem angebeteten Bruder gern alles opfern, nur nicht sein Weib, sein häusliches Glück, schickte Napoleon auch das Mädchen wieder ihrem „unvernünftigen" Vater zurück.

Als bald darauf der Konflikt zwischen Napoleon und Papst Pius ausbrach, französische Truppen die Porta del Popolo in Trümmer schossen und die ewige Stadt besetzten, wagte Lucian nicht mehr, in Rom zu bleiben; er bezog das Schloß Canino, das er vom heiligen Vater zu Lehen erhalten hatte. Auch hierher verfolgte ihn die Furcht, er könnte in ein französisches Gefängnis geschleppt werden; er beschloß 1810, nach New-Orleans auszuwandern. Auf der Fahrt nach Cagliari fiel er aber den Engländern in die Hände und wurde als Kriegsgefangener zuerst nach Malta, dann nach England gebracht. Er kaufte nun ein hübsches Cottage in Ludlow und widmete die unfreiwillig gewonnene Muße der Vollendung seines Charlemagne. Die Worte, womit er das Gedicht einem Londoner Verleger anbot, sind charakteristisch für die Selbstüberschätzung des Verfassers: „Es ist ein Werk ersten Ranges, es ist dazu geschaffen, dauernden Ruhm zu behaupten. Was wollen Sie für den Vorteil zahlen, ein solches Werk in Verlag nehmen zu dürfen?" „Charlemagne" wurde gedruckt, trat in die Öffentlichkeit, allein ihm war das schlimmste Schicksal beschieden: es wurde nicht verlästert, nicht verboten, aber auch nicht gelesen.

Die politischen Ereignisse überstürzten sich. Der Sieger in hundert Schlachten ließ hochmütig das Mene Tekel auf den russischen Schneefeldern unbeachtet. So folgte denn rasch das Ende des Dramas, das mit dem 18. Brumaire begonnen hatte; die Völkerschlacht bei Leipzig, die Einnahme von Paris, die Abdankung zu Fontainebleau, die Verbannung nach Elba.

Das Zünglein der Wage neigte sich zur anderen Seite. Napoleon war ein Gefangener, Lucian wurde frei. Es glückte ihm, aus England zu entkommen und nach Rom zu gelangen, wo er vom Papst — dem gutmütigen Pius war „quella buona pezza di Luciano" sympathisch — freundschaftlich aufgenommen wurde.

Die Flucht Napoleons von Elba führte auch den Bruder nochmals nach Frankreich, und wir wollen ihm gern glauben, daß ihn dahin das Bewußtsein zog, in Not und Gefahr dürfe sich nicht trennen, was durch das Blut verbunden ist. Das war eine andere Begegnung als in Mantua! Der Kaiser eilte dem so oft und schwer Gekränkten entgegen und hing ihm den Großkordon der Ehrenlegion um den Hals: „Es ist eine Schande für mich, daß Sie den Orden nicht hatten!"

Allein bald regte sich wieder der alte Zwist, während sich sonst in so vielem zeigte, daß der Kaiser nicht mehr der alte war. Der sonst so Ruhelose und allzeit Sichere litt jetzt an Schlafsucht und Schwindel. Als er Paris verließ, um sich zur Armee zu begeben, vermochte er sich nicht auf dem Pferde zu halten, und gerade jetzt hätten nur Wunder von Raschheit und Geistesgegenwart ihn noch retten können!

Waterloo!

Am Tage nach der Schlacht traf die übermütigste Siegesnachricht in Paris ein. Lucian beschwor den Bruder Joseph, mit der Bekanntgebung noch einen Tag zu warten — umsonst, die Freudensalven erdröhnten, Paris schwamm in Siegesfreude — wenige Stunden später, welche Enttäuschung, Verwirrung, Vernichtung!

Der Plan Lucians, sich gemeinsam mit seinem Bruder nach Amerika einzuschiffen — eine Revolutionierung des spanischen Amerika's durch die Brüder Bonaparte, ein Wiederaufleben des Kaiserreichs in Mexiko war schon während der Gefangenschaft Napoleons auf Elba geplant worden — mißlang.

Wir brauchen nicht zu erzählen, wie der Kaiser nach der Entscheidungsschlacht sich gezwungen sah, sich den Briten auszuliefern, und von diesen nach St. Helena gebracht wurde. Auch über Lucians letzte Schicksale dürfen wir rasch hinweggehen.

Er reiste durch die Schweiz nach Italien, wurde aber in Turin verhaftet und eine Zeitlang gefangen gehalten. Erst nachdem der Papst sich dafür verbürgt hatte, daß der gute Lucian fortan Verschwörungen weder anzetteln, noch unterstützen werde, ward ihm die Rückkehr in den Kirchenstaat gestattet. Das war nun allerdings zu viel versprochen. Auch Lucian stand den Bemühungen der Napoleoniden, eine Befreiung des entthronten Kaisers mit List oder Gewalt in Scene zu setzen, nicht fern; aber die Wachsamkeit der Engländer ersparte ihm eine abermalige Enttäuschung und eine schwere Strafe. Und mit dem Alter wuchs die Unlust an den politischen Händeln, er suchte und fand in Bildung Ersatz für Macht, sein Geist gewann an Feinheit und Biegsamkeit, so daß alle, welche mit Lucian in späterer Zeit in Berührung kamen, nicht am wenigsten deutsche Gelehrte, die Liebenswürdigkeit wie die Kenntnisse des Greises rühmen. Pierre Bonaparte schildert den Vater als einen früh gealterten Mann von gebückter Haltung, mit ausdrucksvollen Zügen, der, eine Brille auf der Nase, eine Mütze mit breitem Schirm auf dem Kopf, am Teleskop saß, oder Gemmen studierte, oder antike Reliefs beschrieb. Wer würde in dieser an einen deutschen Professor erinnernden Erscheinung den überspannten, redelustigen Jakobiner, den selbstbewußten Präsidenten der Fünfhundert, den galanten Botschafter am spanischen Hofe wieder erkannt haben!

Napoleon auf St. Helena — Lucian in Etrurien, welcher Gegensatz!

Die politischen Ereignisse überstürzten sich. Der Sieger in hundert Schlachten ließ hochmütig das Mene Tekel auf den russischen Schneefeldern unbeachtet. So folgte denn rasch das Ende des Dramas, das mit dem 18. Brumaire begonnen hatte; die Völkerschlacht bei Leipzig, die Einnahme von Paris, die Abdankung zu Fontainebleau, die Verbannung nach Elba.

Das Zünglein der Wage neigte sich zur anderen Seite. Napoleon war ein Gefangener, Lucian wurde frei. Es glückte ihm, aus England zu entkommen und nach Rom zu gelangen, wo er vom Papst — dem gutmütigen Pius war „quella buona pezza di Luciano“ sympathisch — freundschaftlich aufgenommen wurde.

Die Flucht Napoleons von Elba führte auch den Bruder nochmals nach Frankreich, und wir wollen ihm gern glauben, daß ihn dahin das Bewußtsein zog, in Not und Gefahr dürfe sich nicht trennen, was durch das Blut verbunden ist. Das war eine andere Begegnung als in Mantua! Der Kaiser eilte dem so oft und schwer Gekränkten entgegen und hing ihm den Großkordon der Ehrenlegion um den Hals: „Es ist eine Schande für mich, daß Sie den Orden nicht hatten!“

Allein bald regte sich wieder der alte Zwist, während sich sonst in so vielem zeigte, daß der Kaiser nicht mehr der alte war. Der sonst so Ruhelose und allzeit Sichere litt jetzt an Schlafsucht und Schwindel. Als er Paris verließ, um sich zur Armee zu begeben, vermochte er sich nicht auf dem Pferde zu halten, und gerade jetzt hätten nur Wunder von Raschheit und Geistesgegenwart ihn noch retten können!

Waterloo!

Am Tage nach der Schlacht traf die übermütigste Siegesnachricht in Paris ein. Lucian beschwor den Bruder Joseph, mit der Bekanntgebung noch einen Tag zu warten — umsonst, die Freudensalven erdröhnten, Paris schwamm in Siegesfreude — wenige Stunden später, welche Enttäuschung, Verwirrung, Vernichtung!

Der Plan Lucians, sich gemeinsam mit seinem Bruder nach Amerika einzuschiffen — eine Revolutionierung des spanischen Amerika's durch die Brüder Bonaparte, ein Wiederaufleben des Kaiserreichs in Mexiko war schon während der Gefangenschaft Napoleons auf Elba geplant worden — mißlang.

Wir brauchen nicht zu erzählen, wie der Kaiser nach der Entscheidungsschlacht sich gezwungen sah, sich den Briten auszuliefern, und von diesen nach St. Helena gebracht wurde. Auch über Lucians letzte Schicksale dürfen wir rasch hinweggehen.

Er reiste durch die Schweiz nach Italien, wurde aber in Turin verhaftet und eine Zeitlang gefangen gehalten. Erst nachdem der Papst sich dafür verbürgt hatte, daß der gute Lucian fortan Verschwörungen weder anzetteln, noch unterstützen werde, ward ihm die Rückkehr in den Kirchenstaat gestattet. Das war nun allerdings zu viel versprochen. Auch Lucian stand den Bemühungen der Napoleoniden, eine Befreiung des entthronten Kaisers mit List oder Gewalt in Scene zu setzen, nicht fern; aber die Wachsamkeit der Engländer ersparte ihm eine abermalige Enttäuschung und eine schwere Strafe. Und mit dem Alter wuchs die Unlust an den politischen Händeln, er suchte und fand in Bildung Ersatz für Macht, sein Geist gewann an Feinheit und Biegsamkeit, so daß alle, welche mit Lucian in späterer Zeit in Berührung kamen, nicht am wenigsten deutsche Gelehrte, die Liebenswürdigkeit wie die Kenntnisse des Greises rühmen. Pierre Bonaparte schildert den Vater als einen früh gealterten Mann von gebückter Haltung, mit ausdrucksvollen Zügen, der, eine Brille auf der Nase, eine Mütze mit breitem Schirm auf dem Kopf, am Teleskop saß, oder Gemmen studierte, oder antike Reliefs beschrieb. Wer würde in dieser an einen deutschen Professor erinnernden Erscheinung den überspannten, redelustigen Jakobiner, den selbstbewußten Präsidenten der Fünfhundert, den galanten Botschafter am spanischen Hofe wieder erkannt haben!

Napoleon auf St. Helena — Lucian in Etrurien, welcher Gegensatz!

Dort der Gewaltige, der jahrzehntelang wie der Vernichtungsengel die Welt durchschritt,

> „Vom Alpengrat zum Wüstensand,
> Vom Manzanar zum Rheine,
> Unfehlbar traf sein Wetterschlag
> Hart nach des Blitzes Scheine,
> Von Scylla bis zum Tanais,
> Von dem zu jenem Meer!“

Dieser Gewaltige, angeschmiedet an einen Felsen, wo er noch sechs Jahre lang Selbstgespräche hält, denen die Welt mit Mitleid und Genugthuung, Bewunderung und Grauen lauscht. Er hat sich selbst einmal mit Themistokles verglichen und es beklagt, daß er am Briten einen weniger großmütigen Feind gefunden habe, als jener am Perserkönig. Mit solchem Vergleich that er sich selbst Unrecht, denn der Perser zahlte nur den künftigen Verräter. Traurig, tief traurig war das Los des Gefangenen. Er hatte einen Kerkermeister, der, stumm und steif wie eine Schildwache, nie bedachte, daß die Bedeutung wie die Wehrlosigkeit des Gefangenen wenigstens rücksichtsvolles Benehmen verlangen dürfe. Freilich besaß auch der Gefangene nicht jene Seelenstärke, die den Unglücklichen ehrwürdig macht; er klagte mit Grund und ohne Grund, er klagte aus Methode. Es war vielleicht nur eine Komödie, um Europa zu rühren, daß er sein Silberzeug angeblich aus Dürftigkeit verkaufte; aber es ist Thatsache, daß Hudson Lowe dem Gefangenen verbot, eine Locke seines einzigen Kindes entgegenzunehmen.

„Welch ein Glück wäre es für mich gewesen,“ rief Napoleon einmal aus, „wenn mich Blücher gefangen genommen hätte; der würde mich im Festungsgraben zu Vincennes auf dem Grabe des Herzogs von Enghien haben erschießen lassen!“ Über sechs Jahre schiffbrüchig, verloren im Ocean! Da mußten die Kräfte verfallen, der Geist ward umnachtet, bis ihn endlich ein letzter Traum nochmals ins Kampfgewühl führte, bis er mit dem Ausruf „Tête d'armée!“ verschied.

Unglücklich war der Ausgang unseres Feindes, aber er entbehrte nicht des großen epischen Zuges: die Fantasia der hundert Tage — Waterloo — das vom Ocean umbrandete Grab!

Lucians Leben dagegen endete wie eine Idylle. In Idyllen wird man alt — Lucian starb erst am 29. Juni 1840 — und in Idyllen sind alle Alten ehrwürdig!

Auf felsiger Höhe in der Bergeinsamkeit Etruriens stand das kleine Schloß Musignano, das zuletzt den Fürsten von Canino beherbergte. Dort lebte er der Liebe seiner Gattin, Kinder und Enkel, umgeben von Kunstwerken und Büchern. In den letzten Lebensjahren erwarb er sich noch ein wirkliches Verdienst um die Wissenschaft, indem er zuerst Ausgrabungen in größerem Maßstab in den Grabstätten des Etruskerlandes veranlaßte und die gefundenen Antikaglien berufenen Kennern zur Prüfung übergab. —

Hatte Lucian so glückliche Muße verdient?

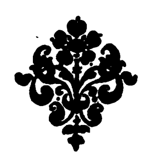
Wir sahen ihn ohne Maske. Er hatte nicht den Charakter, um Brutus, nicht den Geist, um Cäsar zu sein. Aber er hatte wenigstens einmal das Herz am rechten Fleck, als er eine Krone ausschlug, um nur Mensch sein zu dürfen. Das macht uns Deutschen Lucian beinahe lieb. Turgenjew behauptet ja, daß es dem Deutschen allein gegeben ist, einfach Mensch zu sein.

Den größeren Bruder kann der Deutsche nur bewundern. Er besiegt die Welt, um brutaler als irgend ein geborener Fürst die Welt zu beherrschen. Der „Erbe der Revolution", als den er sich anfangs erklärte, nennt nicht mehr die Menschheit, sondern nur Kaiser und Könige „Brüder", und auch sie bloß, solange sie ihm gehorchen. Mit gefräßigen Augen, unersättlichem Magen und ehernem Herzen sitzt er am goldenen Tisch. Held Bonaparte ist nur noch ein Chan Belsazar. — —

Allein auch Lucian war von der „napoleonischen Idee" angekränkelt. Nur mit der Feder war er Republikaner. Und

so bestätigen denn auch diese Memoiren die alte Wahrheit, daß die Welt und die Menschen auf dem Papier anders sich darstellen, als in der Wirklichkeit. Nach einer frommen Sage geht Recht vor Macht; in der wirklichen Welt geht Macht vor Recht.

Aber es ist schön, göttlich schön, wenn wie bei Leipzig und Sedan Macht und Recht verbrüdert sind.





Ein Bild von Martin Knoller als Geschichtsquelle.

War der siebenjährige Krieg ein Religionskrieg? In einer vor einigen Jahren von Paul Majunke veröffentlichten Schrift „Der geweihte Degen Daun's oder wie man in Deutschland Religionskriege gemacht hat!" wird die Frage bejaht. Der Verfasser sucht nachzuweisen, daß zwar von katholischer Seite eine Hereinziehung des konfessionellen Elements nicht beabsichtigt und insbesondere an Weihe eines Degens zum Kampfe gegen den Preußenkönig von Papst Clemens nie gedacht, daß aber das dreist erfundene Märchen von König Friedrich zu dem Zwecke verbreitet worden sei, um die evangelischen Glaubensgenossen gegen Papst und Katholiken aufzustacheln und den Kampf um Schlesien in einen Religionskrieg zu verwandeln.

Schon früher hatte Onno Klopp in dem Pamphlet „Friedrich II. und die deutsche Nation" den bestgehaßten Fürsten der Absicht, einen Religionskrieg zu schüren, bezichtigt. Die Behauptung entbehrt auch nicht einer Art von Begründung. Die gehässigen Satiren, welche Friedrich gegen den Papst und die katholische Kirche richtete, waren unzweifelhaft darauf berechnet, im protestantischen Lager Stimmung gegen den gemeinsamen Feind zu machen. Allein ebensowenig ist die Thatsache zu bestreiten, daß der katholische Klerus in Schlesien, wenn

nicht infolge eines Befehls, doch im Sinne der Kurie mit allen zu Gebote stehenden Mitteln die Stellung des „Eindringlings" in Schlesien unhaltbar zu machen suchte; dadurch war der König in den Stand der Notwehr versetzt, so daß er sich gefährlichen Angriffes auch mit scharfen Waffen erwehren durfte. Was die Widmung des geweihten Degens an Daun betrifft — „eine Geschichtslüge der liberalen Schule", sagt Majunke, „eine Hanswursterei", sagt Pezzl — so ist die Frage noch heute kontrovers. Ein urkundlicher Beweis für Friedrichs Behauptung läßt sich nicht erbringen, aber ebensowenig kann die offizielle Ableugnung als ausreichender Gegenbeweis gelten. Es soll jedoch hier nicht des weiteren auf diese über Gebühr aufgebauschte Episode eingegangen, sondern an einem anderen Beispiel gezeigt werden, daß wenigstens nicht König Friedrich allein die Religion ins Spiel brachte, daß die „Liga der katholischen Mächte" nicht als ein aus Schwarzseherei entsprungenes oder zu verleumderischen Zwecken ersonnenes Märchen zu gelten hat. Nicht aus neuem urkundlichen Material soll der Beweis dafür gezogen werden: das Bild eines zeitgenössischen Künstlers giebt beredtes Zeugnis von der Auffassung der Lage in den katholischen Kreisen Deutschlands.

Das bisher unbeachtet gebliebene Gemälde, auf welches mich Herr Konservator Mayer aufmerksam zu machen die Güte hatte, befindet sich in einem der Rokokosäle des bayrischen Nationalmuseums unter anderen Reliquien aus der Zeit Kaiser Karls VII. und Kurfürst Max Josephs III. Dasselbe, einen Meter hoch und 65 Centimeter breit, in Öl gemalt, war vielleicht der Entwurf zu einem projektierten großen Freskogemälde; denn von der Hand desjenigen Meisters, den ich mit aller Bestimmtheit als Schöpfer des interessanten Werkes bezeichnen möchte, liegen ähnliche Farbenskizzen vor. Es ist kein geringerer als Martin Knoller, dem so viele Kirchen und Paläste in Bayern, Tirol und Italien köstlichen Freskenschmuck verdanken, — es sei nur an die himmlische Glorie in der Kuppel der Klosterkirche zu Ettal und an das Deckengemälde des Bürgersaales in München erinnert.

Welch ein Meister! Nach meiner Empfindung, mit welcher ich, nachdem man Jahrzehnte lang die „rein dekorativen" Arbeiten des Tirolers aufs ungerechteste unterschätzt hatte, heute nicht mehr allein stehe, wiegt er ein Dutzend berühmter Cinquecentisten auf! Die Komposition, wie die Farbengebung auf unserem Tafelbilde weisen auf Knoller hin; sowohl die von seinem Biographen K. Weiß gerühmte „großartige Auffassung des Stoffes" als auch die von jenem getadelte „Überschwänglichkeit", die noch einigermaßen an den schwulstigen Vortrag des Lehrers, des Wiener Historienmalers Paul Troger, erinnert und erst nach den Lehrjahren in Italien sich gänzlich verlor, treten hier zu Tage. Meine Vermutung, daß das Bild als Schöpfung Knollers zu gelten habe, wird von Herrn Konservator Mayer geteilt; auch findet sich der Name Knoller, von unbekannter Hand mit Blei geschrieben, auf der Rückseite der Leinwand vor.

Das Gemälde bietet, wie es der Geschmacksrichtung des Zeitalters und besonders Martin Knollers entspricht, eine Allegorie.

In einer Kapelle der Peterskirche zu Rom kniet Papst Clemens XIII. — die Ähnlichkeit ist unverkennbar — betend vor einem Votivaltar mit goldener Urne. Aus der Flamme, die aus der Urne auflodert, steigt eine glänzende Wolke in den Kuppelraum empor. Hier schweben der heilige Geist als Taube, Gott Vater, segnend die Rechte ausstreckend, und der Heiland, der einen goldenen Ring über vier Herzen hält, die ein Engel zu ihm emporhebt. Ein anderer Engel richtet das Kreuz auf, ein dritter gießt aus einem Füllhorn Blumen und Früchte. An einer Guirlande hangen drei Kinder, von welchen zwei sich umschlungen halten; alle drei tragen auf den Köpfchen Kurhüte. Das Blumengehänge reicht zur Urne herab bis zu dem untersten der hier befindlichen vier Wappen, dem bayrischen. Oben angebracht ist das österreichische Wappen (silberner Querbalken im roten Feld), in der Mitte links das französische (auf dem linken Schild in rotem Feld um runden Smaragd die goldenen Ketten-

glieder des Königreichs Navarra, auf dem rechten Schild in blauem Feld die drei goldenen Lilien), rechts davon das polnische (im ersten und vierten Quartier im roten Feld der silberne, gekrönte Adler, im zweiten und dritten Quartier in rotem Feld der geharnischte, silberne Reiter), unten das bayrische (die beiden äußeren Quartiere sind von Silber und Blau geweckt, die beiden inneren haben im schwarzen Feld den goldenen, rot gekrönten Pfälzer Löwen, das Mittelschild im roten Feld einen goldenen Reichsapfel). Sämtliche Wappenbilder verweisen auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Auf den Stufen, die zur Kapelle hinaufführen, steht rechts vom Beschauer der Erzengel Michael, in der Rechten das Schwert, in der Linken einen Schild mit den oben genannten vier Wappen in abgekürzter Form: weißen Balken schräg durch rotes Feld gezogen (Österreich), drei Lilien in Blau (Frankreich), weißer, einköpfiger Adler in Rot (Polen) und Rautenschild (Bayern). Durch den Erzengel besiegt, liegt vor ihm zu Boden gestreckt ein Krieger, mit Fellen bekleidet, auf dem Haupt den römischen Stahlhelm; das blutbefleckte Schwert liegt zerbrochen im Staube. Ihm zur Seite sind Kanonenrohre, Kugeln, Flinten und eine durchlöcherte Pauke aufgeschichtet. Daneben stehen ein verwundeter Pfau mit geknickten Federn, der auf den zur Linken schwebenden Adler wüthende Blicke wirft, — ein feuerspeiender Höllendrache, der ebenfalls schon zu Tode getroffen ist, und ein Dämon, der ein Herz verschlingt und ein Füllhorn, aus welchem feurige Lohe hervordringt, in der Rechten trägt. Zur Linken von dieser Gruppe erhebt sich unter einer Säulenhalle ein goldener Thron. Darauf sitzt eine Fürstin in reicher Gewandung, in der Rechten den Reichsapfel, die Linke auf die Weltkugel gestützt, auf dem Haupte eine Krone mit Kreuz. Ein geflügelter Engel ist eben im Begriffe, vom Antlitz der hohen Frau einen schwarzen Trauerschleier hinwegzuziehen. Über ihrem Haupte schwebt ein Adler mit Kaiserkrone und goldenem Vließ, in den Klauen ein Flammenbündel, aus welchem er einen vernichtenden Blitzstrahl auf den Pfau niedergeschleudert hat.

Ganz im Vordergrunde links reicht ein Genius das sächsische, mit dem Kurhute bedeckte Wappen dem Saturnus, damit es dieser neben dem noch aufrecht stehenden, mit der Königskrone geschmückten polnischen Wappen wieder aufstellen soll. Saturn hat in der Rechten eine Hippe, auf welcher die Zahl 57 zu lesen ist; eine vor dem polnischen Wappen befindliche Rokoko-Balustrade trägt die Zahl 56. —

Auf den ersten Blick erschien mir die Allegorie als unlösbares Rätsel! Allmählich gelang es aber, die Einzelheiten zu deuten, und ich glaube nunmehr zum richtigen Verständnis des Ganzen gelangt zu sein.

Das Sinnbild bezweckt die Verherrlichung des Bündnisses der katholischen Mächte Österreich, Frankreich, Bayern und Sachsen-Polen zur Bekämpfung des Protestantismus, als dessen Vertreter trotz seiner Freigeisterei Friedrich II. angesehen war, im zweiten Jahre des siebenjährigen Kriegs, im Jahre 1757.

Es ist bekannt, welchen Umschwung die europäische Politik in den Jahren zwischen Abschluß des Aachener Friedens und Beginn des siebenjährigen Krieges erfuhr. In der Instruktion, welche Maria Theresia dem zu den Aachener Konferenzen abreisenden Kaunitz einhändigen ließ (19. Dezember 1747), heißt es: „Frankreich ist ein schlimmer Feind, aber Preußen ist der Erbfeind wegen seiner Lage, und weil kein Beistand der Seemächte gegen ihn zu erlangen." Nach dem Friedensschluß griff die Kaiserin mit Entschiedenheit zurück zur Politik ihres Vaters Karls VI., der in den letzten Regierungsjahren eifrig bestrebt gewesen war, der historischen Feindschaft der Häuser Habsburg und Bourbon ein Ende zu setzen, und sich auch der Zustimmung des Leiters der französischen Politik, des Kardinals Fleury, erfreut hatte. Zwar erlitt die neue Freundschaft schmählichen Bruch, als sich nach dem Tode des letzten Habsburgers für Frankreich Aussicht eröffnete, durch einen völlig abhängigen Kaiser von wittelsbachischem Stamme zur Herrschaft in Deutschland zu gelangen und vielleicht noch die Niederlande oder ein Stück deutschen Gebiets zu erbeuten. Die Grundsätze Fleury's

wurden durch das Programm Belleisle's verdrängt, und im österreichischen Erbfolgekrieg standen sich die beiden katholischen Hauptmächte wieder als Feinde gegenüber, wie zur Zeit Ludwigs XIV. Als aber nach Abschluß des Aachener Friedens der gewandteste Staatsmann Österreichs, Fürst Kaunitz, nach Paris kam, um der Idee eines gemeinsamen Widerstands gegen den unruhigen König von Preußen Freunde zu gewinnen, fand dieser Plan in vielen Kreisen, insbesondere bei dem religiösen Sohne Ludwigs XV., Anklang. Gab es nicht ein großes, gemeinsames Interesse beider Staaten, das katholische? Sollte es sich nicht empfehlen, diesen Standpunkt zu vertreten, statt im Bündnis mit protestantischen Staaten sich gegenseitig zu befehden? Wer hatte aus dem österreichischen Erbfolgekrieg Vorteil gezogen? Weder Frankreich, noch Österreich, sondern die Mächte zweiten Ranges: Preußen und Sardinien. Sollten die großen Mächte fortfahren, sich zu schwächen, damit sich auf ihre Kosten die kleineren vergrößerten? Noch eins! Zeigte sich etwa der kecke Emporkömmling der Freundschaft Frankreichs würdig? Ließ er nicht zweimal im Verlaufe des Krieges Frankreich im Stiche, nur um seinen eigenen Gewinn in Sicherheit zu bringen? War es nicht nationale Pflicht, den Treulosen dafür zu züchtigen?

Solche Vorstellungen fielen am Hofe zu Versailles auf fruchtbares Erdreich. Auch die Veröffentlichung der Spottverse des Philosophen von Sanssouci auf die allmächtige Gebieterin von Versailles, die Marquise von Pompadour, durch den mit seinem königlichen Gönner entzweiten Voltaire kam den Tendenzen der österreichischen Politik zu gute. Das „große Dessein" des Fürsten Kaunitz kam glücklich zu stande. Am 1. Mai 1756 wurden zu Versailles die Präliminarverträge unterzeichnet, wodurch sich Frankreich und Österreich für den Fall eines Angriffes gegenseitige Hilfe zusagten und über alle Fragen, welche die Ruhe Europa's stören könnten, sich freundschaftlich zu verständigen gelobten.

In Wien wurde die Nachricht vom „unblutigen Siege" des Fürsten Kaunitz mit Jubel aufgenommen. Nun brauchte

man auf den lästigen Bundesgenossen im abgelaufenen Kriege, England, keine Rücksicht mehr zu nehmen und beeilte sich davon loszukommen. Nicht Österreich, so erklärte Maria Theresia dem englischen Gesandten Robert, sondern England selbst, das fort und fort mit dem Preußen-König konspiriere, habe das alte System aufgegeben und der alten Freundschaft Arme und Beine abgeschnitten. „Ich und der König von Preußen sind nun einmal unvereinbar. Keine Rücksicht der Welt kann mich je bewegen, in ein Bündnis einzutreten, an dem jener Anteil hat. Ich kenne nur zwei Feinde: den König von Preußen und den Türken. Solange ich überdies mit der Kaiserin von Rußland in so gutem Einvernehmen bleibe, wie es jetzt der Fall ist, werden wir Europa überzeugen, daß wir im stande sind, uns gegen jeden auch noch so furchtbaren Gegner zu verteidigen.“ Am 11. Mai 1756 wurden alle Gesandten auswärtiger Mächte in Wien vom Abschluß des Versailler Vertrages in Kenntnis gesetzt; was aber natürlich nicht der Öffentlichkeit preisgegeben wurde, waren die geheimen Separatartikel, worin Frankreich gegen Abtretung des Herzogtums Luxemburg nicht bloß zur Wiedereroberung von Schlesien für Österreich, sondern zu noch weiter reichender Schwächung Preußens seine Zustimmung gab und seine Hilfe in Aussicht stellte.

Auch mit Rußland hatte Österreich schon 1746 ein Bündnis geschlossen, wodurch sich die Zarin verpflichtete, für den Fall eines Angriffes von preußischer Seite zur Wiedereroberung Schlesiens behilflich zu sein; ein Angriff auf Preußen war zwar nicht förmlich vereinbart, doch brauchte die Geneigtheit des St. Petersburger Kabinetts nicht bezweifelt zu werden.

Vor Allen aber war Graf Brühl, der allmächtige Minister des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, Augusts III., unermüdlich thätig für das Programm: dem „Markgrafen von Brandenburg“ muß der Raub von 1740 abgenommen, muß der Gnadenstoß gegeben werden! Aus den von König Friedrich in Dresden erbeuteten Papieren ließ sich ja später zur Evidenz nachweisen, daß Brühl bei allen Abmachungen der europäischen

Kabinette gegen Preußen die Hand im Spiel hatte und, um das gefürchtete Übergewicht der preußischen Macht zu schwächen, jedes Mittel für erlaubt ansah. Und mit Sachsen gingen alle katholischen Reichsstände Hand in Hand, voran das angesehenste katholische Kurfürstentum Bayern. Aus den Berichten des österreichischen Agenten, Baron Widmann, erhellt, daß vom Münchener Hofe, nachdem einmal der Füßener Friede geschlossen war, die Politik Karls VII. völlig aufgegeben wurde und die einflußreichsten Staatsmänner von Österreich beeinflußt waren. General Seckendorff, derselbe, der den Kurfürsten zum Abschluß des Füßener Friedens bewogen hatte, der später vom König Friedrich wegen antipreußischer Umtriebe in Haft gezogen wurde, vermittelte 1747 eine Doppelheirat: der junge Kurfürst Max Joseph vermählte sich mit der kursächsischen Prinzessin Maria Anna, der Kurprinz von Sachsen, Friedrich, mit der bayrischen Prinzessin Marie Antonie. Diese, obwohl eine Tochter Karl Alberts, den die Opposition gegen das Habsburgische Haus auf den Kaiserthron erhoben und die Rache Österreichs in Schmach und Elend gestoßen hatte, stand in vertraulichen Beziehungen zu Maria Theresia, mit welcher sie durch ihre Mutter, die Tochter Kaiser Josephs I., des Oheims Maria Theresia's, verwandt war. Wie K. von Weber versichert, beeinflußte sie schon zu Lebzeiten ihres Schwiegervaters die sächsische Regierungspolitik und galt als die Seele der Verbrüderung Sachsens mit Österreich.

Auch heute, da alle Akten des preußischen Kabinetts der Öffentlichkeit übergeben sind, kann des großen Königs Beteuerung, daß er im Herbst 1756 den Nachbarstaat Sachsen nur überfiel, um dem mit Sicherheit zu erwartenden Angriff der übermächtigen Feinde zuvorzukommen, nicht in Zweifel gezogen werden. Er hatte in der That ernsthaft und ehrlich danach getrachtet, einen Krieg abzuwenden, in welchem er nichts gewinnen, wohl aber alles verlieren konnte, einen Krieg, der sogar bei günstigem Ausgang die eben erst begonnene Kulturarbeit im Innern des Reiches auf unabsehbare Zeit lahmlegen mußte.

Friedrich hatte, obwohl er längst durch Verrat der sächsischen Beamten Menzel und Weingarten in die geheimen Abmachungen seiner Feinde eingeweiht war, noch in den ersten Tagen des Juli gehofft, daß man in der Hofburg Bedenken tragen werde, die Lohe eines furchtbaren Weltkrieges zu entfachen. Erst von der Mitte des Juli an, als sich die Nachrichten über Zusammenziehung größerer Truppenmassen in Sachsen und Böhmen häuften, wird der kriegerische Umschwung in Friedrichs Stimmung in seinen vertraulichen Briefen erkennbar. Am 21. Juli eröffnete er seinem Podewils, er wolle, da der Krieg nun doch einmal unvermeidlich sei, gegenüber den Plänen der Gegner „das Praevenire spielen" und gegen Sachsen und Österreich, die für das laufende Jahr noch nicht auf den Beistand Frankreichs und Rußlands zählen könnten, im „Aggressorium agiren".

Es ist bekannt, wie kühn und glücklich er den Angriff auf Sachsen ins Werk setzte. Das Stammland König Augusts wurde ereilt von der Katastrophe, welche die abenteuerlustige Politik Brühls verschuldet hatte. Dresden wurde besetzt, das österreichische Heer, das den Bundesgenossen zu Hilfe eilte, bei Lowositz geschlagen, die sächsische Armee bei Pirna zur Übergabe gezwungen. Das war ein glänzender Erfolg, aber nun bereitete sich der Rückschlag vor. Durch die Eroberung Sachsens hatte König Friedrich den Gegnern Gelegenheit gegeben, ihn des Friedensbruches zu zeihen und offen den Kriegsbund gegen Preußen zu betreiben. Der Wiener Hof war unermüdlich thätig, deutsche, romanische und slavische Kräfte gegen den Störenfried zu verbünden. Auf Betreiben Bayerns und anderer katholischer Reichsstände wurde sogar die rostige Reichstagsmaschine in Bewegung gesetzt; der Vorschlag einer „Reichsmediation" zum Zweck der Friedensstiftung wurde abgelehnt, dagegen am 17. Januar 1757 der Reichskrieg gegen den Preußen beschlossen. Am 22. Januar wurde ein österreichisch-russisches Schutz- und Trutzbündnis geschlossen, wobei ausdrücklich die Wiedereinsetzung des entthronten Kurfürsten von Sachsen als Ziel der gemeinsamen Anstrengungen bezeichnet war. Noch

wichtiger war, daß es gleichzeitig den kaiserlichen Diplomaten gelang, die Streitkräfte Frankreichs den österreichischen Interessen dienstbar zu machen. Familienrücksichten, politische und religiöse Beweggründe trafen zusammen, um den Kampf gegen Preußen als gemeinsame Pflicht der katholischen Mächte erscheinen zu lassen. Maria Josepha, Augusts III. Tochter und Gemahlin des Dauphin, bat fußfällig ihren Schwiegervater Ludwig XV., er möge die ihrer Familie zugefügte Schmach rächen und ihr Vaterland retten. Der kaiserliche Gesandte Stahremberg stellte vor, die Vergewaltigung Sachsens habe aufs neue bewiesen, daß es nicht bloß genüge, dem preußischen Staat die Beute des Erbfolgekrieges abzunehmen, sondern daß ihm durch erhebliche Gebietsverminderung so viel Kraft entzogen werden müsse, daß er nicht mehr im Stande wäre, die öffentliche Ruhe zu stören. Wirklich ist in dem am 1. Mai 1757 zu Versailles unterzeichneten Allianzvertrag die Zerstückelung Preußens ganz offen als Zweck und Ziel der Verbindung aufgestellt; nicht bloß Schlesien und Glatz, sondern auch das Herzogtum Magdeburg, die Fürstentümer Crossen und Halberstadt, das ehemals schwedische Vorpommern, das Cleve'sche Erbe und andere preußische Landesteile sollten dem besiegten Gegner abgenommen und unter die verbündeten Sieger verteilt werden.

So zog sich über dem Haupte König Friedrichs, der an England nur einen lauen Bundesgenossen hatte, ein furchtbarer Sturm zusammen. Gegen die Heeresmassen, welche Österreich, Rußland, Frankreich, Schweden und die kleineren Mächte ins Feld stellen konnten, verfügte Friedrich nur über Streitkräfte, deren Widerstand lächerlich erscheinen mußte. Es schien nur eine Frage der Zeit zu sein, daß Sachsen befreit und dann mit mächtigen Schlägen der preußische Staat zertrümmert werde; wenn aber einmal das waffenstarke Bollwerk des deutschen Protestantismus geschleift war, so war die Sache des Protestantismus auf dem Kontinent überhaupt verloren.

Zwar gelang es dem königlichen Feldherrn noch einmal, aus rascher Offensive Vorteil zu ziehen, indem er durch

unerwarteten Einmarsch seiner Heeresmacht in Böhmen die Österreicher in Verwirrung brachte und am 6. Mai den glänzenden Sieg bei Prag erfocht. Allein wenn die Freude des Siegers schon durch die furchtbaren Opfer vergällt wurde, so schien sich in der nächsten Zeit das Kriegsglück überhaupt von ihm abzuwenden. Die Niederlage bei Kollin (18. Juni 1757) kostete ihn abermals viele Tausende der besten Truppen und machte den Rückzug aus Böhmen unvermeidlich. Von allen Seiten trafen Hiobsposten ein. Die Franzosen, mit denen sich in Thüringen die Reichstruppen vereinigt hatten, standen zum Einmarsch in Sachsen bereit; die Russen unter Apraxin hatten Königsberg erreicht; bei Hastenbeck wurde der Herzog von Cumberland (26. Juli) geschlagen, damit war die Elblinie in die Hände der Franzosen geliefert. Da der König mehr als 50,000 Mann in Böhmen verloren hatte, fehlte es bereits an Streitkräften zur Fortführung des Kampfes — wie lange konnte es noch dauern, so mußte auch Sachsen aufgegeben und dann der letzte Entscheidungskampf im Herzen des Königreiches gekämpft werden! Die Lage Preußens war eine so verzweifelte, daß Prinz Heinrich dem Bruder riet, sich blindlings in die Arme Frankreichs zu werfen und durch schleunige Abtretung Schlesiens wenigstens den Rest seines Staates zu retten. Zwar weigerte sich der König, auf so demütigende Vorschläge einzugehen, aber auch er selbst bezeichnete seine Lage in den Briefen an die vertraute Schwester, die Markgräfin von Bayreuth, als hoffnungslos und beklagte den bevorstehenden Untergang der Freiheit Deutschlands und der protestantischen Sache, das düstere Werk einer Verschwörung, „der schändlichsten, welche die Neuzeit seit der Liga von Cambrai gesehen hat“.

In diese Zeit fällt nach meiner Meinung die Entstehung des Knoller'schen Sinnbildes. Durch vorstehende geschichtliche Darlegung ist dasselbe schon gedeutet. Es verherrlicht den Bund der katholischen Mächte Österreich, Frankreich, Sachsen-Polen und Bayern — auf den Beitritt des schismatischen Rußland ist nicht Rücksicht genommen — gegen den waffenstarken Vorkämpfer des

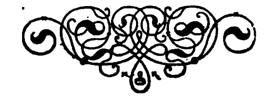
Protestantismus. Der zu Boden gestreckte wilde Krieger ist König Friedrich; der Pfau, dessen Gefieder unter den Fängen des kaiserlichen Adlers zusammenknickte, ist ein Sinnbild des gedemütigten Stolzes auf frühere Triumphe; der totwunde Drache und der höllische Dämon verkörpern die Ketzerei, die durch das Schwert des himmlischen Streiters den Todesstreich erhalten hat. Die auf dem Throne sitzende Fürstin ist Maria Theresia; dies wird angezeigt durch den über ihrem Haupte schwebenden Aar, der die Kaiserkrone trägt und mit dem goldenen Vließ geschmückt ist. Es ist bekannt, wie unerträglich das Bewußtsein, Schlesien verloren zu haben, auf der Kaiserin lastete; als nach Abschluß des Versailler Vertrages eine so ungeheure Übermacht zur Zurückeroberung der geraubten Provinz zur Verfügung stand, mochte ihr und ihren Freunden wohl zu Mute sein, als ob ein himmlischer Genius den Schleier vom Antlitz der Trauernden ziehe, damit sie den Triumph ihres Hauses und ihrer Kirche schaue. Hat sie doch selbst den Tag des Sieges von Kollin als „Geburtstag ihrer Monarchie" gefeiert!

Auf das Entstehungsjahr 1757 verweist der Vorgang auf der linken Seite des Vordergrundes. Im Jahre 1756 war, wie die auf dem Rokokoschnörkel befindliche Zahl „56" in Erinnerung bringt, das Kurfürstentum Sachsen eingenommen und August III. zum Rückzug nach Polen genötigt worden. Im Jahre 1757 aber — auf der Hippe Saturns befindet sich deshalb die abgekürzte Zahl 57 — schien die Erlösung Sachsens so nahe gerückt, daß der Künstler sich berechtigt hielt, den Vollzug des Befreiungswerkes anzudeuten: der Engel reicht dem Saturn das kursächsische Wappen, damit er es neben dem polnischen wieder aufrichte!

Wen sollen aber die drei Kinder, welche aus dem Füllhorn des in der Glorie schwebenden Engels niedersinken, vorstellen? Zuerst dachte ich mit Rücksicht darauf, daß das Blumengewinde, an welchem sie hangen, bis zum bayrischen Wappen herabreicht, an Kinder der sächsischen Kurprinzessin Marie Antonie, Karls VII. Tochter, die, wie oben bemerkt, für das Bündnis gegen Preußen

mit leidenschaftlichem Eifer thätig war. Allein Marie Antonie und ihr Gatte¹ hatten im Jahre 1757 schon vier Söhne; auf diesen Nachwuchs kann also nicht angespielt sein. Dagegen schenkte die sächsische Prinzessin Maria Josepha ihrem Gatten, dem Dauphin, im Oktober 1757 den dritten Sohn; doch auch an diese Prinzen kann nicht wohl gedacht werden, weil die drei Kinder auf dem Bilde Kurhüte tragen. Sollten aber nicht dadurch die drei geistlichen Kurfürstentümer repräsentiert sein? Da es nahe liegt, daß auf einer den konfessionellen Charakter der Liga feiernden Allegorie auch die geistlichen Kurfürsten, die selbstverständlich am Bündnis und am Krieg teilnahmen, vertreten sind, gebe ich dieser Deutung den Vorzug, so daß für alle Einzelheiten des Bildes, wie für das Ganze eine ausreichende Erklärung gefunden sein dürfte.

War der siebenjährige Krieg ein Religionskrieg? Im allgemeinen ist die Frage zur Ehre des 18. Jahrhunderts zu verneinen. Allein — neben anderen schon bekannten Beweisen — giebt auch Knollers Bild, das wohl kaum ohne Bestellung von hoher Seite geschaffen wurde, einen Fingerzeig, welche Ansichten im katholischen Süden herrschten. Ungerecht wäre es also, wollte man auf katholischer Seite mit dem Versuch des großen Königs, zu Verteidigungszwecken den Religionseifer seiner Glaubensgenossen wachzurufen, allzu streng ins Gericht gehen.





Die Wettiner.

Seit die Welfen aus der Reihe der regierenden Dynastien ausgeschieden sind, ist die Frage, welches Fürstengeschlecht in Deutschland als das älteste anzusehen sei, nicht mehr mit voller Sicherheit zu entscheiden. Zwei Familien können wohlbegründeten Anspruch geltend machen: die Wittelsbacher und die Wettiner.

Zwar ist die müßige Spielerei, die einen Zusammenhang der Schyren mit den Agilolfingern nachweisen wollte, längst aufgegeben, und noch weniger als zu Maximilians I. Zeiten wird heute ein ehrlicher Historiker, der Forderung jenes Kurfürsten entsprechend, den Stammbaum des regierenden Hauses auf Karl den Großen zurückführen wollen. Allein für die von jeher lebendige Tradition, welche die Schyren als Nachkommen der Luitpoldinger bezeichnet, spricht das Zeugnis des zuverlässigen Konrad von Scheyern, und die Bedenken, welche gegen den Zusammenhang der zwei Familien zu erheben sind, lassen sich mit gewichtigen Gründen bekämpfen. Demnach dürften wir in Markgraf Luitpold, der mit starkem Arm die Ostmark Bayerns gegen die Ungarn verteidigte, — in Arnulf, der die Unabhängigkeit seines Stammes trotzig gegen das neugeschaffene

Königtum aufrecht erhalten wollte, bis er durch König Heinrichs kluges Wort für Alldeutschland gewonnen ward, — in Eberhard, der sich der Majestät des Reiches nicht fügen wollte und deshalb das Schicksal Tassilo's erlitt, die Ahnen der Könige von Bayern und im Hause Wittelsbach, dessen Söhne schon vor tausend Jahren auf bayrischem Boden herrschten, die älteste Dynastie in deutschen Landen verehren.

Unangezweifelt steht jedoch nur fest, daß Wittelsbacher seit 1180 in ununterbrochener Reihenfolge die Herrschaft innehatten; deshalb wurde 1880 das Andenken an die vor 700 Jahren erfolgte Belehnung Herzog Otto's I. von Fürst und Volk festlich gefeiert.

Neun Jahre später rüstete sich Sachsen zu ähnlicher Jubelfeier: seit 800 Jahren, seit 1089, waren Wohl und Wehe der Mark Meissen, des Kernlandes des heutigen Königreichs Sachsen, mit den Geschicken des Hauses Wettin verknüpft!

„König Heinrich (IV.)" — so berichten die Annalen des Klosters Disibodenberg zum Jahre 1089 — „eingedenk der Unbill, welche ihm durch Markgraf Eckbert im vorigen Jahre bei Merseburg zugefügt worden war, entzog diesem die Ostmark und übertrug sie einem gewissen Heinrich." Es war Heinrich von Eilenburg aus dem Hause Wettin. Da dessen gleichnamiger Sohn kinderlos war, ging die Markgrafenwürde 1123 an seinen Vetter Konrad von Wettin über, und die direkten Nachkommen dieses Fürsten, der seiner glücklichen Erwerbungen wegen den Beinamen des Großen erhielt, sind heute noch die Herren von Meissen und tragen die Königskrone.

Da liegt es nahe, einen Blick auf die lange Reihe der Herrscher aus dem erlauchten Hause zu werfen; natürlich kann aber hier von Gründung und Wachstum der Wettinischen Macht nur eine Skizze geboten und die Bedeutung des Hauses für das sächsische Land und Volk und das gesamte deutsche Vaterland nur angedeutet werden. Wer sich eingehender unterrichten will, findet reiches Material in den Werken von

Böttcher, Flathe und Posse, welche auch unserer Darstellung zu grunde gelegt sind.

Als die ältesten Bewohner des Landes zwischen Elbe, Saale und Mulde werden von den Geographen Hermunduren genannt. Seit dem unglücklichen Kampf der Markomannen mit den Römern verschwindet der Name Hermunduren aus der Geschichte; es ist aber wahrscheinlich, daß mit ihnen identisch die Thüringer sind, die bald nachher in jenen Gegenden auftauchten. Nach der Unterwerfung der Thüringer unter fränkische Herrschaft um das Jahr 531 stand das Land dem Ansturm der Slaven offen. Verschiedene slavische Stämme setzten sich nun an den Elbufern fest, während sich die germanischen Volksreste über die Saale zurückzogen oder mit den eingedrungenen Slaven vermischten. Es kann also von einer „slavischen Abstammung" der Sachsen nicht gesprochen werden, obwohl die meisten Ortsnamen slavischen Charakter aufweisen; das Land war früher schon von Germanen bewohnt, und die alten germanischen Ortsnamen sind erst später entweder beseitigt oder slavisiert worden. Unter Karl dem Großen begann wieder der Rückschlag, das siegreiche Vordringen der Deutschen gegen die Slavenwelt. Von der Nordsee bis zum adriatischen Meere wurden „Marken" errichtet, deren Bewohner zu Schutz und Erweiterung des deutschen Gebiets berufen waren. Speciell die Vorsteher, die Grafen der Thüringischen oder Erfurter Mark, die sich vom Fichtelgebirge bis zur Mündung der Havel in die Elbe erstreckte, sollten Wacht halten gegen einen der stärksten slavischen Stämme, die Sorben. Unter König Heinrich I. wurde noch entschiedener von Abwehr zum Angriff übergegangen. Nach glücklichen Kämpfen gegen die Slaven erbaute der erste „deutsche" König 928 auf einer günstig gelegenen Höhe an der Elbe die Burg Meissen als Stützpunkt für weitere Kriegszüge. Hierher versetzte König Heinrich auch eigene Markgrafen, von denen insbesondere Gero zur Zeit Otto's I. durch ruhmvolle kriegerische Thaten sich auszeichnete, eine der hervorragendsten Persönlichkeiten des Zeitalters der Ottonen. Wie der Bayernstamm vorzugsweise den Kampf gegen die schlimmsten

Feinde aller Kultur, die Ungarn, zu führen hatte, so ist die Germanisirung der Elbe- und Oderufer das Werk der Bevölkerung der Nord- und Ostmarken. Das Schwert des Kriegers, die Predigt des Mönches, die Axt des Ansiedlers wirkten zusammen zum bedeutungsvollsten Sieg, den deutsches Volk und deutsche Art im Mittelalter errungen haben, zum Sieg über das Slaventum auf deutscher Erde. So vollkommen glückte die Germanisierung, daß Meissen heute nicht an der Grenze, sondern inmitten der deutschen Welt liegt. Bloß die Lausitzer Wenden haben sich infolge der langen politischen Verbindung mit Böhmen ihr Slaventum gewahrt; das ist aber nur eine kleine Insel inmitten des aus Vermischung thüringischer, fränkischer und slavischer Elemente hervorgegangenen Stammes, in dem sich deutsche Kraft mit slavischer Beweglichkeit glücklich verbunden hat.

Nach dem Tode Gero's wurde die Grenzwacht nicht wieder in eine Hand gelegt, sondern Kaiser Otto verteilte die Gewalt unter verschiedene Grafen. In dem zwischen der mittleren Saale und Mulde bis zur Elbe sich erstreckenden Meissener Gau hatten nach einander die Familien der Ekkehardiner, der Weimar-Orlamünde und der Braunschweigischen Brunonen die markgräfliche Würde inne. Auch die Geschichte dieser Lande im zehnten und elften Jahrhundert ist düster genug; auf jedem Blatte stoßen wir hier, wie in der Geschichte der oberdeutschen Gaue auf Verrat und Abfall, Mord und Aufruhr, so daß man oft versucht ist, unwillig die Frage aufzuwerfen, wo denn die gerühmte deutsche Treue zu suchen ist.

Um so erfreulicher ist es, daß die Wettiner ebenso wie die Wittelsbacher ihre Erhöhung den treuen Diensten, welche sie in schweren Zeiten dem Oberhaupt des Reiches leisteten, zu danken haben. Diese Thatsache mögen alle „Patrioten", welche, königlicher gesinnt als ihr König, im engeren Vaterland gar so gern eine Hochburg des Partikularismus aufrichten möchten, ihrem Gedächtnis einprägen.

Die Heimat der Wettiner ist vermutlich der zwischen Saale, Bode und Harz gelegene Schwabengau, der von den schwäbischen

Ansiedlern, welche König Sigibert von Austrasien dorthin berufen hatte, seinen Namen führt. Die erste geschichtlich bekannte Persönlichkeit des Hauses ist Dietrich „aus dem Geschlechte Buzici“. Dietrichs Sohn Dedi war nach dem Zeugnis eines Geschichtsschreibers aus dem eilften Jahrhundert, des Bischofs Thietmar von Merseburg, in die Kämpfe zwischen Kaiser Otto II. und dem Kronprätendenten Heinrich von Bayern als Parteigänger des Letzteren verwickelt. Da Thietmar vom Hause Buzici schlechtweg ohne nähere Bezeichnung spricht, liegt die Annahme nahe, daß dasselbe allgemein bekannt war. An der deutschen Abstammung der Familie läßt sich ebenso wenig zweifeln, wie an der Zugehörigkeit zum höchsten Adel, da dieselbe in der Folge mit den ersten Geschlechtern Thüringens in verwandtschaftliches Verhältnis trat. In ihrem Besitz waren verschiedene Grafschaften im Schwabengau, ja, schon Dedo II., der Enkel jenes obengenannten Dedi, wird vom Annalisten Kosmas von Prag als Markgraf von Meissen bezeichnet, vermutlich aber nur deshalb, weil er der Vormund des unmündigen Markgrafen Eckbert II. war. Wann das am rechten Ufer der Saale gelegene Burgwart Wettin, nach welchem sich die Familie später nannte, in ihre Hände überging, ist nicht bekannt. Zur Zeit Kaiser Heinrichs IV. war die Familie schon im Besitz aller Grafschaften in dem großen Landstrich, der links der Saale begann und sich auf dem rechten Muldeufer fortsetzte, und verfügte außerdem über einträgliche Lehen der sächsischen Bistümer und reiches Allodialgut.

In den 1073 beginnenden Kämpfen der Sachsen gegen Heinrich IV. stand das Haus Wettin anfänglich auf Seite der Rebellen, ja der Aufruhr scheint recht eigentlich von Adela, der Gattin Dedo's III. und Wittwe des Markgrafen Otto von Meissen, die von gleichzeitigen Quellen als ränkesüchtiges Weib geschildert wird, angestiftet worden zu sein. Als jedoch Dedo's und Adela's Sohn Heinrich zu Jahren kam, schloß er sich dem deutschen Könige an und leistete ihm Heeresfolge in den Kriegszügen gegen Eckbert von Meissen und andere Anhänger des Gegenkönigs.

Hermann von Luxemburg. Zum Lohn für diese Dienste erhielt er 1089 die Mark Meissen, die auf einem Fürstentag zu Quedlinburg dem geächteten Eckbert abgesprochen worden war. Dieser Besitz war fortan der Kern der Hausmacht der Wettiner, um den sich bald nach Osten und Westen neue Erwerbungen anschlossen.

Mit Eckberts Tod und Heinrichs Erhebung zur Markgrafenwürde erlosch in den sächsischen Landen die Flamme des Bürgerkriegs. Um sich in seiner Stellung zu befestigen, vermählte sich der Wettiner mit Eckberts Schwester Gertrud. Diese männlich energische, tapfere Frau war nach dem Tode ihres Gatten die festeste Stütze des Wettinischen Hauses; sie verteidigte die Mark für ihren Sohn gegen alle Ansprüche von Vettern und Neidern, die den Knaben als angeblich unterschobenes Kind seiner Rechte berauben wollten. Als auch Kaiser Heinrich V. die Lehen in Thüringen und Meissen auf den Grafen Wiprecht von Groitzsch übertragen wollte, gegen Recht und Brauch, da der Grundsatz von der Erblichkeit der Lehen längst durchgedrungen war, griff der Eidam Gertruds, Herzog Lothar von Sachsen, zu den Waffen; ihm war zu danken, daß das Wettinische Erbe dem einzigen noch lebenden Sprossen, Konrad, erhalten blieb.

Konrad wuchs zu einem tapferen Kriegsmann heran, der im Gefolge Lothars gegen die Normannen in Unteritalien und auch dem Reiche mehr zu Nutz und Frommen gegen die slavischen Abodriten das Schwert führte und durch Berufung vlämischer Kolonisten ein glücklich wirksames Kulturelement in sein Land einführte. Allein Konrads Söhne Albrecht und Dietrich waren von so ungleicher Gemütsart, daß sich bald Zwist im eigenen Hause erhob, — ein beklagenswertes Schauspiel, wie es die Geschichte der Dynastengeschlechter in jenem Zeitalter nur zu häufig aufzuweisen hat! Als Albrecht plötzlich, wie ein leeres Gerücht behauptete, an Gift gestorben war, zog Kaiser Heinrich VI. die Mark Meissen, wozu das bereits zu den reicheren Städten Deutschlands gezählte Leipzig und das mit

ergiebigen Bergwerken ausgestattete Freiberg gehörten, als erledigte Reichslehen ein, — der erste Schritt zu der von dem hochstrebenden Staufer geplanten Umgestaltung der Reichsverfassung in unitarischem Sinne! Allein bald darauf starb der Kaiser, und die durch den Thronstreit heraufbeschworene Verwirrung machte es Dietrich möglich, des verlorenen Meissener Landes sich wieder zu bemächtigen.

Höheren Aufschwung nahm die Wettinische Macht unter Dietrichs Sohn Heinrich. Zwar mußte er sein Leben lang Krieg führen, bald mit den Preußen, bald mit dem Nachbar in Brandenburg, bald mit den gefährlichsten Feinden der deutschen Ostmark, den Polen, doch gelang es ihm stets, den Vorteil des Hauses zu wahren. Von ihm wurde das Pleißnerland mit Chemnitz, Zwickau und anderen gewerbsamen Städten erworben; noch wichtiger war der Anfall der Landgrafschaft Thüringen. Nachdem mit dem Tode des Heinrich Raspe, der als Landgraf von Thüringen eine glänzende, als Gegenkönig Friedrichs II. eine traurige Rolle gespielt hatte, der Mannsstamm Ludwigs des Bärtigen erloschen war, ergriff Heinrich von Meissen auf Grund seiner Verwandtschaft mit dem Verstorbenen Besitz von der Landgrafschaft und der sächsischen Pfalzgrafenwürde und behauptete sich glücklich gegen alle Prätendenten.

Allein die so kräftig emporgewachsene Hausmacht wurde nicht bloß immer wieder durch Teilungen zerstückt, sondern durch diesen endlosen Streit innerhalb der Wettinischen Familie wurden auch König Adolf von Nassau, sowie dessen Nachfolger, der Habsburger Albrecht, zu Anschlägen auf die reichen Meissen'schen Lande ermutigt. Doch das Volk hielt treu zu seinem Landesherrn; König Albrechts Heer unter Führung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg wurde 1307 durch die Markgrafen Diezmann und Friedrich aufs Haupt geschlagen bei Lucka unweit Altenburg. Noch heute kann man die Spottrede: „Es wird dir glücken, wie den Schwaben bei Lücken!" in Thüringen hören.

Die Haus- und Landesgeschichte des vierzehnten Jahrhunderts bietet wenig Erfreuliches. Von einheitlicher Hauspolitik war nicht die Rede; die verwandten Fürsten befehdeten sich unablässig, und die Bundes- und Friedensverträge geben nur Zeugnis von kleinlichem Eigennutz der Beteiligten. Ihr Gebaren ist charakteristisch für das ganze unruhige Zeitalter! Welche Kraft wurde damals im Bürgerkrieg verzettelt! Der einzige Lichtpunkt ist die Entwicklung der Städte. Damals erreichte das deutsche Bürgertum jene bedeutungsvolle Stellung, von welcher es im nächsten Jahrhundert, mehr noch durch innere Verfassungskämpfe, als durch die Angriffe des Fürstentums geschwächt, wieder herabzusinken begann. Auch die Meissener Herren gerieten mit ihren nach republikanischer Selbständigkeit strebenden Städten nicht selten in Streit und Fehde, aber mehr denn Einer hat auch für Förderung von Handel und Gewerbe und zeitgemäße Ausbildung der städtischen Verfassungen ein warmes Herz gehabt.

Ein glänzender Repräsentant deutschen Fürstentums war Friedrich der Streitbare, der an der großen kirchlich-politischen Bewegung im Reich zu Anfang des 15. Jahrhunderts und an den entsetzlichen Hussitenkriegen kräftigen Anteil nahm. Am Scheiterhaufen zu Konstanz, den Huß besteigen mußte, wurde die Flamme entfacht, die mit wütender Hast um sich griff und ganz Süd- und Mitteldeutschland verheerte. Auch die sächsischen Lande litten schwer unter diesen Stürmen. In den Schlachten bei Brüx und Aussig erlag die Blüte des sächsischen Adels und Bürgertums. Markgraf Friedrich, mit gewaltiger Körperstärke und tapferem Sinne ausgestattet, that alles, um der Hussitennot zu steuern, allein an dem panischen Schrecken, der das sonst so waffentüchtige deutsche Kriegsvolk beim Ansturm der fanatischen Taboriten ergriff, wurde alle Taktik und alle Tapferkeit der Führer zu Schanden. Obwohl die waffenklirrende Zeit dem Markgrafen nur wenig friedliche Muße gönnte, erwarb er sich den Ruf eines volksfreundlichen Regenten. Eine bedeutungsvolle Friedensthat war die Stiftung der Hochschule in Leipzig (1409),

die sich rasch zum Mittelpunkt der Geistesbildung in sächsischen Landen entwickelte.

Dem streitbaren Fritz glückte auch der wichtigste Erwerb, der — fast zur nämlichen Zeit, da die Hohenzollern in die brandenburgische Mark kamen — dem Hause Wettin im Kreis der angesehensten Dynastien Deutschlands eine führende Stellung anwies. Als mit Kurfürst Albrecht III. 1422 die Wittenberger Linie des askanischen Hauses erloschen war, wußte Friedrich bei Kaiser Sigmund durchzusetzen, daß weder die näheren Erbansprüche der Lauenburger Linie, noch die Forderungen des Brandenburgers beachtet wurden, sondern Markgraf Friedrich, den die sächsische Landschaft als den Mann ihres Vertrauens bezeichnete, das Kurfürstentum Sachsen mit dem Erzmarschallamt und der Pfalz Allstädt zu Lehen erhielt.

Im Besitz dieser ausgedehnten, wohlbevölkerten und bestkultivierten Lande im Herzen des Reichs würden die Wettiner unter den deutschen Fürsten nicht ihresgleichen gehabt haben, wenn nicht wieder unheilvoller Familienzwist ausgebrochen wäre. Bald nach Friedrichs des Streitbaren Tod (1428) zogen die beiden Söhne gegen einander das Schwert. Insbesondere der Jüngere, der heißblütige Wilhelm, der sein Leben lang mit Verwandten und Fremden, Fürsten und Städten in Fehde lag, liefert so recht den Beweis, auf welche Irrwege ein ehrgeiziger, thatendurstiger Fürst geraten mußte in einer Zeit, aus der alle hohen Ziele verschwunden waren. Auch der Beste hinterließ nur das Andenken eines grimmen Wetters, das verheerend über die Lande hinwegzog. Zu welchen Ausschreitungen der Übermut des räuberischen Adels führte, zeigt die bekannte Episode des Prinzenraubes. Ritter Kunz von Kaufungen geriet mit dem Kurfürsten Friedrich II., dem er bisher in der Bruderfehde „uf eigne Aventiure“ gedient hatte, in Mißhelligkeit. Um sich für eine ihm diktierte Strafe zu rächen, entführte er des Kurfürsten Söhne aus dem Schloß zu Altenburg, wurde aber durch Verrat seiner adeligen Spießgesellen aufgespürt, von einem braven

Köhler festgehalten und nach kurzem Prozeß auf dem Marktplatz zu Freiburg enthauptet (1455).

Einen wichtigen Wendepunkt in der Hausgeschichte hätte die Verfügung Kurfürst Friedrichs II. herbeiführen können. Demgemäß sollte Sachsen fortan ein unteilbares Kurfürstentum sein und auf das Regiment nur der jeweilige Erstgeborene Anspruch haben. Allein die Neuerung wurde von Fürsten und Volk als unleidliche Verletzung altehrwürdigen Herkommens mißachtet. So kam es denn schon unter den Söhnen Friedrichs II. zu Leipzig am 26. August 1485 zu einer neuen Teilung der Wettinischen Lande. Es wurde ausbedungen, daß der ältere Bruder, Ernst, zwei möglichst gleiche Teile bilden, der jüngere, Albrecht, die Wahl treffen sollte. Zum Verdruß des Bruders wählte Albrecht, an dessen Namen die stolze Albrechtsburg bei Meissen erinnert, den Meissenschen Anteil, wozu Leipzig, Dresden, Jena, Freiburg &c., also die wichtigeren Plätze, gehörten. Doch war mit dem an Ernst gefallenen thüringischen Anteil, der die Städte Altenburg, Koburg, Gotha, Weimar, Eisenach &c. umfaßte, der erbliche Besitz der Kurwürde verknüpft.

So bildeten sich die kurfürstliche Linie der Ernestiner in Sachsen-Thüringen und die herzogliche der Albertiner in Sachsen-Meissen, und die Wettinischen Lande sind auch seither nicht wieder vereinigt worden.

Auch von unbefangenen katholischen Historikern wird heute zugegeben, daß an staatsmännischem Talent der Sohn und Nachfolger des Stifters der ernestinischen Linie, Kurfürst Friedrich der Weise, allen fürstlichen Zeitgenossen überlegen war. Nicht bloß die Machtstellung seines Hauses, sondern auch seine persönlichen Eigenschaften ließen ihn so hohes Ansehen im Reiche erlangen, daß es ihm nach Maximilians I. Ableben nicht schwer gefallen wäre, die Kaiserkrone zu erlangen. Da er jedoch besorgen mußte, daß das deutsche Reich, auf die eigene Kraft angewiesen, den Angriffen von Osten und Westen nicht gewachsen sei, daß nur das mächtige Haus Habsburg den Kampf gegen Türken und Franzosen mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen

könne, lenkte er selbst die Wahl auf Maximilians Enkel, Karl V. Wichtigen Einfluß übte Friedrich, wie allgemein bekannt ist, auf den Entwicklungsgang der Reformation. Zunächst nicht aus religiösen Gründen, — Friedrich war ein ergebener Sohn der katholischen Kirche, hatte eine Reise ins gelobte Land unternommen und eine Sammlung von 3000 Reliquien zusammengebracht, — sondern weil er nach merkantilistischen Grundsätzen seinem Lande nicht so beträchtliche Kapitalien verloren gehen lassen wollte, unterstützte er Luthers Auftreten gegen den Ablaßhandel. Wenn er dem Reformator auch im Konflikt mit Kurie und Kaiser Beistand lieh, so bewogen ihn hiezu ebenso finanzielle wie politische Gründe. Er sah, daß seine Lieblingsschöpfung, die in seiner Hauptstadt Wittenberg gestiftete Universität, durch Luthers Wirksamkeit und Ruf zu glänzendem Aufschwung gelangte, und hoffte, daß die Unterstützung der Sache der Freiheit das Ansehen Sachsens in der öffentlichen Meinung erhöhen werde.

Darin sah er sich auch nicht enttäuscht. Da nach der Wormser Entscheidung die große Mehrheit des deutschen Volkes für den Genannten Partei nahm, erfreute sich kein Fürst solcher Popularität im Reiche, wie der Kurfürst von Sachsen, der „den Streiter Gottes gegen Annas und Kaiphas, Pilatus und Herodes verteidigte", und sich weder durch die Drohungen der päpstlichen Legaten, noch durch die vom päpstlichen Kammerherrn und Landvogt zu Meissen, Herrn von Miltitz, überbrachte goldene Rose abspenstig machen ließ. Die weltgeschichtliche Bedeutung dieses Schutzes braucht nicht erst erhärtet zu werden. Der Widerstand des Wittenberger Augustiners gegen die höchsten Gewalten, das geistliche und das weltliche Schwert der Christenheit, wäre wie schwaches Rohr geknickt worden, wenn nicht der Kaiser auf das angesehenste Mitglied des kurfürstlichen Kollegiums hätte Rücksicht nehmen müssen, und ebenso konnte Luther zu seinem kühnen Auftreten nur durch das Bewußtsein ermutigt werden, daß der Landesherr sein Vorgehen billige. Auch als nach dem unglücklichen Ausgang der Sickingen'schen Fehde die

kirchliche wie die politische Entwicklung wieder entschiedener in die alten Bahnen einlenkte, blieb Friedrich, obwohl er sich nicht zum Übertritt entschließen konnte, ein Freund und Gönner der neuen Lehre. Ja, sogar die schlimmen Auswüchse der kirchlichen Neuerung, die sozialistischen Unruhen, welche der tolle Schwärmer Thomas Münzer in Thüringen erregte, vermochten die Überzeugung des Fürsten, daß er durch sein bisheriges Verhalten nur eine Pflicht gegen Gott und sein Volk erfüllt habe, nicht zu erschüttern. Kurz vor seinem Tode gab er auch öffentlich durch Empfang des Abendmahles unter beiden Gestalten seinen Übertritt zur neuen Lehre zu erkennen.

In offenem Gegensatz zu dieser Haltung des Oberhauptes der ernestinischen Kurlinie war Herzog Georg von Sachsen ein erbitterter Feind der Reformation. Die berühmte Leipziger Disputation hatte keinen anderen Zweck, als den Glanz der Leipziger Hochschule, der durch das jugendlich aufstrebende Wittenberg etwas verdunkelt war, aufzufrischen, und keinen anderen Erfolg, als daß Herzog Georg die kirchliche Neuerung als eitel Höllenwerk verwarf. Eine Reform, erklärte er, könne nur von der ganzen Kirche ausgehen, und es sei lächerliche Vermessenheit, wenn ein Einzelner gleichsam als lux mundi angesehen sein wolle.

Infolge des religiösen Zwiespalts wurde auch das politische Verhältnis zwischen den beiden Vettern ein gespanntes. Herzog Georg soll dem vom Kaiser ins Auge gefaßten Plan einer Übertragung der Kur auf die katholische Linie des Hauses Wettin nicht fern gestanden sein. Doch schon durch Georgs Bruder und Nachfolger, Heinrich, wurde auch in den albertinischen Landen die Reformation eingeführt. Trotzdem kam es unter den Urenkeln der Stifter der zwei wettinischen Linien im Zusammenhang mit dem großen Religionsstreit, der ganz Deutschland in zwei feindliche Heerlager spaltete, zu neuem Bruderkrieg. Während Kurfürst Johann Friedrich seinem Bekenntnis getreu dem Schmalkaldener Bunde anhing, erklärte sich Herzog Moriz, durch die diplomatischen Künste des Kanzlers Granvella

gewonnen, vor allem aber seinen eigenen, ehrgeizigen Plänen Rechnung tragend, für den Kaiser und die katholische Partei. „Moriz hielt sich" — so erklärt Flathe die überraschende Erscheinung — „in allen offenkundigen Akten seiner Regierung zum Protestantismus, aber er hatte keine religiöse Ader; er gehörte der zweiten, jüngeren Generation protestantischer Fürsten an, welche der politischen Seite der reformatorischen Bewegung ihren Sinn geöffnet und nach politischen Motiven und Interessen ihre Schritte bemaßen".

Als ihm vom Kaiser Karl V. Mehrung des Besitzes und Übertragung der Kur in Aussicht gestellt wurde, trug er nicht Bedenken, seine Streitkräfte dem Kaiser, der ja sehr klug den Charakter des Religionskrieges zu verdecken wußte und nur auf Bestrafung ungehorsamer Fürsten auszugehen erklärte, zur Verfügung zu stellen. „Ein Meissner, ein Gleißner!" soll Johann Friedrich ausgerufen haben, als er vernahm, daß Moriz um Judaslohn mit „tyrannischem, unchristlichem, hussarischem Volk" in die Kurlande eingebrochen sei. Bei Verteidigung seines Landes erwies sich der Kurfürst mutig und thatkräftig, aber die ganze Kraft des protestantischen Nordens gegen den Kaiser aufzubieten, dazu konnte oder wollte der trotz alledem dem Kaiser treu ergebene Reichsfürst sich nicht aufraffen. Durch halbe Maßnahmen gieng alles verloren, das kaiserlich-spanische Heer erfocht 1547 den Sieg auf der Lochauer Heide bei Mühlberg, Johann Friedrich selbst ward der Gefangene des Kaisers. Das über den „Reichsfeind" gefällte Todesurteil wagte zwar Karl nicht vollziehen zu lassen, aber die Kurwürde wurde dem Geächteten feierlich abgesprochen und auf Herzog Moriz und den Albertinischen Stamm übertragen.

Da jedoch der größte Teil der Kurlande den Söhnen des abgesetzten Kurfürsten belassen wurde, erblickte Moriz darin eine Verkürzung seines Lohnes, und da es ihm, dem Prototyp eines ehrgeizigen Realpolitikers nach Machiavelli's Programm, nur um seine Interessen, nicht um den Kaiser zu thun war, da ihn auch die Gefangenhaltung seines Schwiegervaters, des Landgrafen

Philipp von Hessen, verletzte, fiel er nicht bloß vom Kaiser ab, sondern trat ihm geradezu feindlich als Anwalt der Fürstenherrlichkeit und des Protestantismus in Deutschland entgegen. Nur durch Moriz wurde verhindert, daß Karls Idee einer absoluten Monarchie verwirklicht und das protestantische Kirchentum ausgerottet wurde. Um die Übermacht des Kaisers zu brechen, schloß er mit dem König von Frankreich ein Bündnis, wobei er diesem die deutschen Hochstiftsgebiete Metz, Toul und Verdun überließ — unter allen Umständen ein schimpflicher Handel! — Sein Ehrgeiz kennt keine Grenzen, er will nicht der Vasall des Kaisers, nicht bloß der Führer einer Partei, er will Herrscher sein, kein Ziel scheint ihm zu hoch und unerreichbar — da wird er in eine unbedeutende Fehde verwickelt und findet vor Sievershausen durch die Kugel eines brandenburgischen Landsknechtes den Tod!

Der albertinische Zweig blieb im Besitz Kursachsens, während die Nachkommen Johann Friedrichs des Großmütigen kleinere Herrschaften in Altenburg, Weimar, Gotha, Meiningen 2c. gründeten.

Die feindselige Haltung gegen das Haus Habsburg wurde schon von Moriz' Bruder, August, aufgegeben, und auch die nächsten Nachfolger blieben, obwohl die „Kurfrömmigkeit" dieser Vertreter des orthodoxen Luthertums sprichwörtlich wurde, in den Geleisen reichstreuer Politik. Es kann geradezu als charakteristischer Zug der kursächsischen Politik bezeichnet werden, daß die Regenten unentwegt die Versöhnung der protestantischen und katholischen Interessen anstrebten, so daß sie sogar nicht selten sich deshalb ihre evangelischen Glaubensgenossen entfremdeten. Wurde doch nur mit Mühe von der sächsischen Hofgeistlichkeit verhindert, daß Christian II. in das Bündnis zur Förderung der katholischen Sache, die Liga, eintrat! Christians Nachfolger, Johann Georg I., stellte sich, getreu seinem Wahlspruch: „Ich fürchte Gott und ehre meinen Kaiser!" nach Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs zur Züchtigung der aufständischen Böhmen und der Union offen auf Seite Kaiser Ferdinands II. Ohne

Beistand Kursachsens wäre es nimmer möglich gewesen, Böhmen zu überwältigen, die Union zu sprengen, ganz Norddeutschland der Botmäßigkeit des Kaisers zu unterwerfen. Erst als der siegreiche Wallenstein im kaiserlichen Namen auf übermütigste Weise schaltete, als man ihn sagen hörte, es bedürfe keiner Kurhüte, denn man brauche ja keine Kaiserwahl, und als der Erlaß des Restitutionsedikts von 1629 die protestantische Sache ernstlich gefährdete, entzog Johann Georg dem Kaiser seinen Beistand. Aber er wollte sich auch an den Schweden nicht anschließen; nur das schonungslose Vorgehen Tilly's, der keine Neutralität duldete, zwang ihn zur Verbindung mit Gustav Adolf.

Kaum war der Heldenkönig gefallen, so drang Johann Georg bei seinen Glaubensgenossen auf Entfernung der Schweden vom deutschen Boden, und als durch den Sieg der Kaiserlichen bei Nördlingen die schwedische Macht für den Augenblick gebrochen war, trat er wieder auf Seite des Kaisers. Durch den Prager Frieden erhielt er als Lohn für seine reichstreue Haltung die Lausitz als böhmisches Lehen. Aber nun richtete sich der Angriff der Schweden gegen Kursachsen. Unter kaiserlicher Fahne erlitten die kursächsischen Truppen fast nur Niederlagen; je mehr sich das schwedische Übergewicht im deutschen Norden wieder befestigte, desto tiefer sank die politische Bedeutung Sachsens herab. Mehr denn einmal wurden die blühenden Städte an Elbe und Mulde von den raublustigen Scharen Baners und Wrangels heimgesucht. Außer der rheinischen Pfalz hat kein deutsches Land unter den Wechselfällen und Schrecken des großen Krieges so furchtbar gelitten, wie Sachsen, das den traurigen Ruhm beanspruchen kann, die meisten Schlachtfelder aufzuweisen. Die Politik Johann Georgs I. ist deshalb besonders im eigenen Lande schwer getadelt, und der Starrsinn, die Ländergier, der Calvinistenhaß des Fürsten sind für das Unheil des großen Krieges verantwortlich gemacht worden. Aber vom deutschen Standpunkt, der sich ja ebensowenig mit dem protestantischen, wie mit dem katholischen deckt, dürfte die verpönte „Nachgiebigkeit gegen Österreich“ in sehr vielen Fällen einfach als

Reichstreue zu bezeichnen sein und die Anerkennung der Nachwelt verdienen.

Die Regierung des genußsüchtigen und prachtliebenden Johann Georg II. brachte den Kurlanden wenig Glück und Ruhm. In seiner äußeren Politik ließ er sich lediglich von Eifersucht gegen das unter dem großen Kurfürsten mächtig aufstrebende Brandenburg leiten, und zu den Bauten und Festen und theuren Herrlichkeiten, welche damals den Dresdener Hof berühmt zu machen begannen, bieten eine trübe Kehrseite der klägliche Zustand der Staatsfinanzen, die Bedrückung der Unterthanen durch harte Steuern und Frohndienste, die ungeheuerliche Vermehrung der Kammerschulden.

Da war Johann Georg III. ein anderer Fürst. Auch er liebte den Ruhm, aber er suchte ihn in treuer Hilfeleistung gegen die Feinde des Reichs im Osten und Westen. Mit Max Emanuel von Bayern und dem Polenkönig Sobiesky zog er nach der glorreichen Schlacht am Kahlenberge in die befreite Kaiserstadt Wien ein, und ebenso treffliche Dienste leisteten die Sachsen vor Navarin und Ofen. Auch gegen Frankreich erschien Johann Georg zuerst im Felde, und mit seltener Beharrlichkeit wohnte er allen Feldzügen am Rhein bis zu seinem Tode bei.

Nach kurzem Regiment Johann Georgs IV., der von seiner Gunstdame, der schönen Neidschütz, in unwürdiger Weise beherrscht war, folgte 1694 August der Starke.

Ein Paladin des Siècle Louis XIV. mit allen glänzenden Vorzügen und verderblichen Schwächen dieses Zeitalters! Durch imposante Erscheinung, herkulische Muskelkraft, Lebhaftigkeit des Geistes, geläuterten Kunstsinn erregte er die Bewunderung der Zeitgenossen, aber gerade durch ihn ist die geschichtliche Stellung des Kurstaates am schwersten geschädigt worden.

Der bescheidene Wirkungskreis eines an Mitwirkung von Ritterschaft und Landständen gebundenen, dem Kaiser untergeordneten Reichsfürsten genügte seinem Stolze nicht; er wollte höher hinaus, er wollte im Kreis der Mächtigsten zugelassen,

vom Glanz der Majestät umgeben sein. In den Türkenkriegen that er sich mehr durch seine Körperstärke — Demir helhe, die Eisenhand, nannten ihn die Türken — als durch kluge Führung und glückliche Waffenthaten hervor. Schon damals trug er sich mit dem Gedanken einer Bewerbung um die polnische Königskrone, und da diese einem Protestanten unmöglich war, sann er auf Übertritt zur katholischen Kirche. Nach Sobiesky's Tod trat er wirklich als Bewerber auf, und zugleich verbreitete sich das überraschende Gerücht, der Kurfürst von Sachsen, der Direktor des Corpus Evangelicorum, sei zu Baden bei Wien in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen worden. Durch den damit erkauften Beistand der Kurie und des Kaisers errang er bei der Wahl vom 28. Juni 1697 über seinen Rivalen, den von Frankreich begünstigten Prinzen Conti, den Sieg.

In Sachsen rief das Vorgehen Friedrich Augusts begreiflicherweise Betrübnis und Entrüstung wach. Der Regent eines Landes, das als Lichtherd evangelischer Gelehrsamkeit galt, in welchem die Reformation zuerst Schutz und Pflege gefunden hatte, verleugnete die Grundsätze, für welche seine Vorfahren gekämpft und gelitten hatten, um einer Krone willen, die ihm nicht königliche Macht, nur königlichen Flitter brachte, die nur mit ungeheuren Geldopfern behauptet werden konnte.

Es war ein entscheidender Wendepunkt in der Geschichte des Hauses Wettin, des kursächsischen Staates, ja des deutschen Reiches! Um einer ausländischen Königskrone willen verzichtete der Kurfürst von Sachsen darauf, als Oberhaupt des protestantischen Deutschlands Geltung zu haben: fortan ging diese Stellung an Brandenburg-Preußen über. Dazu kam, daß August, um die „opulente somptuosité“ seines mit Versailles wetteifernden Hofhaltes zu bestreiten, wichtige Besitzungen und Rechte seines Hauses an Brandenburg und andere Nachbarn verkaufte.

Noch empfindlicheren Nachteil brachte die Teilnahme am nordischen Krieg. König August und sein Minister Flemming, beide allezeit bereit, verwegene Staatskünstelei zu treiben und „große Dessins“ auszuhecken, können recht eigentlich als Anstifter

des unheilvollen, langwierigen Krieges angesehen werden. Der König hoffte Schweden, dessen Thron der unmündige Karl XII. bestiegen hatte, mit derselben Leichtigkeit zu überwältigen, wie er einen silbernen Teller aufzurollen pflegte; er hoffte mindestens die Provinz Livland zu erbeuten. Es ist bekannt, welch bittere Enttäuschung ihm beschieden war, daß ihm der Kampf mit dem mißachteten Gegner nur schmähliche Niederlagen und Entthronung brachte, daß er seine Erblande nur durch Preisgebung der polnischen Krone retten konnte. Erst nach Karls XII. jähem Sturz wurde es ihm wieder möglich, in Polen Anhang zu gewinnen, und der Friedensschluß von 1720 gab ihm gegen reichliche Abfindung des entthronten Stanislaus Leszinsky den Königstitel zurück.

Erfreulicheren Eindruck gewährt die innere Regierungsthätigkeit Friedrich Augusts I. Viele zeitgemäße, ersprießliche Neuerungen in Verwaltung und Gesetzgebung wurden durch ihn ins Leben gerufen. Vor Allem verdient er durch seine Kunstliebe und Kunstunternehmungen den Dank der Nachwelt. „Die politische Geschichte," sagt Hettner, „hat gar manchen trüben Schatten aus der Regierungsgeschichte Augusts des Starken und Augusts II. hervorzuheben; der Kunstgeschichte wird das schönere Los zuteil, der mit Anspielung auf den Namen August bei den Zeitgenossen beliebten Bezeichnung eines neuen Augusteischen Zeitalters eine gewisse Wahrheit und Berechtigung zuerkennen zu können." Der Kunst- und Prachtliebe Augusts ist es zu danken, daß Dresden eines der anmutigsten und stolzesten Städtebilder gewährt; die schönsten Bauten und die reichsten Sammlungen, um deretwillen heute jeder Gebildete die sächsische Residenz schätzt und liebt, stammen aus jener Zeit, da Dresden nach dem Ruhme strebte, das deutsche Versailles und zugleich das deutsche Florenz zu werden.

Friedrich August II. nahm fast in allem und jedem die Politik seines Vaters zur Richtschnur. Obwohl in streng lutherischen Grundzügen erzogen, trat er schon 1712 auf einer Reise in Italien heimlich zur katholischen Kirche über und gab

1717 seinen Glaubenswechsel öffentlich kund. Das war nötig, um sich sowohl die Krone Polens, als die Hand der Tochter Kaiser Josephs I. gewinnen zu können. Als Kaiser Karl VI. zu Gunsten seiner Töchter die pragmatische Sanktion erließ, mußte er die Anerkennung des neuen Hausgesetzes durch den erbberechtigten Eidam Josephs I., den Kurfürsten von Sachsen, dadurch erkaufen, daß er des Kurfürsten Ansprüche auf die polnische Krone verteidigte, ja sich sogar deshalb in einen unglücklichen Krieg mit Frankreich einließ. Die Dienste des Habsburgers wurden aber schlecht vergolten. Wie August der Starke an Flemming, so hatte der Nachfolger an Graf Heinrich von Brühl einen Ratgeber von gefährlicher Abenteuerlust und schnöder Charakterlosigkeit. Bald wurde nun, um ein Stück der österreichischen Erbschaft zu gewinnen, die Thronfolge Maria Theresia's angefochten, bald trieb die Eifersucht auf Preußen zum Bündnis mit Österreich. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war Graf Brühl die Seele aller antipreußischen Umtriebe; er wühlte an allen Höfen Europa's für seinen „großen" Plan, im Interesse der allgemeinen Sicherheit die preußische Monarchie zu zertrümmern und dem „unruhigen Räuber und Friedensstörer" Friedrich nur den alten brandenburgischen Kurstaat zu belassen. Diese Politik „im großen Stil" verwickelte Sachsen in alle Kriege zwischen Österreich und Preußen; wie im dreißigjährigen Kriege war es der Schauplatz der blutigsten Schlachten und das Opfer der wildesten Ausschreitungen von Sieger und Besiegten. Auch die Verwaltung des Landes war keine glückliche; nur auf dem Gebiete der Kunstpflege behauptete Dresden auch im Zeitalter des Rokoko den unbestrittensten Vorrang vor allen deutschen Städten. Wer erinnert sich heute noch der verderblichen Politik des Ministers Brühl? Wer aber rühmt heute nicht die geschmackvolle Anlage der „Brühlschen Terrasse" am Elbestrand?

Es war aber für Sachsen ein unschätzbares Glück, daß auf die zwei ersten ehrgeizigen, prachtliebenden Könige ein Freund des Friedens, der Einfachheit, der Sparsamkeit folgte. Unter Friedrich August III. konnte sich das Land allmälig von der

Nachwirkung der verheerenden Kriege und der verschwenderischen Hofhaltung der Vorfahren erholen. Der sprichwörtlich gewordenen Leichtfertigkeit und Schwelgerei der Saxe galante wurde ein Ende gesetzt, im Beamtentum die arg gelockerte Zucht wieder hergestellt, der Staatskredit durch musterhafte Ordnung des Finanzwesens gehoben. Infolge des Aufschwunges von Handel, Gewerbe und Ackerbau gelangten die regsamen Bewohner wieder zu behaglichem Wohlstand, die Rechtspflege war musterhaft gehandhabt, das Schulwesen besser denn irgendwo in deutschen Landen geregelt, am Aufschwung deutscher Litteratur und Kunst nahm Sachsen ehrenvollen Anteil.

Diese friedliche, rührig betriebene Kulturarbeit — Treitschke will im „seltsamen Gegensatz von socialer Rührigkeit und politischer Erstarrung" den „unterscheidenden Charakterzug der kursächsischen Geschichte" finden — wurde jählings gestört durch die Revolutionskriege. Friedrich August stellte als Reichsstand sein Kontingent zum Kriege gegen Frankreich, beließ dasselbe auch nach dem Baseler Frieden unter den kaiserlichen Fahnen und schloß erst, als die siegreichen Sansculottes unter Jourdan sich den Grenzen Sachsens näherten, einen Neutralitätsvertrag. In den Verhandlungen über die Umgestaltung des Reichs, welche durch die Abtretungen an Frankreich notwendig geworden war, bewies Friedrich August III. strengen Rechtssinn. Erst als das deutsche Reich zusammenbrach, suchte auch er aus den Trümmern für sich einen Thron zu zimmern; auch er erlag jetzt der Versuchung, um des eigenen Vorteils willen die Freundschaft des unüberwindlichen Imperators anzustreben — der Sieg berauschte ja, vor dem Sieger beugten sich alle! Als Preußen 1806 einen norddeutschen Bund stiften und Sachsen für eine engere Allianz gewinnen wollte, ließ zwar die Furcht vor preußischen Übergriffen jenes Projekt scheitern, doch wurden die sächsischen Truppen mit den preußischen vereinigt. Unmittelbar nach der Unglücksschlacht bei Jena suchte aber der Kurfürst in engstem Anschluß an Napoleon sein Heil. Er trat dem Rheinbunde bei und stellte seine Truppen zum Krieg gegen Preußen

und Rußland zur Verfügung; zugleich nahm er den Titel eines Königs von Sachsen an.

Die Aussicht auf Beute ließ auch diesen Fürsten, der so hoch von seinem Beruf und seiner Würde dachte, allen sittlichen Halt verlieren; durch die Cäsarengröße seines Gönners völlig geblendet, fügte er sich jedem Winke des Kaisers und verzichtete als der unterthänigste der unterthänigen deutschen Vasallen auf jede selbständige Politik. Zum Lohn empfing er das aus polnischen Gebieten Preußens gebildete Großherzogtum Warschau. Während er früher das Danaergeschenk der Herrschaft über ein Volk, das die Deutschen haßte, abgelehnt hatte, ließ er sich jetzt als hocherwünschten Gewinn jene Verbindung gefallen, die schon so viel treues Sachsenblut gekostet hatte. Auch als das Mißlingen des russischen Krieges den Napoleonischen Triumphzügen ein Ende gesetzt hatte, als das über die nimmer endenden Blutopfer entrüstete Volk den Befreiungskampf Preußens mit aufrichtigen Segenswünschen begleitete, konnte sich der König dem Bann des Napoleonischen Einflusses nicht entziehen.

Friedrich Wilhelm III. that alles, um den König zur deutschen Sache zurückzuführen, allein zur Furcht vor Napoleon gesellte sich die Besorgnis vor Preußens Vergrößerungssucht. Friedrich August verfiel in eine halt- und charakterlose Schaukelpolitik, — wie zornig wetterte damals Stein über die „weichen sächsischen Wortkrämer!" — unterhandelte hüben und drüben, bis er sich nach Napoleons Sieg bei Dresden wieder aufs festeste an den „erhabenen Alliirten" anschloß. Da traf den Verblendeten die härteste Strafe, die einem Fürsten zuteil werden kann: das eigene Volk, dessen deutsches Gewissen erwacht war, fiel von ihm ab, in offener Schlacht bei Leipzig gingen die sächsischen Truppen zu den Verbündeten über. In seiner eigenen Stadt Leipzig wurde er der Gefangene der Sieger; von preußischer und russischer Reiterei wurde er nach Berlin eskortiert.

Es galt jetzt als ausgemachte Sache, daß das Königreich Sachsen, das eine Bevölkerung von ungefähr zwei Millionen Seelen hatte, von Preußen einverleibt werden sollte. Friedrich

August hatte sich von Napoleon für den Fall des Sieges Preußisch-Schlesien als Lohn ausbedungen, durfte sich also nicht beklagen, wenn ihn die Niederlage sein Land kostete. Nach dem Plane der Berliner Staatsmänner sollte ihm nur durch ein Herzogtum Münster-Paderborn eine kleine Entschädigung zuteil werden. Unverzüglich wurde die Verwaltung Sachsens von Preußen übernommen und „vermöge eines zwischen den verbündeten Mächten getroffenen Übereinkommens" ein „kgl. preußisches Generalgouvernement von Sachsen" eingesetzt.

Allein Fürst Metternich, von vornherein dieser Einverleibung abgeneigt, wollte den Kern (noyon) eines selbständigen Königreichs Sachsen erhalten wissen; auch Frankreich nahm sich auf dem Wiener Kongreß des getreuesten Rheinbundfürsten mit Wärme an, und Bayern machte schlechtweg seinen Eintritt in den deutschen Bund davon abhängig, daß die Souveränetät Friedrich Augusts gewahrt bleibe. Abgesehen von den Beweggründen, welche für diesen Schutz maßgebend waren: der Gedanke, den letzten Getreuen des Rheinbunds zum Nachbarn Frankreichs am Rhein zu machen, war gewiß an sich kein glücklicher. Es ist also keineswegs zu beklagen, daß Preußen, das nur etwa die Hälfte des Königreichs Sachsen und zum Ersatz für die andere Westfalen und die Rheinprovinz erhielt, fortan die „Wacht am Rhein" zu halten hatte.

Im Juni 1815 kehrte Friedrich August in seine Residenz zurück. Obwohl des Königs starrsinniges Festhalten am Napoleonischen Bündnis außerhalb jener Kreise, in denen das Bändchen der Ehrenlegion als höchste Auszeichnung galt, nicht gebilligt worden war, hatte er doch durch die letzten Ereignisse und Verluste an Popularität nicht eingebüßt. In Sachsen wurde nach wie vor befürchtet, daß Preußen, um sich zur leitenden Macht Norddeutschlands aufzuschwingen, die Abrundung seines Gebiets auf Kosten Sachsens anstreben werde. Deshalb erblickten Friedrich August und seine Unterthanen in Preußen den lachenden Erben und in Österreich den natürlichen Schirmherrn der Integrität

Sachsens, und dieses Dogma des sächsischen Patriotismus ging wie ein heiliges Vermächtnis auf die jüngere Generation über.

Wohlwollend und bürgerfreundlich war auch Friedrich Augusts Nachfolger, Anton. Da er aber erst in hohem Greisenalter zur Regierung kam, konnte er sich in die neue, unruhige Zeit nicht schicken und war durchaus abgeneigt, dem stürmischen Verlangen des Volkes nach konstitutionellen Rechten Gehör zu schenken. Auch der in der Folge durch nichts gerechtfertigte Argwohn, der fromme, ursprünglich für den geistlichen Stand erzogene Fürst möchte als Regent den Katholizismus auf Kosten der Augsburger Konfession begünstigen, erregte Mißstimmung. So erklärt sich, daß nach der Pariser Juli-Revolution von 1830 auch in Sachsen Unruhen ausbrachen.

König Anton entschloß sich zu Zugeständnissen; er nahm seinen populären Neffen, Friedrich August II., zum Mitregenten an und opferte die alte patriarchalische Staatsordnung. Am 4. September 1831 wurde dem sächsischen Volke eine Verfassung gegeben, die zwar in der Hauptsache die alten landständischen Grundsätze beibehielt, aber wenigstens einige Wohlthaten des Repräsentativsystems gewährte.

Weiter glaubte auch König Friedrich August II., „kein genialer, schöpferischer Geist, aber von klarem Verstand und wohlwollendem, wahrhaftigem Charakter, ein Herr von wenig Worten und von ernstem Sinn," nicht gehen zu dürfen, ja, der Eifer für die Wahrung des monarchischen Princips verleitete zu strenger Maßregelung der liberalen Opposition. Obwohl jeder Unbefangene zugeben mußte, daß Sachsen zu den bestregierten Staaten zähle, daß von keiner anderen Regierung die Wichtigkeit des socialen Fortschritts so willig anerkannt und für Hebung von Industrie und Handel so ersprießliche Anstrengungen gemacht wurden, gewann die Unzufriedenheit über den Widerstand der Krone gegen Ausdehnung der ständischen Kompetenz die Oberhand über alle anderen Erwägungen. Dazu kam noch das konfessionelle Mißtrauen, die Furcht vor ultramontanen Bestrebungen des Hofes, ein „Argwohn, der lange fast die einzige

politische Leidenschaft des kursächsischen Volkes war" (Treitschke). Insbesondere der Thronfolger Prinz Johann galt als heimlicher Gönner jesuitischer Propaganda, als die Seele der politischen und kirchlichen Reaktion. An dynastischer Ergebenheit fehlt es dem sächsischen Volke keineswegs, aber gerade in diesem Volkscharakter liegen friedliche Gutmütigkeit und leidenschaftlicher Trotz dicht beisammen; nirgends mag sich rascher „in gährend Drachengift die Milch der frommen Denkart wandeln". Daraus erklärt sich, daß auch die Pariser Revolution von 1848 sofort ein Echo in Sachsen fand. Zu den Beschwerden über einheimische Mißstände kam das Verlangen nach einer Reform der deutschen Verhältnisse im Zeichen der Freiheit, und zugleich drängte sich die sociale Frage gebieterisch in den Vordergrund.

Neben berechtigten Wünschen wurden Forderungen laut, die nichts anderes als Aufhebung der Monarchie und Auflösung der Gesellschaft bezweckten; in der Revolution erblickten die Dresdener Barrikadenkämpfer die Wünschelrute, die auf einmal die Quelle wahren Volksglücks aufschließen werde. Sie erzielten aber nichts anderes, als daß die zur Herstellung der Ordnung erbetenen preußischen Truppen mit äußerster Strenge einschritten, und nach erfochtenem Sieg über die Revolution die Unterdrückung des Demokratismus als wichtigste Aufgabe der Regierung betrieben wurde.

Eine glückliche Wendung trat unter Johann I. ein, der 1854 seinem auf einer Reise in Tirol durch einen Sturz aus dem Wagen verunglückten Bruder in der Regierung folgte. Niemand war in Sachsen in den vierziger Jahren so verhaßt gewesen, als der Thronfolger; schon das Erscheinen Johanns in Leipzig hatte 1845 tumultuarische Scenen hervorgerufen, und es machte ihn nicht beliebter, daß er so gern in Italien weilte und für Dante und andere „papistische" Dichter schwärmte. Allein gerade diejenigen, die der Thronbesteigung des „gelehrten Pedanten" mit größter Besorgnis entgegengesehen hatten, waren bald die aufrichtigsten Anhänger des wohlgesinnten, aufgeklärten Monarchen, eine Wandlung, wie sie sich später auch in Preußen

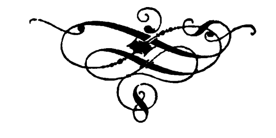
vollzog, wo der Heldenkaiser Wilhelm ebenso allgemeine Verehrung genoß, wie „Prinz Wilhelm" mißliebig gewesen war. Das Wort Reform galt nicht mehr für gleichbedeutend mit Revolution, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens wurde für Entfaltung aller Kräfte und Geistesrichtungen freie Bahn geöffnet, mit Vertrauen und Hingebung blickte das Volk zu seinem herzensguten, unermüdlich thätigen Landesherrn empor.

Es wäre auch ungerecht, die Bundespolitik Sachsens in jener Periode nur auf Partikularismus und konfessionelle Rücksichten zurückzuführen und deshalb dem Könige und dem leitenden Minister Beust allein die Verantwortung für die unglücklichen Folgen aufzubürden. Im sächsischen Volke — am wenigsten im Leipziger, am stärksten im Dresdener Bürgertum — hatten Groll und Abneigung gegen Preußen nicht minder feste Wurzeln gefaßt, wie im deutschen Süden, und es wurde mit allgemeiner Genugthuung begrüßt, daß König Johann bei Ausbruch des Bruderkriegs von 1866 seine Truppen mit den österreichischen vereinigte. Weitaus die Mehrheit des deutschen Volkes erblickte ja im Anschluß an Österreich den Weg des Rechts und der Ehre!

Mochte nun der Ausgang des Krieges ebenso schmerzlich wie überraschend sein — König Johann erkannte, daß nicht Verstimmung, sondern Versöhnung am Platze sei, daß die Macht der Thatsachen, die Umwälzung der deutschen Verhältnisse auch einen Umschwung der sächsischen Politik erheische. Er trat nicht bloß, was ja durch den Friedensschluß geboten war, in den norddeutschen Bund ein, sondern er suchte aufrichtig Frieden und Freundschaft mit dem mächtigeren Nachbar. Und diese Erkenntnis hat sich auch in den Volkskreisen Bahn gebrochen. Zwar ist jener unverständige Patriotismus, der, um Großmachtspolitik zu treiben, Glück und Ehre des engeren und des weiteren Vaterlands leichtfertig aufs Spiel setzt, noch nicht überall erloschen, aber die ungeheure Mehrheit des sächsischen Volkes hält heute die Idee treuen Zusammenhaltens mit dem gesamten Deutschland hoch und will von Beustischen Sondergelüsten und Künsten nichts mehr wissen.

Als im Jahre 1870 die deutsche Einigung die Feuerprobe zu bestehen hatte, focht der Sachse mit dem Märker und dem Bayer um die Palme, und Johanns Sohn, Albert, that es den Besten im deutschen Heere gleich. Seit 1873 trägt der Sieger von St. Privat selbst die Krone. Seine Regierung gehört noch nicht der Geschichte an, aber schon heute darf versichert und muß dankbar anerkannt werden, daß er seines Königreichs Stärke und Ehre nur in treuer Anlehnung an die deutsche Nationalkraft sucht. Deshalb jubelt heute zum Rautenschild nicht bloß das sächsische Volk dankbar empor, sondern überall in deutschen Landen ward das Andenken an jenes Ereignis, das die Geschicke des Kernlandes von Sachsen mit dem Haus Wettin verknüpfte, fröhlich mitgefeiert.

Wohl zeigen sich, wenn wir das achthundertjährige Walten der Nachkommen jenes ersten Heinrich überblicken, auch unerfreuliche Bilder; in unseren Tagen kann aber das freimütige Bekenntnis alter Schuld nicht mehr entmutigen, sondern nur das Gefühl der Dankbarkeit für die Gegenwart stärken!





Gedenkblätter.

Georg Kremplsetzer.

(1871.)

Wie lebendig steht mir, während ich den Namen niederschreibe, der alte Freund vor Augen! Ein Mann in den Vierzigern, mittelgroß mit breiten Schultern und beträchtlichem Bäuchlein, von zwanglosester Haltung. Die Gesichtszüge nicht schön, aber einnehmend; kleine, klug und freundlich in die Welt blickende Augen, fleischige Wangen, blonder Schnurr- und Knebelbart — „Gustav Adolf-Bart", wie der Besitzer mit Genugthuung zu erklären pflegte — der Scheitel fast kahl, wodurch der Stirne Wucht und Bedeutung noch mehr hervortrat. . . .

Armer alter Freund! Das „durchschlagende Opus", das dir leuchtend vorschwebte, ist nicht mehr zu stande gekommen; es war dir nicht vergönnt, das höchste Ziel deiner Kunst zu erreichen, das Gebiet deines Schaffens war engbegrenzt, aber wer immer dir näher trat, mußte dir gut sein, und wer die Entwicklung deiner originellen Künstlernatur zu verfolgen Gelegenheit hatte, wird sich mit Freuden an den schlichten Reiz dieser Produktion erinnern.

Kremplsetzers Lebensgeschichte bietet das Bild einer merkwürdigen Künstlerlaufbahn. Bis zu seinem reiferen Mannesalter blieb er beschränkt auf engen bürgerlichen Kreis, dessen Pflichten und Gewohnheiten jedes minder bedeutende Talent im Keim erstickt hätten. Kremplsetzer ist geboren den 20. April 1826 zu Vilsbiburg, einem kleinen Flecken in Niederbayern. Der Verstorbene erzählte gern von seinen Jugendjahren und wußte dann eine Reihe köstlicher Genrebilder aus dem kleinlichen socialen Leben und Treiben in seinem „Vatermarkt“ zu entwerfen. Sein Vater war ein angesehener Bürger, der den Mut hatte, im bayrischen Unterland die erste Tuchfabrik anzulegen, und dadurch zu behäbigem Wohlstand gekommen war. Es wurde als selbstverständlich betrachtet, daß der Sohn das Geschäft des Vaters übernehme. Frühzeitig regte sich zwar im Knaben Interesse an Musik, und das Verlangen, sich in einem der musikalischen Fächer auszubilden, doch war der Vater diesem Wunsche durchaus abgeneigt. Nur hinter dessen Rücken erhielt er ein wenig Unterricht auf der Flöte. Nachdem er sich auf der Gewerbeschule für seinen künftigen Beruf Kenntnisse erworben, kam er als Volontär in größere sächsische Tuchfabriken. Sein unverwüstlich heiterer Sinn gewann ihm überall viele Freunde, und da er auch im Besitz einer angenehmen Tenorstimme, war er bald die Seele von kleinen Unterhaltungen, die den stolzen Titel Konzert führten. Es liegt mir ein Tagebuch des jungen Mannes aus jener Zeit vor. Mitten unter technische Recepte und Baumwollrechnungen sind eigene poetische Versuche eingeflochten, „Gedichtet am Webstuhl“, „Gedichtet unter Ihrem Fenster“ 2c. Er versuchte auch bereits, obwohl noch kaum das Wort Kontrapunkt zu seinen Ohren gedrungen, diese Lieder in Töne zu setzen. Das Tagebuch enthält einige Noten in naivster Zusammensetzung, die uns oft herzlich lachen machten. Nach seiner Rückkehr in das Elternhaus wiederholte er, stolz auf seine bisherigen Autodidakten-Fortschritte, energischer den Wunsch seiner Knabenjahre. Er konnte jedoch die Abneigung des guten, aber strengen Vaters gegen die brodlose Kunst nicht brechen und

wurde wieder an den Webstuhl verwiesen, dessen Schnurren für den Gewerbsmann die schönste Musik sei. Doch wußte er sich seither in aller Stille ein bischen Kenntnisse in der Technik seiner geliebten Kunst anzueignen. Schon wagte er sich hin und wieder an die Komposition eines Liedchens mit Guitarre-Begleitung. Eine charakteristische Episode bestärkte seinen Eifer. Um sich zu vergewissern, ob ihn wirkliches Talent zu eigener Produktion befähige, wandte sich der junge Tuchmacher aus Niederbayern an den Sohn — Mozarts, der sich eben in Italien aufhielt, und legte ihm seine Erstlinge zur Prüfung vor. Zu seiner Freude erhielt er anerkennende und aufmunternde Antwort. Da starb der Vater. Jetzt war Georgs Entschluß rasch gefaßt. Er überließ die Leitung der Fabrik seinem Schwager, obwohl ihm nur ein mäßiges Vermögen blieb, und eilte nach München, wo ihn Franz Lachner als Schüler aufnahm.

Mit jugendlichem Eifer betrieb nun der in den Dreißigern stehende Mann die notwendigen Studien. Namentlich das Klavierspiel bot für seine an schwere Arbeit gewohnten Hände Schwierigkeiten, die er nie zu bewältigen vermochte. Wie wenige Musiker vermöchten Lieder, Kantaten und Opern mit breit ausgeführten Ensembles zu komponieren, wenn sie, wie Kremplsetzer, nicht im stande wären, einen Akkord auf dem Piano rein und richtig anzuschlagen!

Ein günstiger Zufall führte ihn in die Künstlergesellschaft Jung-München. Hier fühlte er sich so recht zu Hause. Wohnte ja doch, obwohl er nur lückenhafte Bildung genossen, in seiner Brust ein warmes Gefühl für das, was in allen Künsten schön ist! Von dieser Zeit an ist sein Name eng verflochten in die Geschichte jener Feste und Gelage, bei denen Phantasie und Humor reiche Triumphe feierten. Mit den Fortschritten in der Technik wuchs die Lust am Schaffen: ihm war sie heiter, die geliebte Kunst! Sein gesunder Humor leitete ihn von selbst auf die Bahn, wo er Ausgezeichnetes leisten konnte. Bald waren seine komischen Lieder und Scenen beliebt. Wer je z. B. seine „Schuster und Schneider in der Herberge“ gehört hat, eine keck

aus dem Handwerksburschenleben herausgezogene Episode, wird gestehen, daß sie zu dem Besten zählt, was in dieser Gattung vorhanden. Ein Musiker mit frisch und kräftig schlagendem Herzen, der mit Lust jede gebotene Aufgabe ergriff, und dabei ein Mann von ehrlichem und lebensfrohem Charakter, welch trefflicher Gewinn für gesellige Kreise! Wie herzlich waren die Künstler ihrem beleibten „musikalischen Direktor" zugethan! In Balladen wurde er besungen, in unzähligen Karrikaturen abkonterfeit, durch festliche Gelage gefeiert. Die Aufführung eines von ihm komponierten Liedercyklus, der Landsknechtslieder Pocci's, lenkte zum erstenmal die Aufmerksamkeit in weiteren Kreisen auf den Mann mit dem unmöglich scheinenden Künstlernamen. Bald darauf, wenige Jahre seitdem er sich von der Spinnmaschine verabschiedet, konnte er mit einer größeren Operette „Der Onkel aus der Lombardei", in einer Künstler-Unterhaltung aufgeführt, vor ein gewähltes Publikum treten, das der gesunden Sinnlichkeit und Originalität der Melodien seinen Beifall nicht versagte. Eine bedeutendere Aufgabe war ihm gestellt, als die Münchner Künstler in einem Ballfeste den Zauber der deutschen Märchenwelt verkörperten und ihm den musikalischen Teil übertrugen. Das Festspiel „Hansel und Gretel", dem das bekannte schlichte Märchen zu grunde liegt, enthält duftige und innig empfundene Nummern, die an die glücklichsten Schöpfungen Haydns erinnern.

Kremplsetzer komponierte mit dem Herzen, nicht mit dem Kopfe; dies zeichnet seine Leistungen so wohlthuend vor ähnlichen aus, die nur Produkt der Reflexion sind und die Merkmale dieses Ursprungs an sich tragen. Er koncipierte mühelos und leicht, freilich hie und da auch leichtfertig. Seine schlecht und fehlerhaft geschriebenen Partituren waren berüchtigt. Er komponierte in dieser Periode auch viele ernste und heitere Lieder. Verwandtes Gefühl zog ihn namentlich zu der gefühlsinnigen Natur- und Volkspoesie der Schwaben-Dichter. Vieles davon erhebt sich über das Gewöhnliche. In der Komposition z. B. des wetterleuchtenden Lenau'schen Gedichtes „Wunsch" kommt überraschende Empfindungstiefe zu edelstem Ausdruck.

Als sich aus den Künstlerkreisen mehr und mehr das frohe, ungebundene, phantastische Leben und Treiben verlor und der unserem Komponisten besonders verhaßte „praktische Sinn“ sich seiner alten Freunde bemächtigte, siedelte er in Studentenkreise über. Für den akademischen Gesangsverein komponierte er nun eine Reihe köstlicher Operetten und Burlesken; tragikomische Ritterstücke wechselten mit althellenischen Possen oder kurzweiligen Episoden aus dem Künstler- und Vagabundenleben.

Der überraschende Erfolg dieser Dilettanten-Aufführungen bewog die Münchener Hoftheater-Intendanz zur Annahme der Operette „Der Vetter auf Besuch“. Den Text hatte ihm Freund Busch, der berühmte Zeichner, geschrieben. Dem niedlichen Genrebild, das wohl verdiente, sich auf den deutschen Bühnen zu halten, wurde lebhafter Beifall zuteil, auch in Berlin, wo es am Friedrich-Wilhelmstädter Theater in Scene ging.

Jetzt ging der rastlos Strebende an die Komposition einer größeren komisch-romantischen Oper. In kaum sechs Monaten vollendete er die „Franzosen in Gotha“, wozu ihm ein leider in der Technik des Dramas wenig bewanderter Freund das Libretto geliefert hatte. Eine reiche Fülle von Melodien ist darin niedergelegt; er gab hier, wie er selbst zu sagen pflegte, das beste, was er geben konnte. Kremplsetzer war vorwaltend ein lyrisches Talent; doch durch dieses Werk wollte er beweisen, daß auch die dramatische Ader in ihm nicht blutleer sei. Vor Zerflossenheit der Form oder Verkünstelung bewahrte ihn die frische Ursprünglichkeit seines Schaffens. Leider erlebte der Komponist keine Aufführung seines Lieblingswerkes, obwohl ihm der damalige Leiter des Hoftheaters feste Zusage gegeben hatte. Solche Fälle pflegen ja nie im Leben deutscher Künstler zu fehlen! Allerdings wäre es wünschenswert gewesen, daß der verpönte „praktische Sinn“ namentlich den Librettisten zu strengerer Ökonomie in Anlage und Aufbau des Werkes veranlaßt hätte.

Als sich in München 1865 das Aktien-Volkstheater aufthat, an das sich weiland so hochfliegende Hoffnungen knüpften,

ersah man Kremplsetzer zum Kapellmeister. Mit dieser Ernennung schließt die glücklichste Periode seines Lebens und Schaffens ab. Er paßte nicht für die neue Wirksamkeit. Es fehlte ihm die nötige Ruhe; auch das mangelhafte Klavierspiel bereitete Schwierigkeiten. Dazu kamen noch die Intriguen des Theaterlebens. Gleichwohl verlor er weder seinen Humor, noch seinen Arbeitseifer. Die Offenbachiaden, die er jetzt zu dirigieren hatte, waren ihm ein Greuel; er sah darin nur Koketterie und Blasiertheit. Sie von der deutschen Bühne zu verdrängen, wollte er seine ganze Kraft einsetzen. Freudig machte er sich deshalb an die Komposition eines kerndeutschen Märchen-Libretto's „Der Rothmantel", welches Paul Heyse, der den originellen Künstler kennen und schätzen gelernt, für ihn geschrieben hatte. Die Oper fand in München und Berlin günstige Aufnahme; doch war es nicht der ersehnte durchgreifende Erfolg, welcher ihm ermöglicht hätte, seine Dirigentenstellung aufzugeben. Mit echtem Künstlerleichtsinn hatte er sein ganzes Vermögen verbraucht. „Ich hab' es meinem Talent geopfert", sagte er, „jetzt soll sich nur auch das Talent dankbar beweisen!"

Als das Aktientheater ein klägliches Ende nahm, war er gezwungen, eine Musikdirektorstelle in Görlitz, dann in Magdeburg, endlich in Königsberg anzunehmen. Zweifelsohne wäre im Norden binnen kurzer Zeit seinem Talent weiterer Spielraum eröffnet und thatkräftigere Anerkennung zuteil geworden. Doch es war ihm nicht mehr vergönnt, dort feste Wurzel zu fassen. Die ersten Briefe an Münchener Freunde erzählten noch in fröhlichem Wechsel von Reiseabenteuern und Rotsponfreuden, glücklichen Erfolgen und neuen Plänen. Bald aber wurden die Mitteilungen kürzer und zurückhaltender, endlich kam gar traurige Zeitung. Das rauhe Königsberger Klima und die Anstrengungen des Dienstes hatten seine kräftige Gesundheit untergraben. Natürlich gab man dem kranken Kapellmeister rasch den Laufpaß.

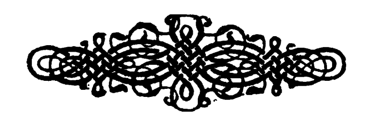
Es war ein trübes Wiedersehen in München. Oft kamen ihm Thränen in die Augen, wenn alte Freunde ihn, den abgemagerten, hinfälligen, vor der Zeit gealterten Mann nicht

wiedererkannten. Er war unrettbar verloren; das konnte sich niemand verhehlen, der in die gebrochenen Augen blickte und die hohle Stimme hörte. Nur er selbst gab die Hoffnung nicht auf. Sein Geist war ungebrochen. Er nahm noch lebhaftesten Anteil an allen politischen und socialen Tagesfragen; er zeigte Interesse für alle Pläne und Arbeiten seiner Freunde, und nicht minder war in ihm selbst die alte Arbeitslust rege. Obwohl das Zittern seiner Hände ihm das Schreiben erschwerte, komponierte er noch in seinen letzten Lebenstagen eine Fest-Ouverture für die Heimkehr der siegreichen Truppen und war hoch erfreut, als ihre Aufführung in einem Konzert der musikalischen Akademie zugesagt wurde.

„Wenn es nur wieder blauen Himmel giebt, wird es schon besser gehen," sagte er. „Jetzt geh' ich auf kurze Zeit nach Hause. Die Mixturen aus der Apotheke und die angenehmeren Mixturen, die mir mein gutes Mütterlein kocht, werden mich schon wieder gesund machen."

Er verließ das elterliche Haus nicht mehr. Am 6. Juni 1871 verschied er.

Jeder, der ihm im Leben näher trat, wird die Erinnerung an diesen echt deutschen, kernigen Charakter hoch halten. Die Musikalienverleger wollten ihm nicht zu papierner Unsterblichkeit verhelfen. Seine frischen Melodien werden aber, wie das echte Volkslied von Mund zu Mund sich forterbend, in fröhlichen Kreisen erhalten bleiben.





Karl Stieler.

(1885.)



Als die ersten Frühlingsblumen am Hang der Berge sproßten, betteten wir den teuren Freund im Friedhof nahe am blauen Tegernsee zur letzten Ruhe.

Aus allen Thälern der Umgebung hatten sich Landleute eingefunden. Kinder, die gefalteten Händchen hoch emporhaltend, sangen einfache Weisen, Frauen und Matronen knieten rings auf den geweihten Hügeln, kräftige Bursche in militärischer Haltung standen als Ehrenwache um das Grab. Und doch wurde nicht einer der Ihrigen, nicht ein Kind der Berge auf so feierliche Weise bestattet; auch Leidtragende aus der Hauptstadt waren in großer Zahl versammelt; für diese galt es, einem Kollegen, einem Freunde, einem Denker und Dichter die letzte Ehre zu erweisen. Heyse beklagte in herrlichen Versen den schmerzlichen Verlust, viele Andere sprachen Worte des Lobes und der Teilnahme, immer höher türmten sich Lorbeer und Blumen um das Grab. Und als die ersten Schollen auf den Sarg hinabrollten, da blieb kein Auge trocken, auch Männer schämten sich nicht der Thränen — galten sie doch einem der Besten des Vaterlands! —

Ein herrlicher Frühlingstag! Die ganze Natur ist sonnentrunken, der Himmel blau, die Luft lau und lind, goldene Lichter glänzen auf den Firnen der Berge und gleiten über Rasen und Flieder, im nahen Tannendickicht schlägt die Drossel! Während der Priester die letzten Segensworte spricht, dringt vom Gestade der warme Ton eines Posthornes herüber, wie ein heiterer Gruß des Verewigten! Unwillkürlich drängt sich der Gedanke auf: Ja, so verdient **nur** ein Dichter begraben zu werden, dessen Herz, solange es schlug, von Poesie und Liebe überquoll! Der Tod hat seine Schrecken verloren, der bange Schmerz löst sich von der Brust, die sonnige Totenfeier gemahnt an jenes Bild der Griechen, das den Schlaf und den Tod in brüderlicher Umarmung zeigt. —

Karl Stieler ist am 15. Dezember 1842 zu München geboren. Sein Vater, der bayrische Hofmaler Josef Stieler, galt für den berufensten Vertreter des Porträtfaches; er stand in hoher Gunst bei König Ludwig I., in dessen Auftrag er u. a. die bekannte Schönheiten-Galerie malte. Im väterlichen Hause verkehrten fast alle um Kunst oder Wissenschaft verdienten Männer und Frauen der Hauptstadt als Freunde, so daß nur edle Eindrücke auf die Seele des Knaben wirkten. Den Sommer verlebte die Künstlerfamilie im bescheideneren Häuschen am Tegernsee, dessen Reize damals erst von Wenigen gekannt und gewürdigt wurden. So war die Jugend Karls heller Sonnenschein, und auch nach dem Tode des Vaters (1858) hielt ihn eine geistvolle Mutter in treuer Hut. Der Verfasser dieser Skizze, der mit Karl die Freuden und Leiden der Lehrjahre geteilt hat, erinnert sich noch lebhaft daran, daß schon der Knabe durch eine gewisse Noblesse der Empfindung, wie der Ausdrucksweise unter den Genossen vorteilhaft hervorstach, ohne daß er je einen Augenblick aufgehört hätte, ein guter Kamerad zu sein.

Nachdem er den herkömmlichen Gymnasialunterricht genossen hatte, bezog er 1861 die Universität der Vaterstadt, um Jura zu hören. 1866 trat er als „Lieutenant auf Kriegsdauer" in die Armee; von den Fahrten und Fährlichkeiten seiner Truppe

wußte er später manche drastische Geschichte zu erzählen. Im nächsten Jahre bestand er die juristische Hauptprüfung mit sehr guter Note und holte sich den Doktorhut in Heidelberg; dann trat er als Praktikant in das Münchener Archiv. An diesem Amt wurde er zum Sekretär, später zum Assessor befördert. Da gab es nun viel mechanische Arbeit, die dem mit unermüdlicher Phantasie Begabten schlecht behagte. Pegasus im Joch! Er flüchtete, so oft es möglich war, in die Berge, deren Zauber er seit der Kindheit Tagen schwärmerisch liebte, und — in die noch reizvollere Welt der Poesie. Schon während der Studentenjahre hatte sich im Freundeskreis seine poetische Begabung geäußert; später fand er in der Dichterrunde „Krokodil", die, seit Geibel die bayrische Hauptstadt verlassen hatte, unter den Auspicien Paul Heyse's stand, Anregung und Aufmunterung. Insbesondere den Gedichten in oberbayrischer Mundart wurde freundlicher Beifall zu teil; dadurch ermutigt, bot er 1865 als erste Dichtergabe einen Strauß „Bergbleameln". Das Bändchen blieb jedoch damals fast unbeachtet. Die landläufige Kritik glaubte ihn kurzweg als „Nachahmer Kobells" abfertigen zu dürfen. Mit Unrecht. Freilich ist er durch Kobell zu den eigenen Versuchen angeregt worden, im übrigen aber unterscheidet sich die Individualität seiner Dialektdichtung scharf von derjenigen Kobells. Kraft und Leben vermissen wir weder hier noch dort, aber Kobell spricht mehr zum Gemüt, Stieler zum Kopf. Wenn uns bei jenem, der seine Stoffe vorwiegend aus der Natur und dem damit aufs engste verbundenen Hirten- und Jägerleben wählt, die Sinnigkeit der Anschauung und der weiche Klang der Verse erquicken, so treffen wir bei Stieler eine plastische Gestaltungskraft und einen Reichtum an Bildern und Typen, wie ihn nur Fritz Reuter aufweist.

Diese Vorzüge gewannen denn auch der zweiten Sammlung „Weil's mi freut!" (1876) und der dritten „Habt's a Schneid?" (1877) überraschend viele Freunde, nicht etwa bloß in Altbayern, sondern auch in Schwaben und Franken und im ganzen deutschen Norden.

Ein herrlicher Frühlingstag! Die ganze Natur ist sonnentrunken, der Himmel blau, die Luft lau und lind, goldene Lichter glänzen auf den Firnen der Berge und gleiten über Rasen und Flieder, im nahen Tannendickicht schlägt die Drossel! Während der Priester die letzten Segensworte spricht, dringt vom Gestade der warme Ton eines Posthornes herüber, wie ein heiterer Gruß des Verewigten! Unwillkürlich drängt sich der Gedanke auf: Ja, so verdient nur ein Dichter begraben zu werden, dessen Herz, solange es schlug, von Poesie und Liebe überquoll! Der Tod hat seine Schrecken verloren, der bange Schmerz löst sich von der Brust, die sonnige Totenfeier gemahnt an jenes Bild der Griechen, das den Schlaf und den Tod in brüderlicher Umarmung zeigt. —

Karl Stieler ist am 15. Dezember 1842 zu München geboren. Sein Vater, der bayrische Hofmaler Josef Stieler, galt für den berufensten Vertreter des Porträtfaches; er stand in hoher Gunst bei König Ludwig I., in dessen Auftrag er u. a. die bekannte Schönheiten-Galerie malte. Im väterlichen Hause verkehrten fast alle um Kunst oder Wissenschaft verdienten Männer und Frauen der Hauptstadt als Freunde, so daß nur edle Eindrücke auf die Seele des Knaben wirkten. Den Sommer verlebte die Künstlerfamilie im bescheideneren Häuschen am Tegernsee, dessen Reize damals erst von Wenigen gekannt und gewürdigt wurden. So war die Jugend Karls heller Sonnenschein, und auch nach dem Tode des Vaters (1858) hielt ihn eine geistvolle Mutter in treuer Hut. Der Verfasser dieser Skizze, der mit Karl die Freuden und Leiden der Lehrjahre geteilt hat, erinnert sich noch lebhaft daran, daß schon der Knabe durch eine gewisse Noblesse der Empfindung, wie der Ausdrucksweise unter den Genossen vorteilhaft hervorstach, ohne daß er je einen Augenblick aufgehört hätte, ein guter Kamerad zu sein.

Nachdem er den herkömmlichen Gymnasialunterricht genossen hatte, bezog er 1861 die Universität der Vaterstadt, um Jura zu hören. 1866 trat er als „Lieutenant auf Kriegsdauer“ in die Armee; von den Fahrten und Fährlichkeiten seiner Truppe

wußte er später manche drastische Geschichte zu erzählen. Im nächsten Jahre bestand er die juristische Hauptprüfung mit sehr guter Note und holte sich den Doktorhut in Heidelberg; dann trat er als Praktikant in das Münchener Archiv. An diesem Amt wurde er zum Sekretär, später zum Assessor befördert. Da gab es nun viel mechanische Arbeit, die dem mit unermüdlicher Phantasie Begabten schlecht behagte. Pegasus im Joch! Er flüchtete, so oft es möglich war, in die Berge, deren Zauber er seit der Kindheit Tagen schwärmerisch liebte, und — in die noch reizvollere Welt der Poesie. Schon während der Studentenjahre hatte sich im Freundeskreis seine poetische Begabung geäußert; später fand er in der Dichterrunde „Krokodil", die, seit Geibel die bayrische Hauptstadt verlassen hatte, unter den Auspicien Paul Heyse's stand, Anregung und Aufmunterung. Insbesondere den Gedichten in oberbayrischer Mundart wurde freundlicher Beifall zu teil; dadurch ermutigt, bot er 1865 als erste Dichtergabe einen Strauß „Bergbleameln". Das Bändchen blieb jedoch damals fast unbeachtet. Die landläufige Kritik glaubte ihn kurzweg als „Nachahmer Kobells" abfertigen zu dürfen. Mit Unrecht. Freilich ist er durch Kobell zu den eigenen Versuchen angeregt worden, im übrigen aber unterscheidet sich die Individualität seiner Dialektdichtung scharf von derjenigen Kobells. Kraft und Leben vermissen wir weder hier noch dort, aber Kobell spricht mehr zum Gemüt, Stieler zum Kopf. Wenn uns bei jenem, der seine Stoffe vorwiegend aus der Natur und dem damit aufs engste verbundenen Hirten- und Jägerleben wählt, die Sinnigkeit der Anschauung und der weiche Klang der Verse erquicken, so treffen wir bei Stieler eine plastische Gestaltungskraft und einen Reichtum an Bildern und Typen, wie ihn nur Fritz Reuter aufweist.

Diese Vorzüge gewannen denn auch der zweiten Sammlung „Weil's mi freut!" (1876) und der dritten „Habt's a Schneid?" (1877) überraschend viele Freunde, nicht etwa bloß in Altbayern, sondern auch in Schwaben und Franken und im ganzen deutschen Norden.

Hier war einmal das Autochthonentum der Voralpen konterfeit, wie es leibt und lebt; das sind die Bauern mit ihrem verschlossenen, trutzigen Wesen, deren schwellende Naturkraft dem Fremden imponiert, doch den mit der ethnischen Eigenart Vertrauten über die innere Haltlosigkeit und Schwäche nicht zu täuschen vermag, das sind die Burschen, die mit den Tannen gählings in die Wette wachsen, die Dirnen mit dem heißen Blut, für die es ober dem Wetterkreuz keine Sünd' giebt, die Dorfhonoratioren mit ihrem schlagfertigen Witz, der ihnen aber nicht zu günstiger Mündigkeit aufhilft — lauter realistische Typen, wie sie Bürkel's und Enhuber's Pinsel so köstlich gelangen, derbe, aber gesunde Kost, keine Topfgewächse, sondern Heiderosen und Primeln, Bergnelken und Nesseln. Es ist denn wohl auch von reinlichen Aesthetikern die „allzu große" Derbheit der Schilderung gerügt worden, und wohl manche schöne Leserin hat das Büchlein enttäuscht aus der Hand gelegt, weil diese Gestalten und Bilder ihrem Älpler-Ideal nicht entsprachen. Ja, in den Bergen erscheint Jungfrau Poesie anders, als an den Stätten der Kultur, so daß sie mancher nicht erkennt, wenn er sie auch von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekommt. Es giebt fast nichts Unerfreulicheres, als den Bauern, wie er sich in ungezwungenem Verkehr mit seinesgleichen giebt; aber auch in dieser rauhen Schale steckt ein Goldkorn der Poesie — und der wahre Dichter weiß es herauszufinden. Er sieht diese Welt nicht in rosigerem, sondern in schärferem Licht, als der Laie, und indem er das mannigfaltige Leben in naturwahren Typen vor Augen bringt, läßt er auch uns einen Blick in die Volksseele werfen. Er ist der beste Professor der Kulturgeschichte.

Wo es sich nur um die Poesie der Wirklichkeit handelt, kann auch von tendenziöser Färbung nicht die Rede sein. Der Dichter, der das Volksleben ganz und voll auf sich wirken läßt, wird die Schatten des Volkscharakters nicht übersehen und nicht verbergen, er wird Härte, Tücke, Ungeschlachtheit nicht als Naturwüchsigkeit und Kraftfülle aufputzen, aber auch die edlen Herzenslaute nicht überhören. Hören wir nur einmal, wie lustig

und wie zart der Dichter das tiefere Heimatgefühl des Älplers zu schildern weiß.

Ein Rekrut sieht während des Exerzierens auf den Münchener Höhen in blauer Ferne den Wendelstein . . .

„Der Wendlstoa — der druckt ihn was!
Dort war halt 's Bixeitrag'n a G'spaß,
Und wie er grad so einistiert,
Da werd schnell ‚Rechtsum' kommandiert.

Und linker Hand steh'n d' Berg von weitem,
Er is mi'n G'müath auf dera Seiten,
A bissel her — a bissel hin:
Z'letzt hat er 's G'schau in Bergen drin.

Da ist der Kopporall glei g'rennt:
‚Du Himmelhergottsakrament!
Jetzt schaugt dös Kaibl grad daneben,
Rechtsum!' Und hat ihm eine geben.

Daheim, da hat ihm na auf d' Nacht
Der Lieutnant noch an Landler g'macht,
Der Hauptmann nimmt ihn bei die Ohren,
Vom Oberst is er eing'sperrt worn.

Dort hockt er jetzta im Arrest
Und pfeift — daß er sein Weillang tröst;
Was pfeift er denn? Ich möcht' halt moan,
Er pfeift dös Lied vom — Wendlstoan."

Es sind nur Bauern und Holzknechte, Sennerinnen und Wildschützen, die uns in Feld und Forst, Wirtshaus und Kirche, Tanzboden und Advokatenstube vorgeführt werden, doch wird man durch den Reichtum origineller Wendungen und Gedanken überrascht werden. Alle Formen des Komischen, das Burleske, der Witz, der Humor kommen zu ihrem Recht; oft fließen in den vorgeführten Bildern Humor und Ironie in einander, wir können — und das ist so charakteristisch für den bayrischen Schlag — nicht unterscheiden: spricht der Thor oder der Schalk zu uns? Nirgends ein kokettes Tändeln mit der Naivetät des Volkes, nirgends ist der echte Ton aufgegeben; man sieht es den

Erzählungen und Schnadahüpfeln an, daß sie im innigsten Verkehr mit dem Bergvölkchen erwachsen sind.

Wer so über das Volk schreibt, schreibt auch für das Volk! Wie oft bin ich Zeuge gewesen, daß Stielersche Schwänke in der Tafelrunde von Bauern und Jagdgehilfen vorgelesen, Stielersche Lieder von Dorfkindern in Flur und Wald gesungen wurden!

Schon 1878 erschien ein neues Büchlein „Um Sunnawend". Die Wahl des Titels wird begründet durch eine im Dialekt geschriebene „Fürred", die selbst wie ein rührendes Gedicht anmutet. Zur Winterszeit war ein unheimlicher Gast in das Heim des Dichters gezogen, schwere Krankheit hatte ihn Monate lang ans Lager gebannt. Der Frühling brachte Rettung und Genesung, und endlich konnte der Arzt sein Amt der stärkenden Alpenluft überlassen. „Es is a so um a Zeitl gwest, wo's scho hingeht auf Sunnawend, und es is wohl aa a Sunnawend gwest für mi selm für all mei Lebtag lang!"

Wer den Dichter nicht kannte, mußte überrascht sein, als 1880 aus der Feder des urwüchsigen „Altboarn" eine Sammlung „Hochlandslieder" erschien, in welchen auf den Dialekt verzichtet und das Hochdeutsche mit seltener Meisterschaft gehandhabt war. 1881 folgten „Neue Hochlandslieder", 1882 „Wanderlieder". Alle bekunden einen feinsinnigen Dichter, der aus der Welt der Vergangenheit und der Gegenwart, wie aus den Schachten des eigenen Herzens das Gold echter Lyrik zu gewinnen weiß. Insbesondere das Interesse an der Vorzeit — darin zeigt sich der „Archivar" —, das Sichversenken in Stimmungen längst vergangener Generationen ist für Stieler charakteristisch. Von einem ironischen Zug, wie er in ähnlichen Dichtungen Scheffel's auftritt, findet sich bei Stieler keine Spur; er gehört als Dichter zu den Gläubigen; durch keine Regung des modernen Kriticismus läßt er sich in seiner romantischen Auffassung stören; die historische „Echtheit" opfert er unbedenklich dem poetischen Reiz. So ziehen denn der Mönch Werinher, der auf der Alm von süßer Minne verwundet ward, Herr Hiltebold

von Swanegow, der in stiller Bergeinsamkeit sein Saitenspiel rührt, der Bürgerfreund Kaiser Ludwig, der auf der Jagd im Ammergau Sorg' und Leid vergessen will, das Königskind Frau Irmingard auf dem einsamen Eiland im blauen Chiemsee, fahrende Schüler, Landsknechte, Spielleute anmutig an uns vorüber. Die elegische Stimmung ist vorherrschend, aber wir vernehmen auch in den hochdeutschen Dichtungen nicht selten jene herz-, scherz- und schmerzhaften Töne, aus deren Verbindung der wahre Humor entspringt, und gar manches Liedchen läßt das nicht vermissen, was Goethe den „kecken Wurf" des echten Volkslieds nennt. Daß der Dichter als treuer Sohn des Vaterlandes für die bewegenden Fragen der Zeit offenen Sinn hat, beweisen innig empfundene Gelegenheitsgedichte. Wo immer Herzen warm und lebhaft schlugen, da schlugen auch die Pulse seiner Muse mit.

Die edelste Perle unter Stielers poetischen Schöpfungen ist unbedingt das „Winteridyll", das sich als einziges dichterisches Vermächtnis in seinem Nachlaß vorfand. „Als habe ihn die Ahnung des frühen Todes schon mitten im frischesten Lebensglück überkommen", sagt Paul Heyse im Vorwort, „fühlte er sich getrieben, in diesem Idyll die Summe des Besten und Tiefsten niederzulegen, was sein Herz lebenslang bewegt, all denen ein warmes Wort des Dankes zu sagen, die ihm Liebe entgegengebracht, alle die theuren Gestalten unter seinem ländlichen Dache in winterlicher Abgeschiedenheit um sich zu versammeln und sich noch einmal recht von Herzen in das Glück eines so reichen Besitzes zu versenken. . . . Wer den sinnigen, liebevollen und liebenswürdigen Geist des Frühgeschiedenen aus lebendigem Verkehr oder auch nur aus seinen Dichtungen kennen gelernt, wird ihn hier mit tiefer Rührung in seiner ganzen seelenvollen Schlichtheit und hingebenden Wärme wiederfinden". . . .

Dem Porträt Stielers würde aber ein wichtiger Zug fehlen, wenn nicht auch des Redners gedacht würde. Es giebt kaum eine deutsche Stadt, deren Publikum nicht den einen oder anderen Vortrag Stielers kennen gelernt hätte. Er pflegte über die Eigentümlichkeiten des bayrischen Volkscharakters, die Wand-

lungen des Verkehrswesens in den Alpen, bayrische Mundart, Grenzen der Dialektdichtung und ähnliche Stoffe zu sprechen, immer in vollendeter Form, mit Verve, ohne Koketterie oder Übertreibung. Im engeren Vaterland ist keineswegs gebührend gewürdigt worden, daß es nicht zum wenigsten den ethnologischen Aufklärungen Stielers zu danken ist, wenn die Mißachtung des bayrischen Stammes, die früher da und dort in deutschen Gauen festgewurzelt war, einer gerechteren Beurteilung, ja sogar einer gewissen Vorliebe gewichen ist.

Allein nicht bloß die eigenen Stammesgenossen, auch Land und Leute in der Fremde hat Stieler mit scharfem Blick studiert und mit feinem Sinn geschildert. Besser als die Texte zu verschiedenen Illustrationswerken beweisen dies die interessanten Briefe, welche er über Reisen nach Frankreich, Belgien, England, Italien und Ungarn veröffentlicht hat; sie sind von hohem malerischem Reiz und reich an originellen Beobachtungen und Schlüssen. Auch der Prosaist Karl Stieler gehört zu den liebenswürdigsten Erscheinungen der litterarischen Gegenwart.

Der Dichter selbst war eine poetische Erscheinung. Eine stattliche Gestalt, die Stirn hoch und schmal, Haar und Bart lichtblond, die Augen von feuchtem Blau, die Nase leicht gebogen, um den Mund einen träumerischen Zug.

Noch hatte sich auf sein Haupt kein Silberhärchen eingeschlichen, als ihn die tückische Krankheit befiel, die dem hoffnungsvollen Leben ein frühes Ende setzte: er verschied am 12. April 1885, an einem Sonntagsmorgen. Er wird aber fortleben in der Erinnerung Aller, die ihn im Leben schätzen und lieben lernten, und in der Verehrung derjenigen, die noch in späten Tagen in seinen Liedern und Schriften Anregung und Erquickung finden werden.

„Wie viel, was selig schien, war doch vergebens!
Nur eines giebt es, das bleibt ewig jung,
Und keiner nimmt's, — du bist's, Erinnerung!
Du bist die Patina am Erz des Lebens. . . .“



Wilhelm von Giesebrecht.

(1889.)

Ein Schüler, der tief erschüttert am offenen Grabe des hochverehrten Meisters steht, vermag in so bangem Augenblick unmöglich ein die volle und ganze Individualität zeichnendes Lebensbild, eine wohlerwogene, wissenschaftliche Charakteristik des Verewigten zu bieten. Doch es gilt ja nur, den Fernerstehenden mit ein paar schmucklosen Worten zu erzählen, welch bedeutender, welch braver Mann aus unserer Mitte geschieden ist. Erst in ruhigerer Stunde kann die flüchtige Skizze zum Porträt ausgearbeitet, kann in erschöpfender Weise dargelegt werden, was Wilhelm von Giesebrecht seiner Familie, seinen Schülern, dem ganzen deutschen Volke war, welch hervorragenden Anteil er an der Entwicklung der Geschichtswissenschaft in Deutschland, an der Gestaltung der politisch-historischen Ideen unserer Zeit zu beanspruchen hat.

Giesebrecht ist am 5. März 1814 zu Berlin geboren. Das Geburtshaus und die erste Bildungsstätte des Geschichtsschreibers der deutschen Kaiserzeit scheinen mir besonders bedeutsam zu sein. Der Vater war Lehrer am Gymnasium zum grauen Kloster. Das Gebäude war ehedem der Sitz der grauen Mönche; Tummelplatz des heranwachsenden Knaben war der Hof vor der

alten gothischen Kirche — ein Überrest mittelalterlicher Kultur, ein Stück mittelalterlicher Poesie mitten in dem zur modernen Großstadt sich gestaltenden Berlin. Der Knabe besuchte das Gymnasium im Vaterhause. In späteren Jahren hat Giesebrecht gern davon erzählt, mit welcher Freude und Hingebung er bei den an jener Anstalt üblichen Aufführnngen Schillerscher Dramen mitwirkte, daß er aber auch selbst in den Mußestunden Dramen, u. a. einen Otto I., schrieb; als Verdienst dieser Versuche wollte er freilich nur gelten lassen, daß er dadurch frühzeitig mit vaterländischer Geschichte vertraut gemacht wurde. Für den begabten, bildungseifrigen Jüngling lag die Wahl des Berufes nahe. Er bezog als Philologe die Hochschule zu Berlin, doch durch die Anregung, welche er in den Vorlesungen und noch mehr in den Seminarübungen Ranke's empfing, wurde er bald für das Studium der Geschichte gewonnen. In der ein paar Jahre vor seinem Tode in einer Festsitzung der Münchener Akademie gehaltenen Gedächtnisrede auf Leopold von Ranke schilderte er selbst beredt und anschaulich, wie der damals vierzigjährige Lehrer auf die empfängliche Seele des Schülers wirkte. Ranke war im grunde genommen bei aller Genialität ein schlechter Docent, es fehlte seinen inhaltsreichen Vorträgen an Ordnung und Zusammenhang, allein wenn er auf dem Katheder mehr verblüffte, als anzog, so „verwandelte sich im Seminar die Verwunderung bald in Bewunderung seines ausgebreiteten Wissens, seiner vielseitigen Bildung, der Schnelligkeit seiner Auffassung und der genialen Handhabung der Kritik“. Aber was waren das auch für Schüler! Wann konnte sich je ein Lehrer eines solchen Dreigestirns von Tironen rühmen, wie sie damals zu den Füßen Ranke's saßen: Waitz, Giesebrecht, Sybel! Die „Jahrbücher des Deutschen Reichs unter den sächsischen Kaisern“, die aus diesem Seminar gegen Ende der dreißiger Jahre hervorgingen und an denen sich Giesebrecht mit einer Geschichte Otto's II. beteiligte, sind und bleiben, obwohl die Leistung hauptsächlich durch spätere Arbeiten der nämlichen Verfasser längst überholt ist, ein wichtiger Markstein in der Geschichte der

deutschen Historiographie. Seit jener Zeit zählt Giesebrecht zu den Hauptvertretern der sogenannten kritisch-historischen Schule.

Der junge Historiker blieb jedoch vorerst in der Laufbahn eines Gymnasiallehrers und widmete sich mit Lust und Liebe der Lehrthätigkeit am Joachimthalschen Gymnasium zu Berlin. Giesebrecht hat allzeit mit Stolz und Wärme von der Wirksamkeit jener Jahre gesprochen und eine lächerliche Überhebung darin erblickt, wenn dieser und jener akademische Lehrer die „Schulmeisterei" der Mittelschulen geringschätzig beurteilte. In den Mußestunden aber reiften die Früchte, zu welchen in Ranke's Seminar die Triebe angesetzt hatten. Zuerst entstand die Arbeit über die „Annales Altahenses". Es handelte sich um den Versuch, eine verloren gegangene, für die Reichsgeschichte des eilften Jahrhunderts wichtige Quelle durch scharfsichtige Schlüsse aus späteren Kompilationen auszuziehen und damit für die Geschichtsforschung zurückzuerobern. Als Edmund Freiherr von Oefele dreißig Jahre später im Nachlaß seines Urgroßvaters eine von Aventin im sechzehnten Jahrhundert hergestellte Abschrift der Altaicher Annalen auffand, konnte Giesebrecht mit Genugthuung darauf hinweisen, daß er mit seltenem Intuitionsvermögen im großen und ganzen das Richtige getroffen hatte.

Von entscheidender Bedeutung für seine ganze Zukunft war es, daß die Arbeiten des bescheidenen jungen Gelehrten die Aufmerksamkeit des preußischen Ministers Eichhorn erregten und ihm dieser einen längeren Urlaub und ein Stipendium zu einer wissenschaftlichen Reise nach Italien gewährte. Der litterarische Ertrag der Studienfahrt war eine Dissertation über die wissenschaftlichen Bestrebungen der Italiener in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters. Zugleich lernte er die edle Frau, die ihm seither mehr denn 40 Jahre eine treue Lebensgefährtin geblieben ist, in Rom kennen, und bald nach der Heimkehr führte er die Erkorene zum Altar. Im neuen Heim begann er mit den umfassenden Quellenstudien zu dem Hauptwerk seines Lebens, womit er sich einen Platz unter den ersten Historikern der Gegenwart erkämpfte, zur Geschichte der deutschen Kaiserzeit.

Sogleich der 1855 erschienene erste Band erregte lebhaftes Aufsehen. In gerechter Würdigung des ungewöhnlichen Verdienstes übertrug Friedrich Wilhelm IV. dem Verfasser noch im nämlichen Jahre eine Professur der Geschichte an der Albertina zu Königsberg, und 1857 wurde ihm für „die ausgezeichnete Leistung auf dem Gebiete vaterländischer Geschichte“ der große Königspreis zuerkannt. Er erfreute sich bei Kollegen und Studierenden wachsender Beliebtheit und Verehrung. Schon in Königsberg begann er mit den Fachstudierenden historische Übungen zu halten; u. a. ist Bernhard Simson ein Schüler aus der Königsberger Periode Giesebrechts. Bald sollte er aber zu wichtigerer Wirksamkeit berufen werden, in deren Dienst er den ganzen Rest seines irdischen Daseins gestellt hat.

Es ist bekannt, welch treuen Freund und Gönner die Geschichtswissenschaft an König Maximilian II. von Bayern hatte. „Die Geschichte,“ sagt Döllinger in seiner Gedächtnisrede auf den edlen Monarchen, „war der Geistesrichtung des Königs am meisten verwandt.“ Das irenische Element der Geschichte wars, was ihm diese Wissenschaft vor allem teuer machte. Auf Ranke's Empfehlung war 1856 Sybel nach München berufen worden; er hatte hier als Meister des Vortrags, wie als Leiter des neugegründeten historischen Seminars eine fruchtreiche Thätigkeit entfaltet, allein die Befürchtung, daß der beliebte Lehrer auf bayerischem Boden für die sogenannte „kleindeutsche“ Idee gefährliche Propaganda mache, hatte den König an dem von ihm so hoch verehrten „litterarischen Bundesgenossen“ irre gemacht. Ein Memorandum, worin Sybel mit dem Freimut eines überzeugungstreuen Mannes die Aussichtslosigkeit einer Reform der deutschen Bundesverfassung ohne Anerkennung der preußischen Spitze darlegte, hatte ungnädige Aufnahme bei dem Monarchen gefunden; darauf hatte Sybel unter Verzicht auf sein Lehramt das Land verlassen.

Zur nämlichen Zeit war der König auf Giesebrechts Kaisergeschichte aufmerksam geworden. Hier fand er alles vereint, was

ihm historische Lektüre wert machte: gründliche Forschung, glänzende Darstellung, vorsichtiges Urteil. Wohlthuend berührte ihn auch, daß bei Besprechung von kirchlichen und religiösen Dingen behutsame Mäßigung vorwaltet, daß durch das Ganze sozusagen ein großdeutscher Zug geht, daß der Verfasser offenbar von der Überzeugung durchdrungen ist, die Aufrichtung einer starken Zentralgewalt in Deutschland sei möglich, ohne daß den Einzelstaaten Aufopferung ihrer Selbständigkeit zugemutet zu werden brauche. Das Buch mußte gerade den König in hohem Maße ansprechen. Unter dem Eindruck der Lektüre ließ er dem Königsberger Professor das durch Sybels Weggang erledigte Lehramt an der Münchener Hochschule anbieten. Giesebrecht, der sich in Königsberg einer geachteten und behaglichen Stellung erfreute, trug Bedenken, nach der bayrischen Hauptstadt, wo nun einmal die Abneigung gegen protestantische „Ausländer" festgewurzelt sei, überzusiedeln, und lehnte die Berufung ab. Da beschied ihn König Max im Herbst 1861 zu sich an das Hoflager in Berchtesgaden. Mit der ihm eigenen liebenswürdigen Bestimmtheit erbat er sich die Annahme seines Anerbietens wie eine persönliche Gunstbezeugung: gegen solche Waffen gab es keinen Widerstand, im Frühling 1862 siedelte Giesebrecht nach München über.

Von dem Augenblick an, da Giesebrecht in den bayrischen Staasdienst trat, war er nicht bloß loyaler Unterthan seines königlichen Gönners, sondern fühlte sich auch voll und ganz als Bürger des neuen Vaterlandes. Von allen Angriffen, welche von politischen Gegnern in öffentlichen Blättern gegen ihn gerichtet wurden, verletzte ihn keiner so tief, als wenn seine dankbare Anhänglichkeit an Bayern in Zweifel gezogen wurde. Er war sogar ungehalten darüber, daß ich einmal die harmlose Bemerkung niederschrieb: Die Künstler pflegten sich im Gegensatz zu den berufenen Gelehrten in München leichter einzubürgern. „Bin ich nicht ein guter Bayer geworden?" rief er, und meinen Einwendungen und Erklärungen setzte er immer wieder dieses Argument entgegen. Noch kurz vor seinem Tode lieferte mir eine

bittere Äußerung den Beweis, daß ihm jenes ärgerliche Wort nicht aus der Erinnerung entschwunden war.

Im Sommersemester 1862 hielt er in München die erste Vorlesung über Geschichte Deutschlands im Mittelalter. Da alle Welt begierig war, den Gelehrten kennen zu lernen, der den gefeierten Sybel ersetzen sollte, dessen Konflikt mit dem König über die principielle Auffassung des Kaisertums in ganz Deutschland Aufsehen erregt hatte, waren Hunderte von Zuhörern aus studentischen und nichtstudentischen Kreisen in dem größten Hörsaal der Universität versammelt. Mancher, der die Kaisergeschichte gelesen und, vom feurigen Pathos ihrer Darstellung verführt, sich den Verfasser als eine Art Max Piccolomini gedacht hatte, mochte von der schlichten Erscheinung des berühmten Mannes enttäuscht sein, mancher mochte an der Vortragsweise dieses oder jenes auszusetzen haben: — im allgemeinen war der Erfolg ein unbestrittener und großer. König Max konnte sich befriedigt der Überzeugung hingeben, daß er für Münchens Hochschule eine gute Wahl getroffen habe. Giesebrechts Vorträge erstreckten sich in den folgenden 22 Jahren fast über den ganzen Bereich der Weltgeschichte. Da er sich schon als Lehrer am Joachimsthaler Gymnasium mit den Historikern der alten Welt vertraut gemacht hatte, las er auch an der Hochschule häufig griechische und römische Geschichte. Damit war ohne Zweifel eine empfindliche Lücke im Lehrprogramm in dankenswerter Weise ausgefüllt, aber bei der studierenden Jugend fanden diese Vorträge eine ziemlich kühle Aufnahme. Dagegen war der Hörsaal gefüllt und die Hörerschaft in gehobener Stimmung, wenn er mit dramatischer Lebendigkeit Geschichte des deutschen Mittelalters behandelte. Zu den eifrigsten Teilnehmern zählten auch die Prinzen Ludwig und Leopold von Bayern. Nicht ein historisches Kompendium wollte der Vortragende seinem Publikum bieten, nicht bloß über den gegenwärtigen Stand der Forschung unterrichten und die in der Gelehrtenwelt aufgeworfenen Kontroversfragen polemisch erörtern, sondern ihm war es darum zu thun, einerseits die Entwicklung der politischen

Verhältnisse, andrerseits die Eigenart der auftretenden Hauptpersonen klar und anschaulich darzulegen. So mußten diese Charakterbilder aus Deutschlands großer Vergangenheit jeden fesseln durch den Stoff an sich, die feinsinnige Behandlung und die daran sich knüpfenden Urteile und Erfahrungssätze.

Giesebrecht trug nicht frei vor, ein sorgfältig ausgearbeitetes Heft lag vor ihm, allein da er sich auf jede einzelne Stunde gründlich vorbereitete, war er nicht abhängig von seiner Aufschreibung. Damit war die glückliche Wirkung eines freien Vortrages fast vollständig erreicht, ohne daß sich die mit improvisierter Rede fast immer verbundenen Mängel fühlbar machten.

Die Vorlesungen umfaßten aber nur einen Teil der akademischen Wirksamkeit Giesebrechts; seine beste Kraft setzte er ein für die Leitung des historischen Seminars. Den Übungen für die eigentlichen Fachstudierenden und solche Philologen, die sich für das Lehramt der Geschichte gründlicher vorbereiten wollten, wurde gewöhnlich ein berühmtes oder berüchtigtes Quellenwerk zu grunde gelegt. Einhards Biographie des großen Karl oder Bruno's Pamphlet über den Sachsenkrieg, die Weltchronik Otto's von Freising oder Benzo's Panegyrikus auf Heinrich IV., auch Macchiavelli's Buch vom Fürsten wurde wohl einmal gewählt. Die Mitglieder des Seminars hatten nicht bloß für die Übersetzung aufzukommen, sondern auch auf die kritischen Fragen des Vorsitzenden sich vorzubereiten, woran sich nicht selten eine lebhafte Debatte knüpfte. Hie und da brachte Giesebrecht einen schwierigen Fall, auf welchen er gerade bei der eigenen Arbeit gestoßen war, zur Sprache und legte seine Zweifel und sein Urteil dar; damit war den Schülern die beste Gelegenheit geboten, in die geheimste Werkstätte des sachkundigen Meisters zu blicken und sich nach diesem Vorbild die Methode kritischer Quellenbenützung anzueignen. Er ließ aber diejenigen, die ihm den Vorsatz kundgaben, sich zu Historikern ausbilden zu wollen, darüber nicht im Unklaren, daß die erlernbare Mache durchaus nicht die Hauptsache, daß vielmehr Scharfsinn und Phantasie als die angeborene Mitgift des Geschichtschreibers angesehen werden

und in allseitiger Bildung ihre notwendige Ergänzung finden müssen. Auf Kritik, Präzision, Penetration, diese von Ranke aufgestellten Hauptgebote für den Historiker, wurde auch von Giesebrecht immer wieder hingewiesen.

Mit solcher Anleitung zum Quellenstudium ging Hand in Hand, daß jedem einzelnen Schüler die Abfassung einer kleinen geschichtlichen Abhandlung übertragen wurde. Der Lehrer gab das Thema, machte dem Schüler, wenn er noch Anfänger war, Hauptquellen und Hilfsmittel namhaft und wies ihm, wenn die fertige Arbeit vorlag, entweder unter vier Augen oder in der Übungsstunde vor allen Teilnehmern nach, was als mißlungen zu betrachten sei, wie diese oder jene Quelle zu verwerten oder wie auf Grund der Ergebnisse der Quellenkritik ein anderer Aufbau am Platze gewesen wäre. Auch die künstlerische Form durfte nicht vernachlässigt werden; saloppen Stil wurde unerbittlich getadelt, wenn auch der kritische Teil befriedigt hatte. Giesebrecht beurteilte überhaupt die Leistungen seiner Schüler mit großer Strenge; seine Anerkennung war schwer zu erreichen, und auch dann floß das Lob nur spärlich. Aber der darob Verstimmte konnte sich damit trösten, daß gegen alle Schüler mit strenger Unparteilichkeit verfahren wurde, und mußte aus dem Eifer, womit er immer wieder zu unverdrossenem Schaffen angefeuert und auf neue, seiner Eigenart besser angemessene Stoffe aufmerksam gemacht wurde, die aufrichtige Teilnahme des Lehrers erkennen.

„Tages Arbeit, Abends Gäste!“ Giesebrecht pflegte alle Teilnehmer an den Übungen von Zeit zu Zeit zu einem festlichen Schmaus in sein Haus zu laden. Da war die Frau Professor gegen den reichen Dandy, „der auch 'mal so etwas kennen lernen wollte“, wie gegen das ärmste Studentlein, dem Leckerbissen und Bowle noch nie zuteil geworden waren, die aufmerksamste Wirtin, und der Wirt war eifrig bemüht, die Unterhaltung nicht ermatten zu lassen. Da war er so recht „aufgeknöpft“ und gab alle möglichen Abenteuer und Schnurren aus seiner Lebenserfahrung zum Besten.

Noch inniger war Giesebrechts Verkehr mit denjenigen, die er als Schüler im engeren Sinne des Wortes ansah. Es soll dem Verewigten unvergessen bleiben, daß er mich, dem nie im eigenen Heim ein Christbaum angezündet worden war, wie einen Angehörigen der Familie alljährlich am Christabend in sein Haus einlud, eine Auszeichnung, deren jedesmal noch ein paar Kommilitonen gewürdigt wurden. Wie lebhaft steht das liebenswürdige Bild noch heute vor meinen Augen! Da waren für jeden von uns ein nützliches Buch und andere Gaben unter den Christbaum gelegt, und wenn wir den Heimweg antraten, steckte uns die Frau Professor alle Taschen voll mit Berliner Pfeffernüssen und Königsberger Marzipan. Möge der Leser nicht die Nase rümpfen, weil ich derlei unbedeutende Erinnerungen im Nekrolog eines berühmten Gelehrten erwähne! Möge man den pädagogischen Wert so herzlichen Verkehrs zwischen Lehrer und Schüler nicht unterschätzen! Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß auch die Lehre eines Meisters, in dem der Jüngling zugleich einen echten Freund und treuen Berater erblickt, auf eine empfängliche Seele tiefer und nachhaltiger wirkt, als das Wort eines Unnahbaren, der seiner Pflicht vollkommen genügt zu haben glaubt, wenn er vom Katheder herab mit erhabener Miene seine Schulweisheit zum Besten gegeben hat.

Wie ersprießlich auch Giesebrecht als Lehrer gewirkt hat, der Schwerpunkt seines Lebensberufes liegt doch in seiner litterarischen Thätigkeit. Ihm war das Glück beschieden, im rüstigsten Lebensalter einen Stoff zu finden, für dessen Behandlung gerade er der rechte Mann war, durch dessen Bearbeitung er den Dank eines ganzen Volkes sich erwarb. In tausend und abertausend Exemplaren ist die Geschichte der deutschen Kaiserzeit verbreitet, sie ist in alle Schichten der Bevölkerung gedrungen, kaum hat ein zweites Werk geschichtlichen Inhalts so mächtigen Erfolg aufzuweisen.

Schon gleich der erste Band (1855) wurde mit einmütigem Beifall aufgenommen, auch in Kreisen, wo die Arbeit eines protestantischen Autors selten willkommen geheißen wird. Schon

bald nach dem Erscheinen des ersten Bandes wurde ich, noch ein Knabe, auf eigentümliche Weise mit dem neuen Werk bekannt. In dem von Benediktinern geleiteten Erziehungsinstitut zu München speisten die Patres gemeinsam in einem an den großen Speisesaal der Zöglinge anstoßenden Gemach. Hier wurde täglich während des Mittagessens aus — Giesebrechts Kaisergeschichte vorgelesen, und da uns nur eine dünne Tapetenthür trennte, konnten auch wir recht gut vernehmen, was der jüngste von den Mönchen mit wohlklingender Stimme von der Aufrichtung des Kaiserthrones unter Otto dem Großen, den romantischen Schicksalen Otto's II. und der phantastischen Verzerrung der Kaiseridee unter dem dritten Otto vortrug.

Die Thatsache, daß ein geschichtliches Werk trotz hohen Preises eine Massenverbreitung fand, wie sie bisher nur Gedichten oder Romanen zu teil geworden war, erklärt sich vor allem daraus, daß Giesebrecht den volkstümlichen Ton so glücklich getroffen hat. Das Schlagwort „populärwissenschaftlich" muß nur allzu häufig für Bücher herhalten, welche diese Bezeichnung durchaus nicht verdienen. Der eine Autor bleibt, wie sehr er sich abmüht, gemeinfaßlich zu sprechen, für die Laien unverständlich; der andere wird schlechtweg platt, während er populär zu wirken meint. Der echt volkstümliche Schriftsteller braucht nicht herabzusteigen, aber er muß verstehen und die Kraft besitzen, die Leser aus dem Volke zu sich emporzuheben. Dies vermag Giesebrecht, und deshalb hat sein Werk so starke Wirkung erzielt. Die patriotische, von Begeisterung für die ehemalige Größe unserer Nation getragene Auffassung, die poetische, für einen verwöhnten Geschmack sogar allzu blumenreiche, aber auf jedem Blatt von adeliger Gesinnung des Verfassers zeugende Sprache, die umfassende, auf vollkommener Beherrschung des Quellenmaterials beruhende Forschung, alle diese Vorzüge mußten zusammenwirken, um den Verfasser zu einem Lieblingsschriftsteller der Nation zu erheben.

Dazu kam noch ein weiteres wichtiges Moment: das Werk erschien gerade zur rechten Zeit. In der Atmosphäre des

deutschen Geisteslebens im vorigen Jahrhundert hatte es für kleinlich und beschränkt gegolten, ethnische Grenzen zu ziehen, nur die ethische Richtung genoß Geltung und Ansehen. Erst nach den Befreiungskriegen, seit die gemeinsame Not den Gedanken der Zusammengehörigkeit bei allen deutschen Stämmen wieder aufleben ließ, erinnerte sich die Nation ihrer Eigenart und ihrer Vergangenheit; jetzt erst wurde die Geschichte, die bis dahin nur als Lehrmittel für Jünger der Staatskunst und Staatskünstelei gegolten hatte, eine Quelle der Belehrung, Belebung und Erhebung für das ganze Volk. Dem deutschen Zug nach Gründlichkeit entsprechend, wurde zunächst der Grundstein gelegt, auf dem sich der Bau einer deutschen Geschichte fest und sicher erheben könne: den Quellen zur Geschichte des deutschen Mittelalters wurde eine mustergiltige Herausgabe zu teil in dem imposanten Nationalwerk der Monumenta Germaniae. Nun erst war Raum gegeben für eine kritische Behandlung der Vergangenheit Deutschlands, nun verlangte aber auch das deutsche Volk nach einem solchen ebenso dem Patriotismus wie der Wissenschaft dienenden Werke. Um so dringlicher, da sich von Jahr zu Jahr die glücklichen Anzeichen mehrten, daß jene glorreiche Vergangenheit Deutschlands nicht als ein abgestorbenes Weltalter anzusehen sei, wie das babylonische oder makedonische, daß in nicht allzuferner Zeit wieder ein stärkeres Band die deutschen Stämme umziehen, daß die deutsche Geschichte wieder aufblühen und grünen werde. In dieser Zeit der Hoffnung auf eine Auferstehung Deutschlands erschien Giesebrechts Kaisergeschichte, zugleich eine wissenschaftliche That und ein nationales Ereignis.

Eine wissenschaftliche That! Auch von den Fachgenossen, welche Giesebrechts principielle Auffassung des Kaisertums oder die Charakteristik einzelner Persönlichkeiten und Epochen bekämpften, wurde willig zugestanden, daß dem Werke ein Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Historiographie gebühre.

In der Vorrede zum ersten Band, datirt vom August 1855, erklärte der Verfasser, er hoffe, „in nicht langer Frist zum

Abschluß seines Buches zu gelangen.“ Diese Hoffnung ist freilich nicht in Erfüllung gegangen, aber die Ursache der Verzögerung ist für den Verfasser nur ehrenvoll. Er habe nicht geglaubt, gesteht er im Vorwort zu einer späteren Auflage, daß sein auf das große Publikum berechnetes Werk auch von den Fachgelehrten geschätzt und benutzt werden könnte. Da dies aber eintrat, fühlte er sich verpflichtet, „die eigene Forschung in den späteren Bänden mehr und mehr zu vertiefen und zugleich, da trotz der starken Auflage wiederholt neue Drucke nötig wurden, auch jene Untersuchungen, die sich inzwischen an das Werk angeschlossen hatten, unverzüglich für dasselbe zu verwerten.“ Was das bedeutet, kann nur ermessen, wer von der Massenproduktion im Bereich der Spezialforschung zur Geschichte des Mittelalters eine Vorstellung hat. Und der Verfasser begnügte sich nicht etwa damit, die Ergebnisse fremder Untersuchung zu benützen; er selbst war rastlos bemüht, neue Quellen aufzufinden und den Wert der bekannten durch sorgfältige Kritik ein für alle Mal festzustellen. Hat doch Wattenbach, der zuverlässigste Führer durch das Wirrsal der mittelalterlichen Geschichtsquellen, freudig bekannt, daß er keinem anderen Forscher so wesentliche Förderung zu danken habe, als dem Biographen der deutschen Kaiser.

Gerade dieses letztere Prädikat ist als Angriffswaffe gegen Giesebrechts Werk gebraucht worden. Man hat getadelt, daß das biographische Element zu stark hervortritt, daß mehr die Thaten der Kaiser, als die Zustände des deutschen Volkes geschildert werden. Es ist ja auch richtig, daß die staatsrechtlichen Verhältnisse von Waitz, die kirchenrechtlichen von Hinschius schärfer und bestimmter gewürdigt wurden, aber weshalb von einem Manne, von einem Werke alles fordern? Auch einer der strengsten Kritiker, E. Bernheim, erkennt an, daß eine Geschichte des Kaisertums in jener Periode im grunde doch immer vor allem eine Geschichte der deutschen Kaiser sein müsse, daß die Charakteristik der Regenten immer als Hauptaufgabe der Erforschung und Darstellung der Reichspolitik zu gelten habe. Und daß auch Giesebrecht es verstand, ein vielseitiges Bild von

den treibenden Kräften auf den verschiedenartigen Kulturgebieten, von den tieferen, elementaren Strömungen des geschichtlichen Lebens zu bieten, davon geben die letzten Abschnitte der einzelnen Bände mit der Überschrift „Rückblick und Umschau" beredtes Zeugnis.

Nur die weiseste Konzentrierung der Arbeitskraft machte es möglich, daß der durch Lehrberuf und andere im Dienste der Wissenschaft übernommene Geschäfte angestrengte Gelehrte sein monumentales Werk zu so stattlicher Höhe aufzubauen vermochte. Bis zur Charakteristik des Kaisertums auf dem Gipfel seiner Macht unter Friedrich Rotbart drang er vor — da entsank der Griffel seiner Hand! Das Werk ist ein Torso geblieben, aber auf die letzten „Werke und Tage" fällt der Schimmer glorreicher Erfüllung jener Hoffnungen, denen er im Verlaufe des Tagewerks so oft begeisterten Ausdruck gegeben hat. Während er das Leben jenes Kaisers schrieb, an dessen Erwachen die Sage den Anbruch einer neuen herrlichen Zeit für das deutsche Volk knüpfte, erstand das neue deutsche Reich! —

Ich hätte nun noch darzulegen, welche Verdienste sich Giesebrecht als Sekretär der historischen Kommission, als Mitglied des obersten Schulrates, der Kommission für Herausgabe der Monumenta Germaniae, des Kuratoriums für das Germanische Museum in Nürnberg und andere wissenschaftliche und gemeinnützige Anstalten und Stiftungen erworben hat, aber ich habe den Ausspruch: Ein inhaltreiches, fruchtgesegnetes Dasein ist am 18. Dezember 1889 zur Rüste gegangen! wohl schon genugsam begründet.

Ich glaube meine schlichten Erinnerungen am besten mit den Worten zu schließen, in welche Karl Cornelius am Grabe des Kollegen sein Urteil zusammenfaßte: „Schlecht bestellt wäre es mit der Nachkommenschaft, die diesem Manne nicht ein treues Andenken bewahren würde!"



Franz von Kobell.

(Festrede, gehalten bei der Kobell-Feier zu München am 7. Dez. 1891.)

Franz von Kobell! und da wölbt sich der Wald und ragen die Berge! Über den Wipfeln kreist ein Weih, und im jungen Schlage stehen Rehe. In grüner Tiefe fällt ein Schuß, und hoch von der Alm schmettert ein Jauchzer.

Franz von Kobell! und wir sehen durchsichtige und wolkige und geflammte Kristalle, Pisolithe und Stalaktite, Rotheisensteine, blauen Kupfervitriol und grüne Malachite; wir sehen schimmernde Silberadern und blankes Gold.

Franz von Kobell, der Dichter, der Waidmann, der Gelehrte! eine bedeutende und herzerquickende Gestalt, ein langes und inhaltreiches Leben!

Niemand vermag diese Fülle in einer kurzen Festrede zu erschöpfen. Gerade diese Erwägung ermutigte mich, der weder Naturforscher noch Dichter oder Litterarhistoriker ist, ermutigte mich, die Aufgabe zu übernehmen und die schöne Feier einzuleiten. Und daß ich es nur sage: die Freude am Landsmann hat mich verführt! Es erfüllt mich mit wohliger Genugthuung, daß Franz Kobell ein Altbayer, oder sage ich, daß ein

Altbayer Franz Kobell war. Ein Altbayer in seiner Erscheinung und im Wesen!

Wie oft sah ich ihn, rauchend und schmauchend allweg, die Ludwigstraße entlang schreiten, in den Wandelgängen unserer Hochschule, im Kreis der „Zwanglosen"! Ein schlichter, alter Herr, mit dem wetterbraunen Gesicht und in der Tracht eines Försters; er, der berühmte Gelehrte und Poet, der Freund von Fürsten und Großen, der Liebling eines Volkes! Er hatte die Würde des Alters, nicht seine Gebrechen. Geistige Arbeit, wie Sturm und Wetter hatten sein Gesicht gefurcht und gefaltet, aber die Augen blitzten noch scharf, wie die eines jungen Falken. Sein Haar war grau, aber noch voll und kraus; das Alter machte ihn nicht schwerfällig, nicht schwächlich, er war in hohen Jahren noch ebenso beherzt, noch ebenso Herr seiner Muskeln und Nerven, wie dazumal, als er auf dem Geländer der Marienbrücke die wilde Pöllatschlucht überschritt.

Ein Leben ohne Makel, eine Erinnerung ohne Schatten! Ein echter Künstler und wahrer Gelehrter; urkräftige Lebensfreude und eiserner Fleiß; ein Kind des Glücks und doch ein ganzer Mann! Auf die vielseitig Begabten lassen sich in der Regel des Wolfram von Eschenbach Verse vom Zweifler anwenden:

> Weiß und schwarz, im Auf und Nieder,
> Wie der Elster bunt Gefieder,
> Heitrer Himmel, finstre Hölle,
> Haben beide an ihm Teil!

Nicht auf ihn! Er war der „weiße Mann mit treuem Sinn!"

Wir besitzen eine geistvolle Studie über Franz von Kobell aus der Feder seiner Tochter. Dieser Schrift und den liebenswürdigen mündlichen Mitteilungen von Luise von Kobell verdanke ich meine beste Kenntnis, auf sie gestützt wage ich Ihnen den Lebensgang des teuren Mannes zu schildern, angesichts der bekränzten Büste zu schildern formam ac figuram animi, die Gestalt und die Züge des Geistes! (Tacitus ‚Agricola'.)

Ein echter Altbayer war Franz Kobell, und doch hat seine Familie in der Pfalz ihre Wurzeln. Er ist in München geboren — im Hause Nummer 20 in der Weinstraße am 19. Juli 1803 —, aber sein Vater, der kurfürstliche Rat Franz Kobell, stammte aus der Pfalz und zwar aus einer Malerfamilie. Nicht weniger als acht Kobells begegnen wir in der Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, und ihrer jedem in ehrenvoller Stellung. Der bedeutendste war der Großvater unseres Dichters, Ferdinand Kobell. Zu ihm lenkte Goethe zuerst seine Schritte, als er nach München kam, Kobell's Landschaften kommen an Glanz und Schmelz der Farbe den besten Niederländern nahe, seine Radierungen sind unübertroffen. Unser Kobell bietet somit ein Beispiel des Atavismus und zwar den von Darwin hervorgehobenen Rückschlag auf die Großeltern. Franz hatte die Gemütsart, die künstlerische Neigung und die Anlage des Großvaters, auch die malerische; wir besitzen von seiner Hand vortreffliche Tusch- und Sepiazeichnungen. Aber seine Wiege stand in München, und er wurde in der rauhen Luft, die nicht die Traube, nur den Hopfen zeitigt, ein echtes Münchner Kind. Ich muß immer an Martin Schleichs „Bürger und Junker" denken: Wenn der liebenswürdige Krischer, der Freiherr von Rinecker, die sinnige Margret geheiratet hätte, so wär' ihr Sohn, sollte man meinen, ein Mann geworden, wie unser Kobell!

Der leibliche Vater unseres Kobell war aber von ganz anderer Art. Der war Jurist mit ganzer Seele, ein strenger, steifer Herr, der mit den Seinen nur französisch sprach, zu Hause Hof hielt und für den Überschwang seines Knaben kein Verständnis, also auch keine Nachsicht hatte. Um so inniger schlossen sich die Kinder an die Mutter an, eine schlichte, heitere Natur, eine Freundin von Märchen und Geschichten. Sie machte die Kälte des Vaters wieder gut, ihr hatte Franz es zu danken, daß seine Jugend glücklich war. Ihren Sommersitz hatte die Familie im Schönfeld, einen Göttersitz für Knaben, denn der Garten am Hause zog sich in die Länge, beinahe wie heute die Ludwigstraße. Doch auch dieses weite Gebiet wurde dem lebhaften Knaben bald zu eng. Früh regte sich in ihm

der Drang, durch Feld und Wald zu schweifen, aber mit sehendem Aug' zu schweifen; früh zeigte er die Gabe, die Natur zu beobachten, und den Sammelsinn. Er legte eine Sammlung von Mineralien und Gesteinen an, sie wuchs und wuchs und wurde für seine Zukunft ebenso bedeutungsvoll, wie die erwachende und wachsende Herzensneigung zu seiner Muhme, einer Tochter des Staatsrats Egid von Kobell, Karoline. Über den Steinen wurde dem Jüngling sein Beruf zum Naturforscher klar, und die Liebe zur Muhme machte den Poeten flügge . . . .

Und nun kommt doch auch der Vater unseres Franz zu seinem Rechte. Als der Sohn erklärte, daß er sich mehr zu den Naturwissenschaften, als zu den Pandekten hingezogen fühle, widersetzte er sich nicht lange. Franz durfte sich auf der Landshuter Hochschule unter der Leitung des berühmten Nepomuk Fuchs nach dieser Richtung ausbilden. Sodann sehe ich den wohlthätigen Einfluß des Juristen auf den Sohn darin, daß dieser in einer Zeit, da der Naturphilosoph als der wahre Gelehrte galt, der Spekulation die exakte Forschung vorzog und sofort auf festen Boden und begrenztes Gebiet sich begab, mit einem Wort, Mineraloge wurde.

Dem Sohn des verdienstvollen, angesehenen Beamten fiel es nicht schwer, nach vollendeten Universitätsstudien eine Stellung zu finden, die seinen Kenntnissen und Wünschen entsprach; er wurde zum Adjunkten bei den mineralogischen Staatssammlungen, drei Jahre später zum außerordentlichen Professor an hiesiger Hochschule ernannt.

Um Ihnen die Entwicklung, die Kämpfe und Siege des Gelehrten, das ihm eigenste, ihm bleibende Verdienst darzulegen, fehlt mir die Fachkenntniß. Es sei mir daher gestattet, nur in kurzen Zügen eine Charakteristik des Lehrers und Gelehrten hier einzufügen, welche mir Paul Groth, der Nachfolger Kobells im Lehramt an unserer Hochschule, zur Verfügung stellte. „Dazu müssen wir uns ein Bild aus dem Gedächtnis hervorrufen, das freilich weit verschieden ist von demjenigen der Laboratorien,

wie sie, mit den feinsten Instrumenten ausgestattet, heute dem Naturforscher zu Gebote stehen. In dem Hörsaale, in welchem Kobell seine Zuhörer zu versammeln pflegte, um ihnen in seiner anregenden Weise die Resultate der Wissenschaft zu vermitteln, sehen wir eine Ecke neben dem Katheder eingenommen von einem mächtigen Rauchfange, darunter einen Herd, bedeckt mit Gläsern, Flaschen und Retorten, das Ganze in seiner Altertümlichkeit erinnernd an die Arbeitsstätten der Alchymisten. Hier entstanden zahlreiche Mineralanalysen, und wenn deren Genauigkeit heute mit Hilfe verfeinerter Methoden auch übertroffen wird, so haben dieselben doch zu den Fortschritten der Wissenschaft Großes beigetragen, von zahlreichen Mineralien hat Kobell die richtige Zusammensetzung zuerst kennen gelehrt, ja, von manchen der wichtigsten ist Kobell der Entdecker gewesen, indem er sie auf chemischem Wege von anderen, mit denen sie bis dahin verwechselt wurden, unterschied. Die Einfachheit der Mittel, mit denen der große Gelehrte arbeitete, war ein Vorzug, vermöge dessen seine Methoden auch dem Anfänger leicht zugänglich gemacht werden konnten, und so entstand seine „Anleitung, mittels einfacher chemischer Versuche die Mineralien zu bestimmen", ein Schriftchen, welches nicht weniger als zwölf Auflagen erlebte, in die wichtigsten Kultursprachen übersetzt wurde und nach dem nicht nur er selbst, sondern auch zahlreiche Andere gelehrt haben."

Viele seiner Werke sind auch für den Laien nicht verschlossene Bücher, sind auch für den Laien, um Bacons Ausdruck zu gebrauchen, Frucht! Ich hebe nur Einiges hervor: „Über die Fortschritte der Mineralogie seit Haug" (1832), „Über das Erdöl in Tegernsee" (1835), „Über den Einfluß der Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie, auf die Technik" (1841), seine „Skizzen aus dem Steinreich" (1850) u. s. w.

„Selbst bescheiden über seine Leistungen urteilend", äußert ein Schüler Kobells und selbst ein hochverdienter Forscher, Karl Haushofer, „hatte Kobell doch sonst allezeit seine unverkümmerte Freude daran und durfte sie auch haben, denn ein guter Teil

derselben wird seinen Wert auch in der Veränderung der Anschauungen nicht verlieren."

Was von Kobells Lehrsätzen heute veraltet ist, weiß ich nicht; doch ein gemeinsames Merkmal, um einen Ausdruck von den Mineralogen zu entlehnen, die Homogenität seiner wissenschaftlichen Schriften ist Klarheit des Gedankens und Klarheit im Ausdruck. Das eine bedingt das andere, sollte man glauben, dem ist aber nicht so; sicherlich jedoch wird beides zusammen immer und allezeit der Gewinn und das Merkmal echt wissenschaftlicher Bildung sein.

Im nämlichen Jahre, das ihm die Professur gebracht hatte, führte er die längstumworbene und vielbesungene Muhme zum Traualtar.

Und noch ein anderes Ereignis fällt in dieses Jahr 1826, ein Ereignis, das manchem unwichtig erscheinen mag, von Kobell selbst jedoch in seiner Lebensgeschichte sicherlich mit besonderem Nachdruck erwähnt worden wäre, die Stiftung von „Alt-England", einer Gesellschaft, in welcher Männer aus allen Berufskreisen,

„Reichsräte, Maler und Dichter,
Auch große medizinische Lichter
Und hochgestellte Offiziere,
Direktoren und Hofkavaliere"

sich freundschaftlich zusammenfanden. Ein künstlerischer Geist veredelte die Geselligkeit und Fröhlichkeit in diesem Vereine, so daß selbst Mitglieder des königlichen Hauses nicht verschmähten, sich unter die Lords von Alt-England aufnehmen zu lassen. Welch' köstliche Oden voll Laune und Freimut hat Kobell, der zu den Stiftern des Klubs gehörte, an Lord Maximilian in Bayern, Lord Maximilian von Leuchtenberg, Lord Wilhelm von Württemberg,

„Du edler, langer Württemberger,
Ich grüße Dich in unserm Bund" ....

an Lord Karl Theodor in Bayern und viele andere durch Geburt und Geist Gefürstete gerichtet! In diesem Freundeskreise

empfing Kobell die notwendige und einzig gesunde Nahrung des poetischen Talents: Anregung und Anerkennung! Er ward nicht müde, „Alt-Englands farbenreiches Leben“ zu besingen.

Am wichtigsten freilich wirkte ein anderer Zauber auf Kobells Dichtertalent: der Wald!

Die Eltern der Frau Professor besaßen ein Landgut in Egern am Tegernsee; dorthin begab sich das junge Paar an jedem freien Tag. Dort wurde Kobell ein Jäger, dort entdeckte der Dichter die Heimat seiner Muse. Im Gefolge des Fürsten von Löwenstein, eines eifrigen Jagdfreundes, zog er in die Berge, um den Hirsch zu pirschen und den Fuchs zu beschleichen,

„ . . . Es lebe der Wald,
Und es leb' das Gejaid
Und der uns das Pulver erfunden . . . .“

Fortan gab es keinen leidenschaftlicheren Jäger als unsern Kobell, und Beschwerde, Mühe und Gefahr waren für ihn die rechte Würze eines Jagdtages.

„Ich liebe zu singen von Liebe und Wein,
Von fröhlichem Jagen und Wandern,
Vom Weltschmerz zu dichten und seiner Pein,
Das überlasse ich gern euch Andern!“

So kennzeichnet der kerngesunde Dichter selbst seinen dichterischen Beruf. Schwerlich hat ein anderer Poet irgend eines Volkes und irgend einer Zeit so zahlreiche Jägerlieder und Waidsprüche verfaßt, wie der unsere; aber auch hunderte erzählender Gedichte, kleiner Geschichten und Schnurren handeln vom edlen Gejaid. Und nicht Gezirpe für Sonntagsjäger ist diese Poesie und Prosa, sondern geistige und gemütliche Labe für den waidgerechten Jäger. Wer, der den grünen Rock trägt, kennte und schätzte nicht Kobells „Wildanger“, die „Bibel des Jägers?“ Hirsch und Hase, Reh und Gemse, Dachs und Keiler, all das Gethier, das der Jäger zugleich liebt und verfolgt, hat in seinen Gedichten neben dem Schützen Platz. Jeder Pirschgang

bot dem Jäger, der zugleich Naturforscher war, eine Fülle von Anregung und Stoff zur Beobachtung dar. Er war der Sohn des Waldes, und alles, was da fleucht und kreucht, lebt und webt, der weise Rabe wie der launische Kuckuck, der lüsterne Waldkauz und die sangfreudige, vielliebe Nachtigall waren ihm gute Bekannte. Der Gemsjagd gab er den Preis vor allen anderen Jagden, ihm

„war's Musik, wenns klingt und saust,
Da das Gestein vom Sprunge der Gemsen
Rollend die Gräben heruntersaust!"

Auch ein gut' Stück waidmännischen Aberglaubens war ihm nicht fremd, sein Jägerlatein wie sein Jagdglück waren sprichwörtlich — kurz, er war der vollkommene Jäger, den der verwegene Jägerbursche wie der wohlbedächtige Herr Förster als ebenbürtig gelten ließen. Nach vollbrachtem Waidwerk, im Kreise der Jagdgenossen, im wonnigen Gefühl kraftvollen Lebens sprangen ihm trutzige und lustige Lieder über die Lippen, aber die schönsten und innigsten quollen in Waldeinsamkeit. Kobell bewährt sich als geborenen Dichter eben darin, daß er im Besitze des vollen geistigen Rüstzeuges, mit dem Bewußtsein der Naturgesetze, bei der klaren Einsicht in die Leidenschaftslosigkeit der großen Mutter sich den feinen Natursinn bewahrt, der so einfach scheint, aber die Frucht einer hohen Bildung, das Zeugnis eines mannigfaltigen und bedeutenden Gemütslebens ist. Diese ideale, menschenfreundliche Natur ist bald Inhalt, bald Hintergrund seiner Gedichte, aber gegenwärtig ist sie in allen; Winter und Sommer, Berg und Thal, Wind und Wasser, Sonne und Abendstern sind ihm nicht nur Namen für gesetzmäßige Vorgänge, sondern Erscheinungen einer harmonischen Welt, die er im Busen trägt.

Darum nähert sich Kobells Dichtung mehr als jede andere der Volkspoesie. Die höchste Kunst wird wieder Einfalt. Darum, wenn auch vielleicht unbewußt, entnahm er mit Vorliebe Stoffe und Gestalten dem Jäger- und Hirtenleben, und zwar dem Jäger- und Hirtenleben der Berge.

Einmal in dieser Bergnatur und unter ihren urwüchsigen Bewohnern daheim, in dieser damals noch unerforschten und unberühmten Welt, sprach er nicht aus Willkür, sondern folgerichtig in der Mundart des Volkes aus, was er auf seinen Jagdausflügen und Bergfahrten von Brauch und Sitte, Lust und Leid dieses Volkes erfuhr. Nicht nur die Klangfarbe, sondern auch die innere Wahrheit verlangt es förmlich, daß diese Hansei's und Miedei's in ihrer eigenen Sprache schmollen und schmeicheln, fluchen und schwören, jammern und jubeln. Bei unserem Gebirgsvolk liegen die Gegensätze hart neben einander. Sie sind derb und gutmütig, leidenschaftlich und behäbig, leichtlebig und beharrlich, blöde und voll Humor. Dieses widerborstige und doch treuherzige Wesen wird uns von Kobell durchaus wahr und glaubwürdig und doch niemals der Poesie bar geschildert. Es versagt ihm kein Ton.

In oberbayrischer Mundart wurden schon vor Kobell Verse gemacht, in Anton Buchers Werken z. B. sind zahlreiche „G'sangeln" eingeflochten, aber Kobell ist der erste oberbayrische Dichter. Und der beste ist er geblieben.

„So wie Der kon's koaner!

sagt Karl Stieler im Gedicht „Der Kobel". Doch wäre es höchst ungerecht, wollte man die Nachfolger als Nachahmer bezeichnen. Gerade Stieler hat neben dem Altmeister eine durchaus selbständige Stellung errungen, indem er den Kreis erweiterte, andere Gestalten und Vorgänge, vor allem den Ackerbauer und oberbayrisches Dörperleben wahr, anschaulich und mit künstlerischem Taktgefühl für das Zulässige schilderte.

Von den Ufern des Tegernsee's nach den Gestaden des ägäischen Meeres, aus dem Schatten deutscher Eichen und Buchen in attischen Ölwald, das war damals ein gewaltiger Sprung, eine große Reise! Aber für einen Dichter war eine Fahrt nach Griechenland ja nur die Reise ins zweite Heimatland. Mit Freuden also willigte der junge Professor ein, seinen Schwiegervater Egid von Kobell, der 1834 zum

Mitglied der Regentschaft in Athen ernannt wurde, an seinen Bestimmungsort zu begleiten.

Die Bayern in Griechenland ruhten, wie man weiß, nicht auf Rosen; wurden sie doch von vornherein von den Eingeborenen als Fremde und aufgedrungene Vormünder gehaßt! Die Gäste des Königs waren schlecht behaust und beim Lustwandeln auf klassischem Boden von räuberischen Realisten bedroht. Aber wenn sie früh morgens erwachten, sahen sie das Festthor der Akropolis und drüber die Marmorsäulen des Parthenon, sie fühlten den Atem des Meeres, und über ihnen wölbte sich der tiefblaue Himmel!

Wie empfänglich der „Steine klopfende" Bayer für alles Schöne und Neue war, was Natur und Kunst ihm boten, beweist sein Tagebuch. „Blättert man darin," sagt seine Tochter, „so glaubt man, die Aufzeichnungen seien von einem Maler, der mit dem Feuereifer eines Berufenen Bild um Bild, Skulptur um Skulptur studiert hat."

Nachdem er so in allen Poren Schönheit eingesogen hatte, kehrte er unverdrossen von des Ägaeus blauer Flut an die grüne Isar, unseren „nimmer rastenden Kephysos" zurück, zurück in Hörsaal und Laboratorium. Er ist bei der Arbeit so frohgemut wie auf der Jagd. Mit gesellschaftlichen Gaben ohnegleichen ausgestattet und allbeliebt wie er, würden die meisten sich begnügt haben, sich angenehm zu machen. Er dagegen hatte den glühenden Wunsch, den Menschen nützlich zu sein. Er that mehr als seine Pflicht, er hielt es nicht, wie Seneca, nur eines Sklaven würdig, an nützliche Erfindungen zu denken.

Seit Sömmering 1807 den galvanischen Telegraphen konstruiert hatte, waren die großen Entdeckungen Galvani's und Volta's schon in mannigfacher Weise gemeinnützlich verwertet worden. Kobell war von der Unerschöpflichkeit dieser Mine überzeugt; unermüdlich beschäftigte er sich mit dahin einschlagenden Versuchen. Er wurde der Erfinder der Galvanographie.

Auf eine versilberte Kupferplatte wird in Tuschmanier eine Zeichnung aufgetragen, die lichten Partien bleiben als Silberfläche, die dunklen werden je nach dem Valeur ein- oder mehreremale übermalt. Die Platte kommt sodann in ein galvanisches Kupferbad; erst belegen sich die reingebliebenen Silberflächen, dann als schlechter Leiter der Farbenauftrag mit Kupfer. Wenn dieser Niederschlag genügende Stärke hat, wird er von der Platte getrennt; er bietet das genaue Abbild des Originals und wird dann wie eine gestochene Kupferplatte behandelt.

Die Photographie drängte diese Erfindung Kobells, die von Hanfstängl technisch vervollkommnet wurde, vorläufig in den Hintergrund, doch ist sie durchaus entwicklungsfähig und zukunftskräftig.

Die Photographie selbst war für Kobell keine Überraschung. Schon 1839 ersann er, unabhängig von Daguerre, ein Verfahren, mittels des Sonnenlichts Bilder auf Papier hervorzurufen. Es ist bezeichnend für den anspruchslosen Gelehrten, daß die auf solche Weise hergestellten Blättchen, die als die ersten Photographien gelten können, erst im Nachlaß Kobells gefunden worden sind; er selbst pflegte diese Versuche nur gegen Freunde und scherzweise zu erwähnen.

Auch die Erfindung des Stauroskops, eines Apparats zur Bestimmung der Schwingungsrichtungen des polarischen Lichts in Kristallen, und des Gemsbart-Elektroskops haben die Wissenschaft und die Technik dem Münchner Forscher zu danken.

So mit nützlichen und erfolgreichen Arbeiten beschäftigt und bei wachsendem Gelehrtenruhm bewahrte er sich doch das warme Dichterherz und dachte nicht gering von poetischem Schaffen. Der Titel freilich, den Kobell der ersten Sammlung von hochdeutschen, pfälzischen und oberbayrischen Gedichten gab, erinnerte an den Gelehrten; er nannte sie Triphylin, nach einem drei Oxyde enthaltenden Mineral. Aber troß dem Titel, der für das große Publikum ganz und gar nicht verlockend klang, hatte das Bändchen einen großen Erfolg. Es enthielt namentlich

griechische Reisebilder, aber auch schon den „b'sundern Baam", die „drei Dukaten" und ähnliche humorvolle mundartliche Dichtungen. Diese gewannen ihm nicht nur im Süden die Herzen. „Wenn ich recht frohe, heitere Gesichter sehen will", schrieb die berühmte Charlotte von Hagn, damals Mitglied der Berliner Hofbühne, an Kobell, „so darf ich nur eines Ihrer Gedichte vortragen, ich bin dann des Erfolges immer schon im voraus gewiß".

Die Auflage war bald vergriffen, eine zweite erschien, ihr folgte eine dritte und so fort. Jede neue Auflage aber war auch mit neuen Beiträgen vermehrt und bereichert.

„Überall". schrieb ein Kritiker im „Stuttgarter Morgenblatt" „wehen uns aus Kobells Gedichten die bayrischen Farben entgegen. Wohin diese Farben reichen, folgt ihnen auch des Dichters Phantasie, von den bayrischen Gebirgen bis in die untere Pfalz und weit hinüber nach Griechenland". Wenn mich nicht alles täuscht, lauert hinter diesen schmeichelhaften Worten die Ironie! Für uns ist sie nur neues Lob des Dichters. Ja, er wurzelte in unserem Boden; ja, er hing an unserem Fürstenhaus, an unserem Land und Volk, an unserer Art und unserem Wesen mit ganzer Seele!! Und darum steht er eingeschrieben in ein goldenes Buch: in die Herzen seiner Stammgenossen. Der Staat kann vergessen, nie der Stamm! — —

Unter den hochdeutschen Gedichten scheinen mir die Griechenlieder die erste Stelle zu verdienen. Auf heiligem Pfade des eleusischen Gestades, im farbenglühenden Garten auf Korfu, unter der Platane von Vostizza spricht er von Vergangenheit und Gegenwart, feiert er die Freiheitskämpfe der Hellenen in alten und neuen Tagen. Auch in den hochdeutschen Dichtungen ist alles echt, frisch, gesund, der Schmerz wie die Freude, „Bleich und Rot", wie altdeutsche Dichtersprache den Wechsel von Leid und Lust, Furcht und Hoffnung bezeichnet. Überall die jugendkräftige Empfindung und lebendige Anschauung eines hochgebildeten, unverbildeten Poeten! Überall die Freude am Leben, überall die Liebe zu Gott!

Denn Kobell war von Herzen fromm, es paßt auch der andere Vers aus dem Parzival auf ihn:

> Weiß aber ist der Mann mit treuem Sinn,
> Ihn führt sein Glaube hoch zum Himmel hin!

Ihm, dem gewissenhaften Naturforscher, war wie dem kleinen Pfarrer von Limousin der Gedanke an Gott, Gott selbst Princip, Motiv und Ziel! Man lese nur das schöne Gedicht „Andachtsgefühl!" Und daneben Erinnerungsblätter einer edlen, unschuldigen Liebe, Minnelieder von sinnlicher Frische, Jagd- und Trinksprüche voll übersprudelnder Laune! Vieles davon ist in Besitz des ganzen deutschen Volkes übergegangen.

> „Ein König ist der Wein!
> Mit Segen reich beladen,
> Ist er von Gottes Gnaden
> Und mancher Purpur sein!"

Oder:

> „Ich liebe Grün, es ist die Farbe
> Des jungen Walds, der jungen Flur,
> Es ist der Hoffnung frische Farbe,
> Bin glücklich, darf ich hoffen nur!"

Es hat dem Dichter nicht geschadet, daß der Gelehrte in unermüdlicher Arbeit seine Kenntnis von Welt und Natur vervollkommnete. Begreiflicherweise nicht zu den volkstümlichen, wohl aber zu den wertvollsten Gaben seiner Muse gehören jene, an denen Forscher und Dichter gleichen Anteil haben. Es sei erinnert an die epische Dichtung „Die Urzeit der Erde", worin er eine Reihe großartiger Schöpfungsbilder uns vor Augen bringt. Er giebt uns Einblick in das Walten der Naturgesetze, in die Entwicklung des Organischen aus dem Unorganischen, wie aus jeder Zerstörung ein höheres Dasein hervorgeht:

> „Ein Werk des Lebens kann der Tod begraben,
> Das Leben selbst vertilgen kann er nicht
> Und ewig walten seine Gottesgaben" ....

Der große Gelehrte Alexander von Humboldt, wie der phantastische Weinsberger Sänger Justinus Kerner waren in gleicher Weise von dieser Dichtung entzückt!

Welch' gewaltige Stufenleiter reicht von diesen erhabenen Versen zum „Romantische Mädche", zum „Stee der Weise", zu den „zwee Birėbeem"!

„Schön Hannche und der Vater sitze
Im Garten vor'm Haus,
Es is a schöner Sommerobend,
Die Katz' guckt obe 'raus.

Do sächt der Vater: ‚Liebes Kind,
Ich bitt' Dich, laß den Fritz,
Denn Du hoscht nix und er hot nix,
Und wo nix is, da werd aach nix,
D'rum loß Du mir den Fritz'" ....

Wie fein empfunden aber auch seine hochdeutschen Gedichte, wie echt seine pfälzischen Genrebilder: am wohlsten fühlt sich der Dichter doch, wenn er in oberbayrischer Mundart zu plauschen anfängt.

Auch hier fehlt es nicht an ernsten Klängen, aber der Dichter zwingt den Männern in Joppe und Kniehose nicht seine persönliche Seelenstimmung auf; er zeigt uns, daß die finsteren Mächte, Sorge und Gram, im Dorfe ebenso rastlos und unheilvoll thätig sind, wie in der Stadt, aber als der wahre Realist hat er erkannt, daß auch der Schmerz nicht überall die gleiche Sprache redet. Zu tragischer Größe erhebt sich die Dialektdichtung in den Balladen „Die stoanern Jager", „Die Sennderin".

Wie strahlend heiter hinwieder blickt uns Kobells Muse in den kurz und bündig erzählten Schwänken an! Niemals wird die epigrammatische Ausdrucksweise des Naturmenschen durch überflüssige Bemerkungen und Erklärungen verkümmert. Ich erinnere an die „Drei Dukat'n":

„An arma Bua hat Schwammerl brockt!" ....

an den „Verdruß“:

„Was gront denn heunt' der Vater,
G'rad brumma kannst'n hör'n,
Just hat er g'haut sein Darl,
Den hat er sonst so gern“ ....

an „Das schlafende Diandl“, das der alte Jäger lange sinnend betrachtet:

„Es werd' ja do koa Rauba seyn.
Und werd' ihr do nix thoan,
Is ja a blutjungs Diandl no
Und grau is scho der oan!
Na, schau, er geht und thut ihr nix,
Doch hat'n ebbas druckt,
Er hat si hinter'n Ohrna kratzt
Und 's Hütl hat er g'ruckt!“

an „Guat Nacht“:

„Guat Nacht, sagt's Diandl zu sein Buabn,
Und ko nit weiter geh',
Guat Nacht, sagt er, hat's bei der Hand
Und bleib halt a no steh!
Guat Nacht, und noch amal Guat Nacht, —
Da schaug'n s' ananđer o,
Und sie sagt nix und er sagt nix
Und do geht koans davo!“

Am ungebundensten überläßt sich der Dichter in den Schnadahüpfeln dem Strom heiterer Laune. Diese hingeworfenen Strophen sprechen nur die Empfindung aus, von der gerade das Herz voll ist, verzichten auf jede Ausmalung und oft auch auf jede Logik, aber die Steigerung von Strophe zu Strophe in immer kecker aufjauchzender Fröhlichkeit reißt jeden Hörer — und jeder Leser wird ein Hörer, denn unwillkürlich drängt sich ihm zum Text die kunstlose Weise auf — mit sich fort:

„Und i will grad a Bleami,
I will ja koan Strauß,
Grad a bißl a Bußl,
Des bitt' i mir aus!“

„I ko d' Diendl nit leid'n,
Mog nix davo hör'n,
Und von alli grad oani,
Di han i no gern!"

„Und wenn i juchez,
Nit frag' i, worum,
Und wann i sing, no,
So is ma halt d'rum!"

Ja, diese kurzzeiligen Liebeswerbungen, Neckereien, Herausforderungen sind echte Volkslieder! Wie der Dichter seine Stoffe und seine Sprache dem Leben des Volkes entnommen hat, so hat das Volk selbst sie wieder sich angeeignet. Das mag eine launige Episode beweisen, die Ludwig Steub in den Wanderungen im bayrischen Gebirge erzählt hat. Ein ins Gebirge versetzter Beamter, der ein offenes Herz für die Schönheit urwüchsiger Volkspoesie hatte, gab zwei Burschen, die wegen Rauferei einen Tag im Karzer verbringen mußten, den Auftrag, während dieser Zeit ihre poetischen Leibstücke niederzuschreiben. Die Burschen übergaben ihm Abends etwa hundert G'sangeln, aber bei genauer Sichtung stellte sich heraus, daß mehr als die Hälfte aus Kobells Feder geflossen war!!

Auch in mundartlicher Prosa leistete Kobell Meisterliches. Die „G'schicht' vom Brandner Kaspar von Tegernsee" ist ein Kleinod schlichter und darum um so tiefer ergreifender Erzählungskunst. Auch in dramatischen Einaktern, in „Rauba", im „Roaga", in der „Brugger Marie" und anderen Volksstücken ist der Dialekt mit Glück verwendet; an theatralischer Wirksamkeit sind diese ersten Versuche von oberbayrischen Gebirgsstücken jüngerer Dichter übertroffen worden, an Wahrheit nicht.

Und Kobell erfreute sich eines Vorzugs, der es dem Dichter wesentlich erleichtert, ins Volk einzudringen: er trug seine Dichtungen selbst am wirksamsten vor. Er gehörte nicht zu jenen Eitlen, die über die eigenen Scherze selbst am lautesten, nicht

selten allein lachen; in trockenem Tone, doch mit äußerst feiner Betonung las er seine Verse; sein verwittertes Antlitz war dabei scheinbar „fuchsteufelswild", doch wer ihm ins helle Jägerauge blickte, sah den Schalk.

In Kreisen, in denen neben dem Ernst auch der Scherz galt, in dem auch ein lustiges Abenteuer oder ein frischer Jodler gern gehört wurde, fühlte sich unser Dichter wohl und daheim; in ihm war das Jagd und Sang und Tanz liebende Altbayertum gleichsam verkörpert.

Diese Wahrnehmung drängte sich am deutlichsten allen denen auf, die unsern Kobell im Kreise der gelehrten und poetischen Tafelgenossen Königs Maximilians II. gesehen haben. Der König war dem Waidmann, Dichter und Gelehrten ein gewogener Gönner bis an sein Lebensende. Als dieser liebenswürdige Fürst in edlem Drange, durch Förderung von Kunst und Wissenschaft dem geistigen Leben in Bayern rascheren Puls und neue Impulse zu geben, aus allen deutschen Gauen Dichter und Gelehrte an seinen Hof berief, fühlte man sich in einheimischen Kreisen verstimmt. Ich erinnere an das Wort, das Äschylos den Danaiden in den Mund legt:

„Man tadelt so gern, was Fremdlinge thun" ....

Um so überraschender war es, als gerade Kobell, der wie kein anderer zäh an altbayrischer Art hing und nur bayrische Politik getrieben wissen wollte, in freundschaftlichsten Verkehr mit den „Berufenen" trat. Insbesondere im Hause Dönniges war er ein ständiger Gast, und mit dem edlen Geibel verband ihn innige Freundschaft, die um nichts weniger aufrichtig war, weil sie sich nicht in Huldigungen kundgab. Es kann hier nicht näher auf den damals sich vollziehenden Umwandlungsprozeß eingegangen werden; damals wurde das ersprießliche Hereinziehen eines neuen Kulturelements kaum von einem Eingebornen so vorurteilsfrei gewürdigt, wie von Kobell. „Ein einziger Autochthone", so schreibt Dingelstedt! „er aber ein urwüchsiges, echt und altbayrisches Talent, Poet und Professor zugleich, Franz von Kobell,

ward als Ausnahme völlig heimisch unter uns Fremden, wie wir es in seinem Hause wurden, das eine liebenswürdige Frau und drei holde und kluge Töchter schmückten!" Riehl, Bodenstedt, Bluntschli, Dingelstedt haben uns die eigenartige Tafelrunde geschildert, die „Symposien", zu welchen der königliche Freund edlen geistigen Genusses die von ihm besonders hochgeschätzten Dichter, Künstler und Gelehrten berief. Dabei durfte Kobell nie fehlen, er war das notwendige Bindeglied zwischen den „Ausländern" und den verstimmten und verschüchterten Autochthonen.

Und wie stellte Kobell erst seinen Mann, wenn König Max, selbst ein leidenschaftlicher Waidmann, seine Tafelgäste zu fröhlicher Jagd einlud, entweder nach seinem Bergschloß Hohenschwangau oder an den unvergleichlichen Königssee! Im „Wildanger", dem köstlichen Brevier für Jäger und Jagdfreunde, hat Kobell selbst das bunte Treiben dieser Königsjagden wahr und lebendig geschildert. Die meisten Gäste mochten in ihrer Erscheinung an einen Jägerchor in der Oper erinnern! Man denke sich nur Dingelstedt, die langen Fortschrittsbeine in Kniehosen und Wadenstrümpfe geklemmt — oder den kleinen, schmächtigen, beweglichen Ranke mit grünem Gebirgshut und der Büchse. Aber der Kobell, der war ein richtiger Jäger, sowohl in der Erscheinung, als im männlichen Thun, wenn es galt, den Hirsch zu treffen oder das Mankei im Bau aufzuspüren oder den Gemsbock im wilden Geklüft des Watzmann zu schießen.

Wenn aber Abends im Schwanensaal die Jagdgenossen zu fröhlichem Waidgelage versammelt waren, da war es wieder Kobell, der am feurigsten die edle Jagd und den königlichen Jagdherrn feierte und am lustigsten die Abenteuer des Tages besang. In den erst nach dem Tode des Königs herausgegebenen Gelegenheitsgedichten bei den Königsjagden wird gar grimmig Gericht gehalten über den und jenen Genossen. . . . .

„Herr Dönniges, der hat bewährt,
Wie blinde Hitz' das Herz verkehrt,
Sonst müßt's ihn wohl verdrießen,
Ein armes Kitz zu schießen!"

Und wie schnurrig werden besungen

„Graf Ricciardo, der edle Jäger,
Der verwegene Flintenträger ꝛc.“

und der „Engländer“ Cetto:

„An der Latsche saß der Knabe,
Hielt die Büchse in der Hand ꝛc.“

der die herankommenden Gemsen nicht schoß, weil er die Büchse nicht geladen hatte!

Kein Zweifel, der Beliebteste von den Jagdgästen war „der Kobel“, wie er von Jung und Alt, Hoch und Niedrig genannt wurde. Ihn hatten Alle gern, der berühmte Jagdgenosse, der selbstbewußte Forstwart, die dralle Sennerin.

Wie erstaunt wären aber der Hiesel von der Schöffau und die Liesel von Vordereck gewesen, wenn sie ihren „guten Freund“, den weißhaarigen Schützen und Spielmann, gesehen hätten, wie er in mittelalterlicher Toga vor ernsten Kollegen und pietätvoll aufblickenden Studenten eine Rektorrede oder im goldgestickten Frack des Akademikers einen Vortrag über chemische Analyse von Mineralien hielt.

Welche Achtung dem Gelehrten von den gewiß nicht allzu leicht befriedigten Kollegen gezollt wurde, beweist am besten ein Auftrag der von König Max ins Leben gerufenen historischen Kommission. Als sie das großartige Unternehmen ins Auge faßte, eine Geschichte der Wissenschaften dem deutschen Volke zu bieten, vertraute sie Kobell die Abfassung der Geschichte der Mineralogie an, und nach Erscheinen des Werkes war die wissenschaftliche Kritik darüber einig, daß man für die unendlich schwierige Aufgabe den rechten Mann gefunden hatte.

... Wollen wir auch über dem Forscher und Dichter nicht den Menschen vergessen! Wie warm schlug dieses Herz für alle, mit denen es durch Bande der Familie oder Freundschaft verbunden war, wie warm schlug es für die ganze Menschheit! Er setzte seine Ehre darein, ein schlichter braver Hauswirt, Gatte

und Vater zu sein. Ein Leben ohne Makel, eine Erinnerung ohne Schatten! Mit wohlverständlicher Derbheit zeigte er, daß ihm alles Falsche, Gespreizte, Frivole zuwider sei. Männlich, aufrichtig, deutsch war er in Wissenschaft und Leben. Politischen Parteien blieb er, obwohl von regem Vaterlandsgefühl beseelt, in der Regel fern. Was sein König für das Beste hielt, war für ihn Richtschnur und Wunsch. Mit seinem König teilte er, hierin von den meisten Freunden und Kollegen abweichend, den großdeutschen Standpunkt. Aber trotzdem und obwohl er sonst das politische Lied nicht pflegte, begrüßte er mit Jubel die Ereignisse von 1870 und 1871, „die Rose, die auf blutiger Wahlstatt erwuchs": die Einigung der deutschen Brüder!

Mit zunehmender Lebensdauer hatte er weder eine Abnahme seiner Gesundheit, noch eine Schwächung seiner poetischen Erfindungs- und Gestaltungskraft zu beklagen; im Gegenteil, es war, seitdem es ihm „unter's Hüt'l g'schneibt" hatte, eher eine Vertiefung der Produktion zu erkennen. Mit Laune begrüßte er als Siebzigjähriger das Greisenalter, und wieder nach sieben Jahren sang er:

„Ho g'moant, oa Siebner langat scho,
Ma hätt' an dem scho gnua,
Jetzt aber kimmt zum Ueberfluß
A Zwoater no dazua!"

Noch immer beseelte ihn die alte Lust an Wald und Flur, Jagd und Gesang. Auch nach seinem fünfzigjährigen Gemsjägerjubiläum, das in fröhlicher Weise in Schloß Tegernsee gefeiert wurde, ließ er nicht ab, zu steigen und zu pirschen. Als er es endlich doch aufgeben mußte, die Gemse auf hoher Fluh aufzusuchen, richtete er an seinen Schutzpatron die Bitte:

„O liebster Sankt Hubertus,
I hätt' a schöni Bitt',
I bi an alter Kampi,
Und jager do no mit.

Dös Auffikrabbeln aba,
Ganz z'höchst, wie i's wohl möcht',
O lieber Sankt Hubertus,
Dös thuats halt nimmer recht.

‚D'rum schick' mir Du an Gamsbock,
Wo's nit so schief'ri is,
Schau! auf an untern Wechsel,
Und selli kennst ja g'wiß!'"

Noch immer liebte der weißbartige Jäger, nach beendigter Jagd in der Wirtsstube vor pfiffigen Jägerburschen oder in der Spinnstube vor atemlos lauschenden Dirnen einen Liedercyklus oder eine Erzählung oder einen Schwank zum Besten zu geben. Den größten Beifall in seinem Leben erzielte er, wie er selbst erzählt, als er vor einer Alphütte seine eben niedergeschriebene Geschichte vom Heiratsstoa einem ganzen Rudel von Sennerinnen vortrug. Eine Première, die gewiß nicht der Annehmlichkeit und der Anmut entbehrte!

Und als er sich endlich doch versagen mußte, das Wild im grünen Busch zu jagen, als er, wie er spottete, ans Austragstüberl gebannt war, da blieben ihm doch noch viele gute Geister treu, die ihm sein ganzes Leben verschönt hatten: die Liebe dankbarer Kinder, die Gunst treuer Gönner, die Freundschaft langjähriger Genossen, die Verehrung pietätvoller Kollegen und Schüler. Erst im Sommer 1882 befiel ihn schweres Siechtum. Als ihm auch das Waldesgrün und der Tannenduft in Bad Kreuth nicht die erhoffte Heilung brachten, da wußte er, daß es Zeit werde, auszuruhen von der Erdenarbeit. In der Mittagstunde des 18. November 1882 that das goldene Herz den letzten Schlag.

Doch in der Geschichte der Wissenschaft wird sein Name fortleben, und seine G'schichtln und G'sangln werden fortleben im Munde des Volkes vom schaurig schönen Königssee bis zur hastigen Partnach und der einsamen Riß. Und als sichtbares Zeichen unserer Dankbarkeit wollen wir dir, verklärter Dichter, ein schlichtes, aber deine

männlichen Züge festhaltendes Denkmal errichten, dort, wo — wenn auch in blauer Ferne — deine geliebten Berge grüßen, und schmücken wollen wir dies Denkmal eines Sängers,

„aus dessen Weisen der Frohmut eines Volkes klang,“

mit festlichem Lorbeer, nein, nicht mit ihm allein, schmücken wollen wir unseren Kobell Franz mit Lorbeer und mit Alpenrosen!

